


Grube:
Wielands
Leben







1974

No. 3620.

wöchentl. 1/2 gr. Lesegeld

~~Rauchfuss.~~

~~Schneider Deutsch~~

Tit. Kupfer
Wielands Bildniss.

J. Reichard's
Buchhandlung
in
Torgau



Christoph Martin Wieland

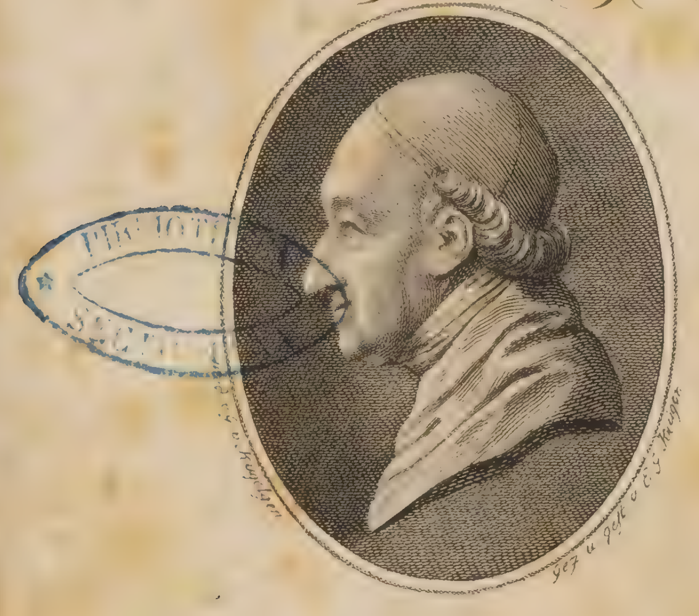
geschildert

von

J. G. Gruber.

Erster Theil.

Christ^{ph} Martin Wieland.



Geschildert
von
J. G. Gruber.

Erster Theil.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1815.

Sr. Königlichen Hoheit

Karl Friedrich,

Erbgroßherzog

von Sachsen-Weimar, Eisenach und Fulda

unterthänigst

gewidmet.

Vorrede.

Ich habe hier versucht, das Leben Wielands zu schildern, d. i. das Leben eines Dichters, das nicht reich an äußern Begebenheiten, desto reicher aber an innerem Gehalt ist. Die Wirkungen dieses Lebens haben sich bedeutend über ein halbes Jahrhundert verbreitet, und es ist wol beides gleich der Mühe werth, diese Wirkungen selbst und deren Ursachen in Wielands Geist und Gemüt genauer kennen zu lernen. Wenigstens etwas dazu beigetragen zu haben, hoffe ich, und einer der glücklichsten Zufälle meines Lebens hat mich dazu in den Stand gesezt. Eine Recension, die ich über Wielands Krates und Hipparchia für

die Hallesche Literatur-Zeitung im Jahr 1805 geschrieben hatte, und die den Versuch einer Charakteristik des Dichters enthielt, fand Wielands Beifall so sehr, daß er deren Verfasser kennen zu lernen wünschte. Fernow führte mich, als ich kurz darauf Weimar zu meinem Aufenthalte gewählt hatte, dem ehrwürdigen Greise in Tiefurt zu, und dieser lud mich ein, recht bald wieder zu kommen und meine Recension ihm mitzubringen. Es geschah, und Wieland fand mich nicht unwürdig, dereinst eine genauere Schilderung von ihm zu liefern, wozu er mir selbst beförderlich zu seyn versprach. Nie werde ich der schönen Stunden vergessen, wo er so mild und freundlich, in der Nähe des auserlesensten Hofes, unter einem wölbenden Ahorn dies Versprechen zu erfüllen anhub. Jede neue Unterhaltung gewann ihm

mein Herz mehr, und auch Er beglückte mich mehr und mehr mit seiner Gewogenheit. So kam es denn, daß er vertrauend sein Leben und sein Gemüt mir aufschloß, auf jede Frage gern Antwort, für jeden Zweifel Gewißheit gab. Lächelnd sagte er einst, als er meine Recension dabei zur Hand nahm: Hätten Sie wol geglaubt, daß diese zum Kompendium würde, worüber Wieland Ihnen Vorlesungen hielte?

Was Wieland mir mitgeteilt hatte, schrieb ich in kurzen Säzen nieder, um dereinst davon bei einer Charakteristik desselben in meinem ästhetischen Wörterbuche Gebrauch zu machen; denn daß ich als sein Biograph auftreten würde, kam mir nicht in den Sinn. Selbst als ich die schmerzliche Nachricht seines Verlustes erhalten hatte, faßte ich einen solchen Entschluß nicht, den erst mein Freund Brockhaus

in einer Unterredung über Wieland beförderte. Meine Liebe zu dem Verewigten, das Studium, das ich aus seinen Schriften gemacht, die Mitteilungen, die er mir selbst gegeben, schienen mir ein Beruf dazu; genug, ich gab das Versprechen. Ach, mir ahnete damals nicht, welch ein Schicksal bevorstand! Auf meine verheißene Schrift hatte es doppelt nachteiligen Einfluß, denn als das Bombardement Wittenbergs mir die schleunigste Räumung meiner Effekten in einen Keller notwendig machte, gingen mir unter andern Papieren auch mehrere über Wieland verloren, und nachher kam bald eine Schlacht, bald eine Reise, bald Krankheit und eine ganze Ilias häuslicher Leiden zwischen meinen Willen und die Ausführung. Unmöglich konte ich darum leisten, was ich gerade hier so vorzüglich gewünscht hätte. Indeß wäre

doch das Schlimmste, wenn durch Schuld dieser Umstände und meines Gedächtnisses die Wahrheit solte gelitten haben. Daß wenigstens dieses Schlimmste nicht eingetreten sey, glaube ich versichern zu können, und ein überzeugender Beweis davon ist wol unstreitig die Beglaubigung, welche meine Schilderung durch Wielands eigene Briefe erhalten hat. Eben da ich meine Arbeit beendigt hatte, erschienen davon zwei Samlungen, eine von dem selbst als Dichter rühmlich bekanten Sohne (Wien bei Gerold 1815. 2 Bde. gr. 8.), die andere von dem nun auch abgeschiedenen Schwiegersohn des Verewigten (Zürich bei Geßner, 2 Bde. 8. noch nicht geschlossen) veranstaltet. Da mehrere Personen, die ich in zweifelhaften Fällen um Auskunft bat, mich eines Dankes dafür überhoben haben; so würde eine frühere Erscheinung jener

Samlungen mir sehr erwünscht gewesen seyn. Je weniger es aber in meiner Gewalt lag, sie abzuwarten, desto erfreulicher ist mir die Bestätigung, welche sie meiner Schilderung geben. Um meine Leser für den Verlust eines hie und da vielleicht gewünschten Details nach Möglichkeit zu entschädigen, werde ich tun, was mir noch übrig ist, am Ende meines Werkes nämlich einen gedrängten Auszug aus jenen Briefsamlungen in Bezug auf meine Darstellung geben. Deshalb bemerke ich zum Voraus, daß G. S. Geßners, W. S. Wielands Samlung anzeigt. Bei diesem ersten Bändchen konte ich nur an dem lezten noch ungedruckten Bogen Gebrauch von ihnen machen; und nur damit es bei dem zweiten Bändchen geschehen möchte, erscheint dieses nicht sogleich mit dem ersten.

Einleitung.

Hat irgend eine Nazion Ursache auf ihre Literatoren, besonders aber ihre Dichter, einen vorzüglichen Wert zu legen, so ist es die teutsche, die, nachdem sie gegen alle Nazionen gerecht gewesen ist, auch gegen sich selbst gerecht zu seyn anfängt, denn die nächste Vergangenheit hat ihr ihre wahresten Bedürfnisse allzufühlbar gemacht. Das morsche Statsgebäude des heiligen Römischen Reiches ist zusammengestürzt, eben weil es das heilige Römische, und nicht das einige Teutsche Reich war, das uns fest und immer fester verbunden hätte. — Als aber Teutschlands

Verfassung unterging, lebte doch Teutschlands Geist fort in seiner Poesie, und eine gemeinsame Sprache erhielt uns noch Liebe zum Vaterlande. So lange unsre Fürsten unsre Sprache reden, ist nicht alles verloren. Nur der fremde Herscher, der von außen komt,

> Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
> Er kann nicht Vater seyn zu unsern Söhnen.

Sprache und Poesie sind ein heiliges Gemeingut jeder Nazion, sind ihr Palladium; verachtet ein Volk seine Sprache, so wird es bald auch seinen Nazionalcharakter verachten, denn nur in der Muttersprache — ein schöner Name, der die reinsten Freuden unsers Werdens, und alle die geliebten Wesen, unter und mit denen wir aufwuchsen, zurückruft! — kann sich der bestimte Geist eines Volkes treu abspiegeln. Wer sich gewöhnt, in einer fremden Zunge zu sprechen, der wird auch bald denken wie ein Fremder. Wo aber hatte dieses Unheil mehr um sich gegriffen, als in Teutschland? Schienen nicht all unsre Höfe und fast

der ganze Adel Teutschlands von unsrer Muttersprache zu denken wie Karl der Fünfte, der sie nur mit seinen Pferden und Pferdeknechten zu sprechen gut genug fand? Schienen nicht alle mit dem Ausdruck Allemand Begriffe zu verbinden wie der windige Bouhours, der die Frage aufwarf: Si les Allemands pouvaient avoir de l'esprit? War nicht der größte teutsche Fürst der größte Verächter unserer Sprache und Literatur? War nicht seine Akademie der Wissenschaften in Teutschland eine französische? — Man entschuldigt diesen größten Mann seines Jahrhunderts, man entschuldigt alle Höfe, man entschuldigt den ganzen Adel Teutschlands mit der höchst kläglichen Beschaffenheit, worin sich die Sprache und Literatur der Teutschen vom Anfang bis fast in die Mitte des vorigen Jahrhunderts befunden. Wie kam es denn aber, daß solch ein halbes Jahrhundert erschien, während dessen alle Lieblichkeit der Minnesänger, alle Treuherzigkeit der Meistersänger, die gewaltige Kraft

Luthers und die Kernhaftigkeit der Opiz-Flemmingschen Schule so rein für Teutschland verloren waren, als wären sie nie vorhanden gewesen? — Für uns gab es keinen Ludwig, keinen Richelieu, und wer weiß, wohin es mit uns noch gekommen wäre, hätte nicht noch einmal der teutsche Genius seine Schwingen mächtiger geregt, und eine neue Periode für unsre Poesie herbeigeführt, deren wir uns zu rühmen vielfache Ursache haben. Zu einer Zeit, wo man mit vornehm eklem Air auf Teutschlands Sprache und Kunst herab höhnte, wo teutsche Fürstenhöfe mit gallischer Zunge redeten, teutsche Frauen nur mit gallischem Wiz plaisantirten, entbrante unter mehreren vorzüglichen Geistern ein edler Wetteifer für die Ehre des teutschen Namens. Keine Fürstengnade hat den edlen Wetteifer gelohnt; laßt uns also wenigstens nicht undankbar gegen ihn seyn, und raubt ihm nicht die Anerkennung der Nachwelt! Nicht achtend des Hohns der französirten Menge, nicht lüstend nach Beifall, welchem

Gold folgt, gingen die redlichen teutschen Männer, glühend von Vaterlandsliebe, nur vom Geiste des wahrhaft Schönen, Grosen und Guten geleitet, mutig und unverrückt ihren hohen Gang zum schönen Ziele. Durch sie wurde von neuem unsere Sprache ausgebildet, unserm innern Leben Gehalt und Form gegeben, unsre Denkart und Empfindungsweise veredelt, unser — Selbstbewußtseyn wieder aufgerichtet. Die Wirkungen hievon waren groß und bedeutend, und erstreckten sich so weit, als die teutsche Sprache geredet ward. Alle Teutschen nahmen hieran Anteil, wie sehr sie sonst auch durch Religion, Statsverfassung und verschiedene Interessen getrent seyn mochten. An der Elbe und an der Donau, am Riesengebirg und unter den Alpen fühlte der Teutsche sich hiedurch einen Teutschen, und der Oesterreicher und Baier, der Preuße und Sachse, der Schwabe und Rheinländer fühlte und dachte sich als Teutschen vielleicht allein bei der Stimme der Poesie, die

demnach die Einerin Teutschlands mit Recht genant werden mag.

In der Reihe der vorzüglichen Geister, die jene schöne Wirkung hervorgebracht haben, steht Wieland unter den Ersten. Wie er, zum Dichter geboren, und zum Weisen sich selbst bildend, mit den schönsten Eigenschaften des Geistes und Gemütes von der Natur reich ausgestattet, doch durch den beharrlichsten Fleiß noch reicher geworden, fast berufen schien, mit all seinem erhaltenen und erworbenen Reichtum, auf einem eigenen Wege, für jenen Zweck zu wirken, das kann keinem entgehen, der die Geschichte seines literarischen Lebens achtsam betrachtet. Der innere Trieb zur Poesie verkündet schon in dem Knaben den Willen der Natur, der er sich hingibt mit ganzer Sele. Ungeleitet tritt er in die Bahn, unverstanden von seiner Umgebung, zur ungünstigsten Zeit. Aber ihn treibt sein Eifer fort und fort; und sind gleich Ziel und Richtung ihm unbekant, so vertraut er doch dem

Gott in seiner Brust. Sein Vertrauen wird nicht getäuscht, denn alle Schicksale seines Lebens scheinen so angeordnet, seine Liebe selbst und sein Irrtum darauf berechnet, daß er auf einen Punkt gestellt würde, wo die Ehre des teutschen Namens am meisten bedroht, von ihm oder von Keinem gerettet werden konte. Indem seine Begeisterung aushält gegen alle Hindernisse, seine Beharrlichkeit größer ist als alle Schwierigkeiten, gelingt ihm, was dem Einzelnen, und vollends in seiner Lage, unmöglich schien. Sein stilles Dichterleben wird dadurch ein höchst merkwürdiges Leben; nicht blos anziehend, weil von dem Manne die Rede ist, dem jeder von uns so manche schöne Stunde verdankt, sondern wichtig, weil das, über ein halbes Jahrhundert umfassende, Wirken dieses Mannes von dem entschiedensten Einfluß auf die Bildung unserer Nazion war. Daß er auf eine glänzende Weise die geschmähte Ehre des teutschen Geistes gegen das Ausland gerettet habe, dies hat man oft schon ihm zuge-

standen; daß er den Teutschen Teutschland eroberte, und daß dies nur gerade der Mann, wie Er war, vermochte, hat noch Keiner gefunden, und gleichwohl ist es nicht weniger wahr. — Sein Leben wird jenes zeigen, dieses beweisen. Es will sein eigentümliches Verdienst darstellen, ohne dem eines Andern zu nahe zu treten. Jedem Verdienste seine Krone!

1733 — 1750.

Christoph Martin Wieland wurde geboren am 5. September 1733, in der damals schwäbischen Reichsstadt Biberach, die, unfern der Grenze der Schweiz, am Bache Rieß in einem lustigen Thale liegt. Sein Vater, Senior daselbst, war ein würdiger, vielfach gebildeter, Mann, ein gründlicher Kenner der alten Sprachen, der erst in Tübingen die Rechte, und nachher in Halle Theologie studirt hatte. Man weiß, daß auf dieser leztern Universität, sogleich nach ihrer Errichtung, durch Thomasius und Wolf der Geist der Philósophie in Teutschland neu aufblühte, daß durch Christoph Cellarius Geschichte und alte Literatur einen neuen Schwung erhielten, daß aber in der Theologie ein schwärmerischer Pietismus herschte, der durch des würdigen August Herrmann Franke doppelte Stiftungen nicht

wenig begünstigt wurde. War der Vater unsers Wieland von den Einwirkungen desselben auch nicht völlig frei geblieben, so verhinderten doch die Einflüsse der Philosophie, daß seine Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit nie in fanatischen Eifer, Verkezerungs- und Verfolgungssucht ausarteten, von welchen sonst jener Hallesche Pietismus sich nicht ganz frei erhalten hat. Ein Glück für seinen Sohn, der schon in frühesten Jahren alles mit einer besondern Lebhaftigkeit ergrif, und bei einer ungemein regen Phantasie, wie sich künftig zeigen wird, nur zu sehr in Gefahr stand, in der religiösen Schwärmerei das Maas zu überschreiten. Der Einfluß des Vaters auf den Sohn war hier um so größer, da der Vater zugleich des Sohnes Lehrer wurde, und also mit zwiefacher Gewalt, des Vaters Beispiel und des Lehrers Ansehn, auf die empfängliche Sele des zarten Knaben wirkte. Die Gefahr, eine so schöne Natur, als in diesem Knaben sich offenbarte, wo nicht gar im Keime zu ersticken, so doch bedenklich miszuleiten, wuchs

in eben dem Grade, als der Vater die geistige Bildung des Sohnes übereilte, und den Unterricht etwas treibhausartig betrieb. Noch hatte der Knabe nicht das dritte Jahr vollendet, als der Vater schon seinen Unterricht begann. Seinem Eifer, diesen zu beschleunigen, glich nur die Leichtigkeit, mit welcher der Knabe alles auffaßte und behielt. Die Fortschritte, die er machte, waren deshalb auch ungewöhnlich, denn im siebenten Jahre las er des Nepos Biographieen nicht bloß nothdürftig, sondern mit Vergnügen, und verstand im dreizehnten Virgil und Horaz in gewissem Sinne besser als seine Lehrer. Es lag also etwas in ihm, was kein Unterricht geben, und kein noch so verkehrter Unterricht gänzlich unterdrücken, nur misleiten oder aufhalten kann. Hier scheint er es nicht gethan zu haben, weder im väterlichen Hause, noch nachher, als der junge Wieland Antheil an dem öffentlichen Unterricht der gelehrten Schule seiner Vaterstadt nahm, wo er die ersten Kentnisse auch der griechischen und hebräischen Sprache erhielt.

Von seinem zwölften Jahr an zeigte sich seine vorherrschende Neigung zur Poesie immer mehr. Nicht nur gewährte Lesung der Dichter ihm ein vorzügliches Vergnügen, sondern er versuchte auch selbst, Poetisches hervorzubringen. Unaufhörlich übte er sich in lateinischen und teutschen Versen, deren er bereits eine große Menge verfertigt hatte, als er den kühnen Entschluß faßte, die Zerstörung Jerusalems in einer Epopöie darzustellen. Er begann sie; ich weiß aber nicht, wie weit er damit gekommen ist. Schade, daß es Wielanden nicht gefiel, uns ein eben so genaues Gemälde seiner Kindheit, eine eben so ausführliche Geschichte seines frühesten geistigen Werdens zu liefern, als Göthe uns von sich geliefert hat. Wie gern würden wir, nicht bloß bei der Art und dem Gange seines Unterrichts seinen Geist, sondern auch in der häuslichen Stille, unter der mütterlichen Obhut, sein Herz sich entfalten sehen, wie gern ihn zu seinen Spielen und unter seine Gefährten, in den Lärm der Menschen und die Einsamkeit der Natur be-

gleiten, und vernehmen, welche Ansichten er faßte, welche Gefühle sich in ihm regten, welche Neigungen in ihm erwachten, und wie aus diesem allen seine Einbildungskraft sich eine eigne Welt schuf. Gewiß, ein treues Selengemälde dieses physisch und geistig zarten, sinnigen, zu schöner Schwärmerei leicht hingerissenen, seinen Altersgenossen voraus fliegenden, Knaben würde nicht bloß zur Befriedigung einer müßigen Neugier dienen, sondern uns über manches Aufschluß geben, wodurch späterhin der Mann auf sein Zeitalter so bedeutenden Einfluß gewann. Wieland aber mistraute hierin dem eignen Gedächtniß, und fürchtete, bei solcher Erzählung aus der Geschichte zur Unzeit in die Poesie zu verfallen. Als ich einst unternahm, diese bei seiner Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit so ungegründete Furcht ihm auszureden, versprach er, auf die Gefahr des Selbstbetruges hin, einen Versuch zu machen. Ich weiß nicht, ob er es gethan hat, will aber nicht unternehmen, was er selbst zu thun Bedenken trug.

In seinem vierzehnten Jahre kam Wieland auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welches Institut damals unter der Direction seines berühmten Abtes Steinmetz einen ausgezeichneten Ruf und den ausgebreitetsten Beifall hatte und verdiente. Von allen Seiten strömten Jünglinge aus den angesehensten Familien des In- und Auslandes herbei, so daß die Schulgebäude ansehnlich erweitert werden mußten; denn man bildete hier die Jünglinge nicht allein für den gelehrten, sondern auch für jede Art des Civilstandes und den Militairstand. Es gab daher noch vor zwanzig Jahren fast keinen angesehenen Stand und Geschäft, besonders in den preußischen Staten, worin nicht mehrere verdienstvolle und hochgeschäzte Männer ihre Bildung in Klosterbergen erhalten hätten. Von berühmten Gelehrten, die unter Steinmetzens Leitung um jene Zeit daselbst ihre Bildung empfingen, braucht man nur die Namen eines Adelung, Steinbart, Silberschlag, Hermes und — Wieland zu nennen. Gut und zweckmäßig für

für jene Zeit war der Unterricht in den mehresten Wissenschaften, und die Anweisungen, welche in alter und neuer Sprachkunde, Mathematik, Physik, Philosophie und den sogenanten schönen Wissenschaften ertheilt wurden, von solcher Beschaffenheit, daß der Geschmack am Studiren dadurch befördert wurde. Wieland, dessen Geist um vieles seinen Jahren vorausgeeilt, und der schon mit Vorkentnissen reich ausgestattet hieher gekommen war, blieb hinter den besten seiner Mitschüler nicht zurück; sein Eifer nach Erkentniß, sein beharrlicher Fleiß in Erlangung derselben, waren außerordentlich. In einem Punkte leitete das ihm angeborne zarte Gefühl des Wahren nnd Schönen den nach Weisheit dürstenden Jüngling richtiger, als seine Lehrer vielleicht gethan hätten. Abhold jenem kunstmäßigen Spalten und Zergliedern der Begriffe, wie es, vornehmlich in den theologischen Lehrstunden, nach Baumgartens Dogmatik und Polemik getrieben wurde, hielt sich unser Wieland lieber an den schönen Vortrag der Alten, die auch in

der Philosophie die Grazien und Musen nicht verscheuchten, und der damals so wenigen Neueren, die hierin mit den Alten zu wetteifern begannen. Unter den Griechen wurde besonders Xenophon sein Liebling, dessen Denkwürdigkeiten des Sokrates sein Handbuch der Philosophie war. Die Kyropädie zog ihn durch Inhalt und Vortrag gleich mächtig an, beschäftigte aber seine dichterische Einbildungskraft doch vorzüglich mit der schönen Episode: Araspes und Panthea, von denen er auch zehn Jahre später noch so voll war, daß er dem Drange, diesen eben so lehrreichen als unterhaltenden Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens auf seine eigne Weise darzustellen nicht widerstehen konte. Nicht minder fühlte er sich durch Cicero's kleinere philosophische Schriften angezogen, und bewunderte die Einleitungen zu den größeren, die er auch in seinen lezten Jahren noch für schöne Portale zu herrlichen Gebäuden erklärte. Steele's und Addisons Zuschauer und Schwätzer (the Spectator und

the Tadler) lernte er zwar nur in Gottſcheds Ueberſezung kennen, erkante aber auch ſo noch die Geiſtesverwandten jener Alten, und nahm ſie unter ſeine Lieblinge auf. So wurde es hell in ſeinem Geiſt und heiter in ſeinem Gemüth; die Weisheit erſchien ihm in einer ehrwürdigen, nicht aber in einer abſchreckenden Geſtalt.

Sehr wahrſcheinlich würde demnach ſchon ſein früheſtes Streben eine weit andere Richtung genommen haben, wenn nicht das Inſtitut, worin er ſeine Bildung erhielt, noch andere Eindrücke in ſeine junge Sele geprägt hätte, welche die Zeit nicht ſo bald vertilgen konte. Ich meine die religiöſen Eindrücke. Wie überhaupt um jene Zeit in vielen Gegenden des proteſtantiſchen Teutſchlands Pietismus herrſchender Ton war, ſo war er es vorzüglich in Kloſterbergen unter Steinmetz, und weder ſeine noch des Inſtituts Freunde haben die natürlichen Folgen und zufälligen Wirkungen deſſelben auf die hier zu bildenden Jünglinge ableugnen können. Die vielen Andachtsübungen würden noch

ſe andertbalb Bogen, nämlich von S. 9 bis 226 jedes Blatt

weit mehr eine mystische Schwärmerei auf der einen, oder Kopfhängerei und Heuchelei auf der andern Seite hervorgebracht haben, hätten nicht manche der damaligen Lehrer, die nichts minder als Freunde des übertriebenen Pietismus waren, durch Gegenwirkung so nachtheiligen Einflüssen vorgebeugt. Dennoch waren sie bei einzelnen Jünglingen groß genug, und unter diese gehörte Wieland, der bei seiner lebhaften Phantasie und einer großen Reizbarkeit des Gefühls zu religiöser Schwärmerei schon an sich geneigt war. Zum Glück oder Unglück fielen ihm aber auch, nebst Bayle's Dictionaire, Schriften von d'Argens, Voltaire u. a. in die Hände, die nicht ohne Wirkung auf ihn blieben, und ihn in den Verdacht eines Freidenkers brachten, wodurch er nicht wenig zu leiden hatte. Am meisten litt er jedoch durch den Zwiespalt, worein er mit sich selbst geriet, indem er, bei aller Freidenkerei, sich doch auch gern zum Heiligen gebildet hätte, und vielleicht jeder Excentricität der thebaischen Anachoreten um so mehr fähig

geworden seyn würde, je weniger er, aus Unkunde der menschlichen Natur, den Grund mancher Erscheinungen gekannt. „Wie oft, sagte er, habe ich mich in Thränen des Schmerzes fast gebadet, fast die Hände mir wund gerieben, und die Nächte schlaflos hingebracht!“ Unstreitig war bei ihm eine krankhafte Reizbarkeit mit im Spiele, die bei seinem anhaltenden und angestrengten Studiren sich nothwendig erzeugen mußte. Seine Einbildungskraft würde gewiß das Uebel noch vergrößert haben, wenn er nicht durch Lesung jener Schriften auch seinen Verstand gleichmäßig ausgebildet, und unbewußt der Einbildungskraft selbst eine andere wohlthätigere Richtung angewiesen hätte. Und troz dem kam doch dem guten Jüngling, wie wir bald sehen werden, mancher bedenkliche Paroxysmus.

Als ein sechszehnjähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, mit Kentnissen und Einsichten weit über sein Alter, zart und fast schwächlich von Körper, aber gesund und kräftig an Geist

und Herz. Ich bin sehr geneigt, ihm als ein besonderes Glück anzurechnen, daß er nicht unmittelbar von da eine Universität bezog, sondern vorher anderthalb Jahre lang bei Baumer in Erfurt, einem Verwandten, lebte. Der Umgang mit diesem denkenden Kopfe wurde für Wieland sehr wohlthätig, und ist nicht ohne dauernde Wirkung geblieben. Die Logik, die er bei Baumer studirte, das Privatissimum über die Wolfische Philosophie, das er bei ihm hörte, hätte er anderwärts wol auch eben so gut studiren können, allein im Ganzen doch nicht eben so viel gelernt. Die große allgemeine Naturgeschichte der menschlichen Thorheit und Narrheit lernt' er kennen, denn er las mit Baumer den Don Qvixote; Baumer aber lehrte ihm zugleich aus Narrheit Weisheit ziehen, indem er bei der Anwendung den Don Qvixote in der eigenen Brust nachwieß. Welcher Cursus der Psychologie hätte größern Vortheil gewährt! Der junge Dichter legte hier den ersten Grund zur Kentniß des Menschen und seiner selbst.

Im Jahre 1750 ging Wieland zurück in seine Vaterstadt, wo er sich eine Zeitlang verweilte. Dieser Aufenthalt ist in mehr denn einer Rücksicht merkwürdig geworden, denn in ihn fällt Wielands erste Liebe und sein erstes, dem Druck übergebenes, Gedicht, welches, obschon ein philosophisches Lehrgedicht, eine Frucht jener Liebe war. Von einem siebzehnjährigen Dichter, der so eben ganz warm aus dem philosophischen Hörsale kommt, und der, wie sich versteht, ein sehr platonischer Liebhaber ist, läßt eine solche Erscheinung sich allerdings erklären, allein man wird dennoch gestehen, daß sie zu den psychologischen und poetischen Seltenheiten gehöre.

Du Götterstand der ersten Liebe!
Was hat dies Leben das dir gleicht,
Du schöner Irrthum schöner Selen?
Wo ist die Lust, die nicht der hohen Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,

Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog — Sie
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben
saugen,
Von allem um uns her nichts sehen außer Ihr,
Selbst in Elysiens goldnen Auen
Nichts sehen würden außer Ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzu-
schauen!

Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unserm ganzen Wesen.
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn;
Die Dinge sind nicht mehr, was sie zuvor gewesen.
Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin
Die Göttin glänzt, die Wolk', auf der sie schwebet,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebet.
Ihr huldigt jeder Kreis der lebenden Natur:
Ihr schmücken sich die Hecken und die Bäume
Mit jungem Laub, mit Blumen Thal und Flur;
Ihr singt die Nachtigall, und Bäche murmeln
nur
Damit sie desto sanfter träume;
Indeß der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,

Und, taumelnd vor Vergnügen,
Verliebte Rosen sich auf ihrem Busen wiegen.

Was Wieland hier im ein und vierzigsten Jahre schilderte, dessen war im siebzehnten sein Herz voll. Fräulein Sophia von Guttermann weckte diese Gefühle in ihm, und war in jeder Hinsicht würdig, die erste Liebe eines Wieland zu seyn, den nicht etwa bloß jugendliche Reize und eine blühende Schönheit täuschten, etwas Außerordentliches im Alltäglichen zu sehen. Sophie war in der That ein auch an Geist und Herzen ausgezeichnetes Mädchen, fähig, Wielands Schwunge des Geistes, den Flügen seiner Einbildungskraft zu folgen, und seinen zartesten Gefühlen zu begegnen. Wozu aber von ihr eine Schilderung, da es, um sie zu kennen, nichts weiter braucht, als zu hören, sie sey dieselbe, welche Wieland 1771 mit der Geschichte des Fräuleins von Sternheim als Schriftstellerin im Publikum einführte, und deren lezte Schrift: Melusinens Sommerabende, er 1806 wieder mit freundlicher Rede begleitete, kurz, Sophie von

la Roche. Damals unserm Wieland um zwei Jahre am Alter voraus, übte sie eine Art von Hoheitsrecht über den jungen Schwärmer, dessen Liebe dadurch nur einen um so höheren Schwung und noch mehr platonischen Charakter erhielt. Ob sie nicht seine Gefühle theilte? — Nach 49 Jahren gedachte sie noch mit inniger Rührung und sanftem Entzücken der Stunde, wo sie Wielanden das erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach belauschte: wer fragt nun noch, ob sie damals seine Neigung erwiederte, sich für ihn, wie er sich für sie geschaffen fühlte? Vielleicht war sie in Biberach das einzige weibliche Wesen, dem er seine Entwürfe für den Anbau in dem Gebiet der Wissenschaften vor Augen legen *), so wie Wieland der einzige Jüngling, der ihren ganzen Werth fassen konte. Genug, sie fanden sich,

*) S. Schattenrisse abgeschiedener Stunden von S. v. la Roche S. 47.

und die Wunderwerke der ersten Liebe blieben auch bei ihm nicht aus.

Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt für uns ein neues beſſ'res Leben.
So sehen wir im Lenz der Sommervögel Heer
Auf jungen Flügeln sich erheben;
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder von vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Geister, ohne Leib, einher
In einem Ocean von Wonne.
Bestrahlt von einer schönern Sonne
Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

In solcher Stimmung hörte Wieland an einem Sontag eine Predigt seines Vaters über den Text: Gott ist die Liebe. Der gute Vater mochte sagen was er wollte, für den Sohn war alles zu kalt, und ihm schien, er würde ganz anders, beredter, feuriger, durchdringender, von der Liebe und von Gott, dem Vater der Liebe, gepredigt haben. Wirklich war auch die Kirche kaum

beendigt, als er es mit der feurigsten Beredsamkeit und dem glücklichsten Erfolg that. Der Sommertag war sehr schön, und Wieland wandelte mit seiner Geliebten ins Freie. Welche Unterhaltung konnte ihm willkommener seyn, als über den heutigen Text? Voll von seinen Ideen strömte er sie im höchsten Enthusiasmus aus, und je mehr Sophiens Bewunderung stieg, desto höher nahm seine Einbildungskraft ihren Flug. Sie können denken, sagte er einst zu mir, ob ich kalt sprach, wenn ich ihr ins Auge sah, und ob die gute Sophie überzeugt wurde, wenn sie mir ins Auge sah. Genug, wir zweifelten beide keineswegs an der vollkommensten Richtigkeit meines Systems, und Sophie wünschte nur, vermuthlich weil auch die Ordnung meines Vortrags zu lyrisch gewesen war, daß ich das alles zu Papier bringen möchte. Wie ein Bliz fuhr mir die Idee durch den Kopf, alles dieß in einem Gedicht zu verarbeiten. Gedacht, gethan. Die Frucht dieses enthusiastischen Spazierganges war mein Lehrgedicht: die Natur

der Dinge oder die vollkommenste Welt.

Der Sonderbarkeit der Entstehung dieses Gedichts gleicht nur die Sonderbarkeit der Ausführung, und die Schnelligkeit, womit es verfertigt wurde. In Tübingen, wo er kurz darauf sehr einsiedlerisch lebte, schrieb es Wieland nieder; fing an im Februar 1751, und hatte schon im April die Handschrift nach Halle gesendet. Man sehe nun, wie diesen Jüngling die Liebe begeisterte.

Gott als des Weltalls Mittelpunkt, aller Vollkommenheiten Inbegrif, die Welt aber als nach seinem Muster gebildet, darzustellen, ist sein Zweck. Beim Erweis des ersteren hat er es mit Widerlegung der Pantheisten, Naturalisten und mancher philosophischen Meinungen zu thun, die er zum Teil mit vieler Präcision und Schärfe vorträgt. Jenen Hypothesen sezt er die seinigen entgegen, und wenn einige dem Erfinder nicht viel begreiflicher

gewesen seyn dürften, als dem Leser, so kann man doch auch nicht leugnen, daß er andern Scheinbarkeit genug gegeben habe. Für Stellen, wo er ermüdet, weil er sich zu tief in die Metaphysik verirrte, halten andere durch ihre Begeisterung schadlos, und es bedarf wol keiner Erinnerung, daß die, wo von der Liebe gehandelt wird, nicht die schwächsten sind. Beim Erweis des zweiten Sazes benuzt der Dichter, und bisweilen sehr glücklich, die Lehren der Astronomie und die Entdeckungen der Physik und Naturgeschichte auf die Weise der Physikotheologen, hilft aber ebenfalls mit Hypothesen aus, wo die Erfahrung ihn verläßt, thut also, wie man von jeher that, und wahrscheinlich immer thun wird. Unter diesen Hypothesen ist manche, die alle mögliche Erfahrung übersliegt, — wie denn die siebzehnjährigen Neuplatoniker dergleichen lieben, — eine aber, welche den Dichter auf einem kleinen Umwege zu seiner Geliebten führt. Die Hypothese nämlich, daß der Unterschied der Geschlech-

ter auch bei den Selen und Geistern statt habe, und auf eine innere Verschiedenheit der Natur sich gründe, gibt ihm Veranlassung, die Charaktere beider Geschlechter in ihren bedeutendsten Zügen zu entwerfen, und hiebei ist eine Stelle, (Gesang 4. V. 681. fgg.), die man als ein indirectes Lob seiner Sophia anerkennen muß. Sie stehe hier, weil sie das Verhältniß des Dichters zu seiner Geliebten genau ausdrückt, und für diese nicht ohne Folgen geblieben ist.

Des Geistes Zärtlichkeit, gebild't, uns zu erfreun,
Drückt auch dem schönen Leib sein holdes Wesen ein.
Wie reizend ist er nicht? Wen muß er nicht entzücken?
Wie lad't der Mund zum Kuß! wie strahlt aus ihren Blicken
Die sanfte Liebe aus, und legt uns Ketten an,
Die ohne Schande selbst der Weise tragen kann!
O Thoren! die ihr uns die Liebe fliehen lehret,
Wißt, daß ihr der Natur, nicht ohne Strafe, wehret!
Sie schaft die Lieb' in uns, sie läßt die Schönen blühn,
Und rächt den frechen Stolz an allen, die sie fliehn.
Doch nicht nur Pafia gesellt sich unsern Schönen,
Der lorberreiche Pind schallt selbst von ihren Tönen

Hier irrt noch Sappho's Lied; so süß stimmt nicht der Schwan
An Strymons grünem Rand sein frohes Sterblied an:
Sie sieht Germanien und unsrer Zeit zu Ehren,
Geistreiche Karschin, dich, der Musen Zahl vermehren;
Durch eine Schöne füllt Kolumbo's Ruhm die Welt,
Und Rowens englisch Lied ertönt im Sternenfeld.

Ihr Schönen, ehrt den Werth, den die Natur euch schenkte,
Erkent den Reiz, den sie in eure Selen senkte!
Zürnt, daß des Vorurtheils und der Gewohnheit Macht
Euch um den schönsten Theil von euerm Schmuck gebracht!
Im zarten Keim erstickt, noch eh sie aufgegangen,
Der Sele Fruchtbarkeit; die Sorge für die Wangen
Verdrängt den edlern Wunsch auch sittlich schön zu seyn,
Und ach! so flößet ihr nichts als Begierden ein!
Ein Toutou, ein Amant, ein Stuzerchen, zum Scherzen
Kaum gut genug, wie klein denkt ihr von euern Herzen,
Wenn solch ein Tand sie füllt! Der bleibe stets entehrt,

Der euch, ihr Schönen, einst des Fächers Kunst gelehrt;
Der euch dem jungen Herrn, der ohne Sele lachet,
Dem stolzen Federhut uud Westen hold gemachet,
Der einem schönen Kopf, voll Puder, leer am Geist,
Mit Blicken voll Gefühl die Augen folgen heißt,
Worin der Himmel uns sich scheinet aufzuklären,
Wenn sie Zayrens Kampf mit edlen Thränen ehren.
Wie sehr bedauern wir Lucindens schönen Mund,
Durch den sie Suada schien, eh er uns selbst gestund
Wie sehr wir uns geirrt; der sie Kytheren gleichte,
Bis er, so bald er sprach, die Grazien verscheuchte;
Den Mund, der, wenn ihn Geist und feiner Scherz bewegt,
Entzückte Weisen selbst zu euern Füßen legt.

Das Gedicht endigt sich übrigens als eine wahre Theodicee, indem der Dichter, zufolge seines Grundsazes, daß alle empfindende Wesen zur Glückseligkeit bestimmt seyen, nicht umhin konte, auf die Idee von dem Uebel und dem Ursprung des sittlichen Uebels zu kommen, und die hieraus gegen jenen Grundsaz entstehenden Zweifel zu beseitigen. Die Anrede an die Men=

schen, die durch Irrthum und Leidenschaft betrogen werden, so wie die Gemälde der drei Hauptleidenschaften, welchem ein Gemälde der Tugend entgegen gestellt wird, gehören zu den gelungensten Stellen.

Wie sehr dieser erste Versuch unter dem war, was er seyn sollte, hat schwerlich jemand stärker gefühlt als — Wieland selbst. „Wenn — sagt er bei der dritten Ausabe von 1770 — die Musen die poetische Darstellung so gewiß eingegeben hätten, als die Liebe das System, so würde es die Nachsicht, womit es im Jahre 1751 aufgenommen wurde, wenigstens von einer Seite gerechtfertigt haben. Doch die Musen hätten thun mögen, was ihnen beliebte, wenn das Werk nur unter den Augen derjenigen geschrieben worden wäre, für die es anfänglich zunächst bestimt war. Vermuthlich würde es dann eine ganz andere und gefälligere Gestalt gewonnen haben. Der Verfasser würde von denjenigen Theilen desselben, welche eigentlich in das Gebiet der Einbildungskraft gehören, mehr Vortheil gezogen

haben; die unverständliche und einschläfernde Metaphysik des zweiten und dritten Buchs würde weggeblieben, der Vortrag nicht so platt und trocken, und das Ganze überhaupt interessanter und mit sich selbst übereinstimmiger geworden seyn. Da es aber in einer sehr schwermüthigen Einsamkeit aufgesetzt wurde, und der Verfasser überdies, zur bösen Stunde, den Gedanken gefaßt hatte, zu einem so antilukrezischen Gedichte den Lukrez zum Muster zu nehmen, so blieb die Ausführung, schon aus diesen beiden Ursachen, weit unter der ursprünglichen Idee, zumal da der Dichter in einem Alter war, wo man impatiens limae zu seyn pflegt, und der lezte Vers des sechsten Buchs kaum auf dem Papier stand, da, vermöge einer andern Untugend dieses Alters, schon der Plan zu einer neuen Unternehmung sich aller seiner Aufmerksamkeit und Zuneigung bemächtigte. Es ist wol kaum nöthig hinzuzusetzen, daß man — ungeachtet des zuversichtlichen dogmatischen Tons, der im Ganzen herrscht, und einem Jünglinge von 17 Jahren

eben so billig zu gut gehalten wird, als es billig ist, ihn (zumal bei hyperphysichen Spekulazionen) an Männern lächerlich zu finden — das System dieses Gedichts und die Hypothesen, die darin behauptet werden, für nichts besseres als wachende Träume eines philosophirenden Dichters, oder Visionen eines poetisirenden Platonikers, ausgibt. Genug, daß seine Hauptabsicht löblich, die Mittel wenigstens unschuldig, und seine Hypothesen, eine in die andere gerechnet, immer so gut als andere ehrliche Hypothesen sind. Was die Poesie dieses Lehrgedichts, zumal in der ersten Ausgabe, betrift, so dürften wol wenig andere Dichterwerke geschickter seyn, einen Lehrer der poetischen Aesthetik mit Beispielen aller möglichen Fehler, die dem schönen Stil und Vortrag entgegen sind, reichlicher zu versehen.“

Es steht Wielanden wohl an, ein so strenges Urtheil über sich selbst zu fällen, allein er war allzubescheiden, wenn er sich darüber verwunderte, wie dieses Gedicht bei seiner Erscheinung von ei-

nem Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Sulzer und andern principibus viris jener Zeit,— der durch die Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften (1748) und seine Beurtheilnng des Heldengedichts Messias (1749) damals als Aristarch geltende Hallesche Professor Meier gab es heraus und begleitete es mit einer Vorrede, — mit Beifall sey aufgenommen worden. Durfte man an Voltaire bewundern, daß er als siebzehnjähriger Jüngling den Oedipe, keines seiner schlechteren Stücke, schrieb, so haben wir nicht weniger Ursache, die frühzeitige Entwickelung unsers Wieland und sein im siebzehnten Jahre verfertigtes philosophisches Lehrgedicht zu bewundern. Ein Jüngling von siebzehn Jahren, wenn er die alten Sprachen gründlich erlernt, von der französischen, italienischen und englischen sich eine hinreichende Kentniß verschaft hat, und damit eine so ausgebreitete Belesenheit verbindet als unser Wieland in diesem Alter, wird uns immer zu Erwartungen berechtigen: wenn er aber zugleich mit einer lebhaften dichterischen

Einbildungskraft philosophischen Scharfsinn vereinigt, das Studium der Philosophie mit Interesse betrieben, eine ziemlich vertraute Bekantschaft der verschiedenen philosophischen Systeme sich erworben hat, ohne sich unbedingt an eins hingegeben zu haben, vielmehr überall die Fähigkeit eigner Ansichten und feiner Beurtheilung, die Freiheit über diesen Stoff zu schalten, und die Kraft, auch abstrakte Gegenstände poetisch zu behandeln, beurkundet; so ist dies gewiß eine höchst seltene Erscheinung, und wir werden uns zu den größten Hofnungen berechtigt halten, wenn wir auch an das Werk dieses Jünglings den höchsten Maasstab noch nicht legen dürfen. Allein die Jugend des Verfassers soll den Fehlern seines Gedichts nicht zur Entschuldigung dienen, denn ich glaube kaum, daß selbst jene Männer es mit bloßer Nachsicht aufgenommen haben. Noch hatte das vorige Jahrhundert, in welchem für die teutsche Poesie ein neuer Frühling anbrach, kein eigentliches Lehrgedicht aufzuweisen, welches um ein merkliches höher gestan-

den hätte als Wielands Jugend-Versuch. Wenn man die moralischen Lehrdichter, denen es nur darum zu thun ist, irgend einem praktischen Saz oder sonst einer auf die Veredlung der menschlichen Natur abzweckenden Wahrheit durch poetische Behandlung mehr Anschaulichkeit und eindringendere Wirksamkeit zu verschaffen, von jenen didaktischen Dichtern absondert, welche in Gedichten von längerem Athem wichtige, für Menschheit, Menschenleben und Menschenglück allgemein interessante Gegenstände nach ihrem ganzen Umfange philosophisch behandeln, (wir nehmen die Sache nämlich wie sie ist, nicht wie sie seyn sollte); so hatte Wieland eigentlich nur vier Vorgänger, Haller, Zernitz, Sucro und Kästner, zu denen, wenn man jenen Unterschied, wie doch billig ist, nicht zugeben wollte, nur der einzige Hagedorn hinzukommen würde, indem die didaktischen Gedichte eines Gellert, Cramer, Schlegel, Cronegk, Leßing, Withof, Dusch, Creutz und Uz zum Theil gleichzeitig, meist aber später erschienen. Wollte man nun Vergleichun-

gen anstellen, so dürfte Wieland wol allein Hallern nachstehn, dessen Gedrängtheit der Gedanken, nachdrucksvolle Kürze des Ausdrucks und seltne Kunst, philosophische Wahrheiten in kurze Bilder einzuhüllen, Wieland freilich noch nicht erreichen konte. Mit Zerniz und Sucro, däucht mich, hält er noch immer die Vergleichung aus, und Kästners philosophisches Gedicht von den Kometen, das er 1744 in den Belustigungen des Verstandes und des Wizes mittheilte, wird wol niemand, unter das Wielandische zu sezen, bedenklich seyn. Will man billig handeln, so kan man Wielanden selbst in Vergleichung mit Haller zu Gute rechnen, daß diesem der theils beschränktere, theils minder abstrakte Stoff günstiger war, und vielleicht ließe sich gar darthun, daß Wieland, was er an Tiefe und Gedankenschwere gegen Hallern nachstand, wenigstens stellenweise an poetischem Colorit vor ihm voraus hatte. Genug aber, um zu zeigen, daß Wielands Gedicht, auch wenn es Mannes-Arbeit gewesen wäre, zu jener Zeit

eine Erscheinung war, die man nicht mit gleich-giltigen Augen betrachten konte. Man konte in der That nicht umhin, ihm in der damaligen poetischen Literatur eine rühmliche Stelle einzuräumen, und der Beifall, mit welchem es die principes viri aufnahmen, ist nichts weniger als befremdlich. Wenn sie indeß so weit gingen, den Dichter für den teutschen Lucrez zu erklären, so konten sie leicht die für ihn furchtbarste aller Vergleichungen veranlassen. Zwar mit Trockenheit des Stoffes, mit einer noch nicht ausgebildeten Sprache, und mit Neuheit der Behandlung solcher Gegenstände, hatte der teutsche Dichter wie der römische zu ringen: allein der Sieg bei beiden ist ungleich, und sowohl da, wo der römische Dichter wirklich Dichter ist, als da, wo er den unpoetischen Stoff durch Ausdruck, Diction und Bilder zu poetischer Anschaulichkeit zu bringen ringt, reicht der teutsche nicht an ihn. Vielleicht aber hat man hiebei mehr an die Gleichheit des Stoffes als der Darstellung gedacht.

1751—1752.

Wieland in Tübingen.

Glückselig, wessen Herz schon in der ersten Jugend
Der Weisheit Reiz gefühlt, und die Gewalt der Tugend!
Eh noch ein Vorurtheil das neue Auge trügt,
Und Alcibiades den Aristid besiegt.
O Kindheit! schönste Zier von der Gelehrten Leben,
Da vorm erstaunten Blick noch jene Helden schweben,
Die man, weil uns die Kraft sie zu erreichen fehlt,
Zur Schande unsrer Zeit, jezt kaum für möglich hält;
Da sich ins weiche Herz die schönen Bilder drücken,
Die im Polybius, im Nepos uns entzücken!
O Lehrer jener Zeit, die, aller Sorgen bloß,
Mir wie ein sanfter Bach, voll stiller Freuden, floß,
Wie? soll ich euch vielleicht, um einen Duns zu fassen,
Den Afterweisen gleich, den Schulen überlassen?

Soll ich, taub für Horaz und blind für Tacitus
Im hochgelehrten Staub, den Stax verschlucken muß,
Aus allen Pansophis und Encyclopädien,
Wie aus dem tiefsten Schacht, die Wahrheit mühsam ziehen?
Lauft immer, wenn ihr wollt, versteckten Pfützen nach,
Durch Blumen fließt mir hier der Wahrheit lautrer Bach;
Und bin ich nicht gelehrt, und meſſ' ich nicht die Selen,
Bei Sokrates wird mir kein Glück des Weisen fehlen.
Der träume Kirchern gleich, der steig' auf Newtons Bahn,
Dir, o Cassini, nach, den reize Conring an;
Mir schimmert dort Athen von alter Tugend Bildern;
Den ich nachahmen will, soll Xenophon mir schildern.

Wielands moral. Br. 9.

Unter solchen Betrachtungen und solcher Entschlüsse voll ging Wieland im Herbste des Jahres 1750 nach Tübingen auf die Universität, gelehrter schon, als mancher sie verläßt. Natürlich, daß er bei seinem Studiren einen andern als den alltäglichen Weg einschlug, den er im Scherz den Kühweg zu nennen pflegte. Eigentlich war sein Zweck, in Tübingen die Rechtswissenschaft zu studiren, weil eine schwache

Brust ihm das Predigen verwehrte; allein auch die Rechtswissenschaft verlor er ziemlich bald aus den Augen. Wenigstens beschäftigte er sich mit dem Studium der Rechte nicht mehr, als ihm unumgänglich nötig schien, um Jurist zu heißen; seine ganze übrige Zeit war den humanistischen Studien gewidmet. Nicht blos was zur Poesie gehört, auch Philologie, Philosophie und Geschichte studirte er mit angestrengtem Eifer, und gewann dabei doch immer noch Zeit, mit dem Neuesten, was die Literatur des In- und Auslandes bereicherte, sich bekant zu machen. Unermüdlich wie er war, die Schätze des Wissens in sich aufzuhäufen, erwarb er sich bald eine fast unglaubliche Menge gründlicher Kentnisse, unter deren Last ein minder energischer Geist vielleicht erdrückt worden wäre. Wielands Geist verlor dadurch von seiner Schnellkraft nicht, und hiezu trug nicht wenig bei, daß sein ganzes Studiren wirklich humanistisch war, d. h. daß er die Veredlung der Menschheit in sich zum Zwecke alles seines Studirens

machte. Nicht Wissen, sondern Weisheit war sein Ziel, und da er dieses immer unverrückt im Auge behielt, so konnte er nie die Mittel für den Zweck selbst halten, mußte das Unzweckmäßige bald vom Zweckmäßigen aussondern, und jedes nur nach seinem absoluten Werthe schätzen. Dadurch sah er schon als Jüngling alles in einem so andern Lichte als die gelehrten Buchstabenmenschen, die nie daran dachten, die Wissenschaft aus dem Gesichtspunkte des Lebens zu fassen, und an ein unfruchtbares Wissen ihr Selbst verloren. Wie anders Wieland, der, weit entfernt, eine todte Gelehrsamkeit in seinem Kopfe aufzuspeichern, an dem Lichte der Wissenschaften seinen Geist erhellte, und sein Herz erwärmte! Nur ein Jüngling solcher Art konte im ersten Jahre seines akademischen Lebens in die Schilderung eines Weisen folgende charakteristische Züge einweben:

Sein Büchersaal stellt zwar
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die, zu der Motten Lust, Pansoph in Schränke schließet:

Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht, was er besitzt. Ihn lehret Tullius,
Roms Karnead, wie man vernünftig zweifeln muß.
Des besten Weisen Bild entwirft mit Meisterzügen
Ihm Xenophon, gleich groß im Schreiben und im Siegen.
Er sieht im Theophrast die Thoren seiner Zeit,
Hält sie an Neuere, und lacht der Aehnlichkeit.
Er steigt an Platons Hand zum Urbild der Ideen;
Und wenn sein blödes Aug sich müd und stumpf gesehen,
Lockt ihn ein Theokrit zur Hirtenlust zurück.
Bald macht ihn Seneca zum Meister vom Geschick;
Er sieht im Livius den Wuchs geringer Staten,
Als sie die Väter noch vom Land aufs Rathhaus baten.
Will er in seiner Brust der Tugend Reiz erhöhn,
So läßt ihm sein Plutarch der Helden Bilder sehn,
Wovon die Züge noch an edlen Selen haften.
Dann führt ein Bakon ihn durchs Feld der Wissenschaften,
Und stürzt die Götzen um, wovor die halbe Welt,
Zur Schande der Vernunft, abgöttisch niederfällt.

Moral. Br. 7.

Der schönste Enthusiasmus, welcher das menschliche Gemüth beleben kan, der Enthu=

siasmus für das Wahre, Große, Gute und Schöne, war es demnach, was Wielanden zu den Wissenschaften führte und ihn für sie begeisterte. Entzündet von diesem heiligen Feuer genügte seiner Sele nicht an der bloßen Erkentniß, sondern sie strebte, jenes Wahre, Große, Gute und Schöne sich innigst anzueignen, und an Weisheit und Tugend mit den Edelsten zu wetteifern, welche die Geschichte als Muster ihres oft so thörichten und entarteten Geschlechts aufstellt. In welchem reinen, schönen Lichte dies Wielanden als Menschen zeigt, sieht jeder von selbst; auf sein Studiren hatte es die merkwürdige Rückwirkung, daß der Geist, welchem unaufhörlich das schöne Ideal eines tugendhaften Weisen vorschwebte, keine andere als praktische Richtung nehmen konte. Dies war vornehmlich in der Philosophie der Fall. Gewöhnlich gefallen Jünglinge, deren Phantasie so leicht in das Grenzenlose, Unendliche fliegt, und um den ewigen Abgrund des Entstehens und Seyns mit

behaglichem Schauer webt, sich vorzüglich in den unabsehlichen Höhen der Metaphysik, und beachten erst, je näher dem Manne, um so mehr das näher liegende Wirkliche, dessen Kentniß beim Handeln nicht entbehrt werden kann. Daß auch Wieland diesen Weg gegangen, beurkundet sein erstes Lehrgedicht; allein er kam sehr zeitig auf den Punkt, die Philosophie von dem Himmel auf die Erde herabzuholen, und zeigt auch hierin, daß sein Geist seinem Alter vorauseilte. Unstreitig dankte er dies seinem Sokrates, in welchem seine jugendliche Einbildungskraft das vollendetste Ideal des tugendhaften Weisen sah. Mit der innigsten Liebe, der höchsten Bewunderung hing er an ihm, und sein Enthusiasmus ging in eine Art moralischer Schwärmerei über. Sicherlich würde er in dieser, nach Art der Jugend, welche die großen Aussichten von den Gipfeln liebt, den Aufschwung zum Stoicismus genommen haben, hätte nicht wiederum Sokrates und der sokratische Horaz und — das Gefühl der Liebe, von

welchem verhindert er sich scheute, die Empfindungen für nichts zu erklären oder zu verurtheilen, ihn auf der ebenen Bahn zurückgehalten und hier seinen Blick geschärft. Zu redlich, um sein Handeln mit seinem Wissen in Widerspruch zu setzen, — denn es war ihm ja Ernst um praktische Weisheit, — bewahrte er sich vor Selbsttäuschung; zu gewissenhaft, um seinen Neigungen zu schmeicheln, gute Eigenschaften des Temperaments sich für Tugend anzurechnen, und im Besitz einer Tugend sich gegen die mangelnden noch etwas gut zu schreiben, bewahrte er sich vor ungerechter Nachgiebigkeit: durch beides aber setzte er sich in den Stand, moralische Widersprüche, übertriebene Ansprüche, schwache Nachgiebigkeit, und alle jene Eigenschaften, welche hieraus zu folgen pflegen, Wankelmuth, Heuchelei, Gleißnerei, Leichtsinn an sich und andern richtiger zu beurtheilen. Bei näherer Beobachtung des eigenen und des menschlichen Lebens überhaupt nahm er bald wahr, daß bei Ausgleichung des

Streites zwischen Vergnügen und Pflicht jene Selbsttäuschungen und Widersprüche, jenes Nachgeben und Gegenrechnen von einem vorzüglich bedeutenden Einflusse seyen, und bediente sich dagegen der Waffen, die Sokrates und Horaz ihm in die Hände gaben, bald bloß des gesunden Menschenverstandes, bald der Ironie und des Spottes. Auf solche Weise legte er schon in dieser Zeit den Grund zu dem, worin er späterhin sich so glänzend auszeichnete.

Sein Geist, zu groß dem Tand, womit Sophisten prahlen,
Belustigt, Kindern gleich, sich nicht an leeren Schalen,
Er suchet in sich selbst den Kern der Wissenschaft,
Schleicht seinen Trieben nach, wiegt seines Willens Kraft,
Bahnt uns den Weg, worauf so mancher sich verlieret,
Der zur Vollkommenheit, dem Quell der Wonne, führet,
Und gibt, bei stillem Oel, der Wahrheit, die er fand,
Gefälliger zu seyn, ein angenehm Gewand:
Wie die Natur, die er zu seinem Vorbild wählet,
Mit einem schönern Geist den schönsten Leib beselet.

Moral. Br. 4.

Auch an diesem letzteren ließ es unser Wieland nicht fehlen, denn er schrieb in den letzten zwei Monaten des Jahres 1751 und den drei ersten des folgenden seine zehn moralischen Briefe, aus denen, weil sie die Beschäftigung seines Geistes, die Stimmung seines Gemüths und den Grad seiner poetischen Vollkommenheit aus jener Zeit beurkunden, hier mehrere Stellen als Selbstbekentnisse des Dichters sind mitgetheilt worden. Zu ihrer Verfertigung hatte Wieland noch einen besondern Anreiz. Ein teutscher Baron, der im Jahre 1767 verstorbene Erblanddrost des Stifts Osnabrück, Georg Ludwig von Bar, welcher die Literatur und Sprache seines Vaterlands verachtend, seinen Geist in französischen Versen glänzen ließ, erregte eben damals durch seine épitres diverses, großes Aufsehn, und Wieland konnte sich an diesen Briefen, welche — nach seinem eignen, späteren Urtheil — die Briefe Boileau's an innerlichem Werth eben so weit übertreffen, als sie von diesen an

Reinigkeit der Sprache und Schönheit der Versification übertroffen werden, nicht satt lesen. „Lieblingslectüren pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit so stark auf ihn zu wirken, daß er unvermerkt, ja meistens gegen seinen eignen Wunsch und Willen, etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er etwas komponirte, am meisten bei ihm galt.“ (S. die Vorrede zu diesen mor. Brief.) Diesmal nahm er nicht bloß etwas von der Manier des Fremden an, sondern dieser weckte selbst die Idee zu ähnlichen Compositionen und die Lust zur Ausführung. Allerdings mangelte es Wielanden, der die Menschen fast nur aus Büchern kante, noch an Erfahrung und Weltkentniß, Reife der Urtheilskraft, Tiefe der Einsicht in die moralischen Verhältnisse, Reichthum des Witzes und Feinheit des Umgangstones, wie sie zu dem Musterhaften in dieser Gattung erfodert werden: wer aber wird auch von dem achtzehnjährigen Dichter das Musterhafte und Vollendete

erwarten! Teutschland war damals auch an Werken dieser Gattung arm, denn will man nicht, wie man allerdings kann, einige Gedichte Hallers hieher rechnen, welche freilich das Gepräg der Unsterblichkeit an sich tragen, so bleiben nur die Versuche von Günther, Canitz, Besser und Elias Schlegel übrig, und diese kann man eben auch nicht höher als Versuche anschlagen, welche nur zum Theil vor den Wielandischen den Preis davon tragen würden. Bei Lesung dieser zieht uns vor allem das schöne Gemüth des Dichters an, die Wärme, welche sein Enthusiasmus über das Ganze verbreitet hat, theilt sich unsern Herzen mit, das Lebendige der Darstellung regt unsere Einbildungskraft an, und mancher treffende Charakterzug, mancher so richtige Blick in das menschliche Herz überrascht und beschäftigt unsern Verstand. Wodurch aber diese Briefe sich doch am meisten, wenn auch nur stellenweise, auszeichnen, das sind jener Ton von sokratischer Ironie, jene dem Horaz abgelernten Feinhei-

ten in Wendungen und Gegensätzen, jener Anklang von sokratisch-horazischer Laune, worin Wieland in der Folge sich bis zur Meisterschaft vollendete. Die Jugend des Verfassers erkennt man daran, daß er sich zu sehr ans Allgemeine hält, und daß öfters Wärme die Tiefe, Malerei den innern Gehalt ersetzen muß; die Unvollkommenheit des Plans in mehreren Briefen ist vielleicht eine Folge der Eile, womit der junge Dichter sein Gefühl auszudrücken strebte. Diction und Versbau sind ungefähr dieselben, wie in seinem Lehrgedicht, jedoch bemerkt man, daß sein Vers immer leichter und geschmeidiger wird, und das Spruchreiche und Epigrammatische, welches Wieland dem Herrn von Bar nachzubilden strebte, hatte auf seinen, je früher um so weniger gedrängten, Stil sehr günstigen Einfluß. Die gute Aufnahme, welche diese, zuerst ohne Namen des Verfassers erscheinenden, Briefe fanden, ist also sehr begreiflich. Der Dichter hat sie sämmtlich an seine geliebte Sophie gerichtet, die er hier und

anderwärts mit poetischer Licenz in eine Doris verwandelt hat. Die Entfernung hatte seine Liebe um so weniger vermindert, je mehr die Einbildungskraft ihre magische Kraft ausübte, den geliebten Gegenstand verschönert in ein überirdisches Licht zu stellen. Unter alle Entbehrungen, welche die Weisheit ihm leicht erträglich machen wird, gehört nur sie nicht.

Die Güter miss' ich leicht, die Thoren angehören,
O Freundin, nur dein Herz, dies kann ich nicht entbehren.

Seine Liebe begeisterte ihn noch zu einem Gedicht über die Liebe, und zwar wieder zu einem Lehrgedicht, dessen bloßer Titel: Anti-Ovid (2 Gesänge 1752 Amsterdam und Heilbronn) Inhalt und Zweck hinlänglich verräth. War aber der Jüngling einem Gegenstande wenig gewachsen, so war es dieser, weshalb auch in der That bloß einige gute Stellen und Geist und Zweck des Gedichtes (man muß es nämlich nach der ersten Ausgabe nehmen)

Lob verdienen. Sehr richtig urtheilte der Dichter: „dieses Gedicht würde in mehr als einem Betracht sehr wenig dabei gewinnen, wenn es neben dem reizenden Verführer, dem es durch seinen Namen Trotz bietet, gestellt werden sollte. Die damalige Jugend des Verfassers, die Eilfertigkeit, womit dieses Gedicht in wenig Tagen ejaculirt wurde, zeigt sich in der schlechten Anlage des Plans, in einer noch sehr mangelhaften Kentniß des Herzens, in der Ungleichheit der Schreibart, in dem seichten Urtheil über die Briefe der Ninon Lenclos an den Marquis von Sevigné, und in zwanzig andern Dingen von minderer Bedeutung.“ Ohne uns bei diesem allem zu verweilen, sey es, um der Folge willen, nur vergönnt, des Dichters Urtheil über Ninons Briefe hier mitzutheilen. Er sagt im zweiten Gesang:

Wie soll ich Crebillons leichtfert'gem Witz verzeihn,
Der uns, was Ninon ausgeübet,
Die Kunst, die Liebe zu entweihn,
In einem Lehrbegriff aus ihrer Feder giebet!

Ihm ist die Liebe nicht das himmlische Gefühl
Erhabner gleichgestimmter Selen;
Sie ist ein bloßes Puppenspiel,
Ein Zeitvertreib, wenn beſſ're fehlen.
Der schwärmt, nach ihm, der dich, du Gott in unsrer
Brust,
Der Tugend reinste Quelle nennet;
Der raset, der in dir, statt bloßer Sinnenlust,
Des Weisen höchstes Glück erkennet.

Doch sprich uns immer Hohn, dogmatischer Properz,
Laß uns die Schwärmerei, und liebe du zum Scherz.
Was du gelehrt, das mag dein Marquis üben;
Nicht einzuschlafen, mag er lieben!
Doch er, und wer sein Schüler ist,
Empfinde nie was wir empfinden,
Wenn uns ein himmlisch Mädchen küßt;
Und finde nichts als schlaue Hinterlist,
Da, wo er Liebe hofft zu finden.
Und wenn einst, Herz an Herz zu binden,
Ihm zum Bedürfniß wird, so sey
Sein Herz ein Puppenspiel der kältesten Kokette!
Stets seufz' er unerhört, und fluche seiner Kette,
Und mache doch sich nimmer von ihr frei!
Stets bleib' er, wie durch Zauberei,
Voll Ingrim auf sich selbst, der Quälerin getreu,
Und scheint sie seiner Noth sich endlich zu erbarmen,
So überrasch' er sie — in seines Feindes Armen!

Eine Bemerkung über das Aeußere dieses Gedichts drängt sich von selbst auf. Man sieht, daß es, statt des gemessenen Schrittes der Alexandriner, worin damals die Poesie fast durchgängig wie eine ehrbare Matrone einherging, sich in einer freieren Versart bewegt, worin die Reimzeilen von verschiedener Länge sind, und der Reim, an keine regelmäßige Wiederkehr gebunden, bald mehrmals auf einander folgt, bald verschieden sich verschränkt. Dergleichen Versart hatten die Franzosen in ihren poesies fugitives vorlängst, so wie Chaulieu in seinen Episteln sich bedient, unter den teutschen Dichtern aber hatte keiner so viel Gebrauch von ihnen gemacht als Brockes. Und diesen nahm sich hierin Wieland zum Muster. Er selbst erzählte mir, daß Brockes irdisches Vergnügen in Gott in früheren Jahren eine Lieblingslektüre von ihm gewesen, der er gar manches verdanke, unter andern auch den Gebrauch jener freieren Versart, die ihm weit weniger Zwang auferlegt, und in der verstat-

teten größeren Freiheit seiner Laune mehr Spielraum, seinen Ideen eine bessere Entfaltung und überall die Wahl eines anpassenden Colorits vergönnt habe. Vielleicht, fügte er lächelnd hinzu, hat er mich bisweilen auch schwatzhaft gemacht, denn seine Leichtigkeit ist gar zu verführerisch.

Ein weit anderer Genius aber fing jezt an auf Wieland einzuwirken. — Mit solcher Gewalt, sagte er mir, hat kein anderer Dichter auf mich gewirkt, keiner so mein ganzes Gefühl in Anspruch genommen, mein ganzes Wesen gestimmt, und selbst — was Sie vielleicht kaum glauben — auf meine Sprachdarstellung Einfluß gehabt, als Klopstock. Als ich den Messias las, — ich meine die fünf ersten Gesänge, — glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen. Ob ich seine Elegien, die künftige Geliebte und Selmar und Selma, die in der Zeit meines Aufkeimens erschienen, und

die ich noch jezt für das Lieblichste und Zarteste halte, was vielleicht unsre Sprache aufzuweisen hat, ob ich die so oft las, bis ich sie auswendig wußte, das werden Sie mich nun gar nicht fragen.“ In der That braucht man auch nur sein Gedicht: der Frühling, das er im Mai des Jahres 1752 auffezte, zu lesen, um sich hievon zu überzeugen. Man höre z. B. folgende Stelle:

Auch du hörest mich, Doris, o du, der jeder Gedanke
Meines Herzens geweiht ist! Du hörst mich, göttliche Doris,
Meine Muse! — Doch, fern von dir, was kann mir gelingen?
Wird nicht den Bildern des Frühlings mein Schmerz ihr reizendes Lächeln
Rauben, und seine traurige Farb' an allem erblicken?
Ach! wenn komst du, o Mai, mit schönern Rosen geschmücket,
Als die heilige Laube des ersten Paares bekränzten,
Ach! wenn komst du? Wenn werd' ich mit Ihr zum ersten Male
Deinen Triumphzug feiern? Wie wird, wo ihr liebliches Auge

Hingelächelt, die Flur verschönert entgegen ihr glänzen!
Süßer wird ihr der Apfelbaum duften, mit sanfteren Schwingen
Schwebet der West an ihr hin; ihr wird, wenn die Büsche sie grüßen,
Ihre gefühlvollsten Lieder die zärtliche Nachtigall singen.

So lebte Wieland zwei Jahre in Tübingen, eigentlich nur um auf einer Universität gewesen zu seyn, denn im Grunde hatte er keinen Lehrer und Bildner als sich selbst, ja er hatte nicht einmal Umgang. Nur in der Welt seiner Phantasie lebte er, aber auch in dieser nicht als ein Träumer, es wäre denn, daß man ihn darum so nennen wollte, weil er dem Wahren, Guten und Schönen mit solchem Eifer nachstrebte, daß er darüber der irdischen Zukunft vergaß.

1752—1760.
Wieland in der Schweiz.

Von Tübingen kehrte er im Juni 1752 in seine Vaterstadt zurück, mehr aus Sehnsucht nach der Geliebten, als um in das bürgerliche Leben einzutreten, denn zu einer Anstellung hatte er schon seiner Jugend wegen keine nahe Aussicht. Auch war in Biberach keine Stelle, wozu er Neigung gefühlt hätte. Am liebsten wäre er Professor an irgend einem Gymnasium gewesen, und dachte vorzüglich an das Karolinum zu Braunschweig. Da ihm indeß kein Weg dahin offen stand, so ward vorläufig beschlossen, daß er zum nächsten Herbst nach Göttingen gehen, und dort als Magister legens sein ferneres Schicksal abwarten solte. Sein Genius aber bot ihm das Wünschenswerthere dar, und führte ihn in die längst geliebte Schweiz, wo nur ein Jahr früher — welch

neuer Reiz für ihn! — sein Klopstock bei seinem Bodmer sich aufhielt. Wieland hatte bereits am 4. August 1751 von Tübingen aus anonym an Bodmer geschrieben und ihm ein, nachmals vernichtetes, Heldengedicht: Herrmann, zugesendet, dadurch einen nicht wieder unterbrochenen Briefwechsel eingeleitet, und nicht blos mit Bodmer, sondern auch mit Breitinger und Schinz ein vertrauteres Verhältniß angeknüpft. Darum ging nach den Ufern der Siel und Limmat seine ganze Sehnsucht; und da er dort nicht geringere Sehnsucht nach sich, als einem seltnen Phänomen an Teutschlands poetischem Himmel, erweckt hatte, so ward sein Aufenthalt in Zürich eben so dringend vorgeschlagen, als freudig von ihm angenommen. Im Oktober 1752 zog er in Bodmers friedlichem Hause ein, wo er, bei seinem unwiderstehlichen Triebe für Poesie, sich heimatlich fühlte.

Bodmers Haus war in der That ganz zu einem kleinen Musentempel geeignet. Am Fuß eines Berges zwischen der Stadt und dem Lande

gelegen, hatte es hinter sich einen mit Reben bepflanzten Berg, dessen Gipfel mit Fichten gekrönt war, und vor sich den Uto, vor benachbarten Bergen ansehnlich erhöht. Zur Seite breiteten sich fruchtbare Ebenen aus, durch freundliche Windungen der Limmat und Siel bewässert, während am südlichen Horizont Alpen sich in die Wolken türmten, deren ewiger Schnee eine liebliche Kühlung von den Gipfeln in das Thal herab ergoß. So mangelte diesem friedlichen Aufenthalte nichts, was die Sinne und das Herz erfreuen, den Geist beleben, die Phantasie beflügeln und mit schönen und erhabenen Bildern bereichern konte. Hätte es für einen jungen aufstrebenden Dichter der Beispiele zur Anregung bedurft, so fehlte es auch an diesen nicht, denn ringsum bot die Gegend Erinnerungen an eine schönere poetische Vergangenheit dar, welche Bodmer so gern auffrischte. Hier an der Siel, der Limmat und der Thur hatten Hadloub, die von Kilchberg, von Warte, von Owe, von Husen und Trosberg ihre gefühl- und anmuth-

vollen Lieder gesungen, an der Siter blühte noch Singebergs Aue, und in Zürich hatte Ruedger Maneß die Gesänge der Vorzeit für die Nachwelt aufbewahrt. Für unsern Wieland aber bedurfte es solcher Erinnerungen nicht, da er täglich Bodmern vor sich sah, dessen Leben in der That den Musen ganz geweiht war. Wie als Jüngling, wo er der Kaufmannschaft sich widmen sollte, weil er für die Theologie sich nicht geeignet zeigte, dem Comtoir, so entzog er sich als Mann, wo man ihn zum Mitgliede des großen Raths erwählt hatte, der Kanzlei und dem Gerichtshof, um nur ganz ungestört seinen Lieblingsstudien zu leben. Unbekümmert um Würden, und mehr noch um Reichthum, entsagte er fast den Freuden des Lebens, denn er kante keinen höheren Genuß, als den ihm die Wissenschaften, vornehmlich die Poesie, gewährten. Deshalb tröstete er sich auch über den schmerzlichsten Verlust seines Lebens, einer geliebten Gattin und geliebter Kinder, damit, daß eine zahlreiche Familie

ihn leicht in häusliche und bürgerliche Angelegenheiten so hätte verflechten können, daß er den Musen entfremdet worden wäre. Was er an Vaterfreuden verlor, ersezten ihm seine jüngeren Freunde, die mit ihm dachten und mit ihm fühlten, und die er auch aus diesem Grunde so gern bei sich aufnahm. Mit ihnen wetteiferte er, denn obschon im vier und funfzigsten Jahre seines Alters, war er doch ein nicht viel älterer Dichter als Wieland. Weil der Reim und der Zwang des Alexandriners ihm zuwider waren, so hatte er früherhin nur wenig gedichtet, und fing erst dann Gedichte von größerem Umfang an, als Klopstock durch Einführung des Hexameters der Rede ein offneres Feld bereitet hatte. Indeß war er Wielanden nicht nur an kritischer Einsicht und ausgebreiteten literarischen Kenntnissen weit voraus, sondern hatte sich auch durch sein Heldengedicht Noah, wie Sulzer und Andere behaupteten, dem Sänger des Messias an die Seite gestellt. Wieland selber zweifelte daran nicht im minde-

besten, und fühlte sich überaus glücklich, dem Patriarchen der teutschen Dichter so nahe zu seyn, und mit ihm zu wetteifern.

Auch muß man gestehen, daß Wieland nicht leicht in eine glücklichere Situazion kommen konte. Abgerechnet, was er von Bodmer im unmittelbaren Umgange lernte, fand er hier die schönste Gelegenheit, mit den vorzüglichsten Dichtern, Kritikern und Weisen der Alten und Neuen bekant zu werden, und sah sich gleichsam in den Mittelpunkt der damaligen teutschen Dichterwelt versezt, indem ein Briefwechsel mit Hagedorn, Gleim, Haller, Rost, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Andern diese Geister und ihr Streben für die Ehre unserer schön aufblühenden Literatur immer vergegenwärtigte. Er selbst wurde dadurch früher in diesen schönen Bund aufgenommen, als sonst geschehen seyn würde. Allein nicht bloß die Ferne wirkte belebend und ermunternd, auch der nähere Umgang, den Wieland hier fand, war zu seiner Bildung wie erlesen. Bod-

mer, ungeachtet seines einsamen, zurückgezogenen Lebens und fast menschenscheuen, in sich vertieften Wesens, war doch kein Feind der freundschaftlichen Geselligkeit, und sein Haus ein Sammelplaz der Freunde des Guten und Schönen vom verschiedensten Alter. Unvergeßlich sind diesen die Stunden geblieben, wo der poetische Patriarch im großväterlichen Stuhle beim warmen Kamin saß, bald ernst lehrend, bald in Einfällen und ironischer Laune sich ergießend, jezt heiter gesprächig, jezt im Zorn aufspringend, wenn einer beim Namen des Vaterlands, der Freiheit und Menschenrechte, der Wahrheit und Schönheit nicht begeistert war, wie Er. Den engeren Zirkel bildeten Breitinger, Hirzel, Heinrich Meister, Salomo Geßner, Füeßli, Heß und Andere, unter denen Wieland sich nicht befinden konte, ohne in die schönen Zeiten der platonischen Symposien sich entrückt zu fühlen. Auch Kleist, der eben damals in der Schweiz auf Werbung stand, gesellte sich zu ihnen, und erhöhte die Freuden der

Abende. Wo hätte Wieland also wol damals höheren, schöneren Geistes- und Herzensgenuß finden können? Dieser Umgang war ihm aber zugleich um so lehrreicher, da er auch Gelegenheit fand, seinen Schönheitssinn noch von einer andern Seite auszubilden, indem einige jener Freunde tiefere Einsichten in die bildenden Künste besaßen, und ihm den Zutritt zu etlichen, in Zürich befindlichen, schäzenswerthen Samlungen von Gemälden und Kupferstichen gern verschaften.

Wirklich fühlte sich auch Wieland ganz in seinem Element, zumal da Bodmer ihm eine vorzügliche Neigung zuwendete, denn er fügte sich mehr in ihn, als Klopstock, in dessen Persönlichkeit sich Bodmer einigermaßen geirrt hatte. Bodmer, der vom Körper und körperlichen Bedürfnissen nur so viel empfand, um zu wissen, daß er nicht ganz entkleideter Geist sey, hatte sich von Klopstock beinahe die Idee wie von einem überirdischen Wesen gemacht, und dachte sich ihn kaum anders als eine Sele,

die in einem ätherischen Körper Gedanken des Messias denke. Da er nun sehen mußte, wie der junge Seraph sich, seiner Meinung nach, mit den Söhnen und Töchtern der Erde allzugemein machte, und die Vergnügungen des Lebens weniger verschmähte, als mit dem Beruf des himlischen Sängers sich ihm zu vertragen schien, ward er ganz irr in ihm und zitterte für ihn. Wieland hergegen übertraf seine Erwartungen, wahrscheinlich nur darum, weil er in dieser Hinsicht weniger von ihm erwartet hatte, und weil er unstreitig weniger Selbstständigkeit besaß als der entschiedene, feste Klopstock, welcher überdies auch neun Jahre älter war als Wieland, was in jüngeren Jahren einen gewaltigen Unterschied macht. Wie wenig Sicherheit und Festigkeit des ästhetischen Urtheils Wieland aber damals hatte, bezeugt folgende Anekdote, aus welcher man zugleich sein Verhältniß zu Bodmer erkennen mag. Bodmer wußte sehr gut, welch ein Bewunderer seiner Werke Wieland war. Da er nun

über seine Zilla gern ein ganz unbefangenes Urtheil von ihm gehört hätte, so bediente er sich der List, die Handschrift dieses Gedichts durch einen seiner jüngeren Freunde Wielanden als das Werk eines ganz fremden Verfassers zustellen zu lassen. Wieland las sie in Bodmers Zimmer, und dieser beobachtete ganz still den Eindruck, welchen das Werk auf ihn machte. Zu seiner nicht geringen Freude sah er den Lesenden mehr und mehr entzückt, und hörte, wie er bei verschiedenen Stellen in laute Bewunderung ausbrach. Bodmer verrieth sich nicht, und Wieland konte sich nicht enthalten, am Abend einigen seiner Freunde mitzutheilen, was ihn so entzückt hatte. Diese fangen an zu kritisiren, einer Stelle nach der andern wird unbarmherzig mitgespielt, und Wielanden eingestritten, daß er mit seiner Bewunderung sehr freigebig gewesen. Voll Unwillen packt Wieland die Handschrift zusammen, eilt nach Hause, und wirft sie in Bodmers Zimmer, in dessen Gegenwart, hinter die Thür. Bodmer

lächelte im Stillen, wie er sich vorher im Stillen gefreut hatte, und das alte gute Verhältniß wurde dadurch nicht gestört.

Man kann leicht schließen, daß ein junger Mensch von zwar feinem Gefühl und nicht gemeiner dichterischer Einbildungskraft, aber noch so wenig Bestimtheit und Sicherheit des Urtheils auch viel poetische Gefügigkeit gehabt haben müsse. Bei Wieland kam in Ansehung Bodmers mehreres zusammen, ihm diese zu geben. Nicht umsonst hatte Bodmer ihm die Gelegenheit verschafft, mit literarischen Arbeiten seinen Unterhalt zu erwerben; nicht umsonst arbeitete er mit Bodmer, dem Vater der Kritik, dem Verfasser des Noah, dem Uebersezer Miltons, in Einem Zimmer und an Einem Tische; nicht umsonst aß er mit ihm aus Einer Schüssel und trank mit ihm den selbstgekelterten Wein: Wieland lohnte ihm die freundschaftliche und beinahe väterliche Behandlung durch eine ans Schwärmerische grenzende Anhänglichkeit an seine Person nicht nur, sondern

auch an seine Meinungen und Ansichten. Bestochen von Dankbarkeit, verblendet von Verehrung, angesteckt vom Beispiel, nahm er von Bodmers Tugenden und Fehlern so viel an, daß es sehr das Ansehn gewann, Bodmer habe sich in ihm einen Sohn seines Geistes erzogen. Wenn mancher ihn darum tadeln möchte, so schreibe er wenigstens Wielanden dem Menschen zu gut, was er dem Dichter abzieht. Ich habe nicht leicht einen Menschen gekant, der in solchen Schwächen so liebenswürdig gewesen wäre. „Sie kennen — schreibt er in einem Brief aus jener Zeit — Bodmer aus dem Noah. Sie dürfen der liebenswürdigen Idee, welche dieses vortrefliche Werk von dem Genie und dem moralischen Charakter des Herrn Bodmer Ihnen darstellen wird, kühnlich trauen, und sich versichern, daß man, so ungewöhnlich es auch ist, doch bei ihm einen sichern Schluß von seinen Schriften auf ihn selbst machen kann. Sie können hieraus selbst muthmaßen, wie glücklich die Zeit, die ich bisher bei diesem weisen

und in unserm Weltalter in der That seltnen Mann zugebracht, für mich gewesen, und daß mich der Umgang mit meinen hiesigen klugen und edelmüthigen Freunden in gewisser Absicht edel gemacht."

Als Zeichen der Dankbarkeit und der Verehrung, die er gegen Bodmer hegte, hat man zwei literarische Arbeiten zu betrachten, welche Wieland bald nach seiner Ankunft in Zürich unternahm. Er besorgte die neue Auflage der Samlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule von 1741—1744, und begleitete sie mit einer Vorrede. Zwölf Stücke solcher Streitschriften waren erschienen, und Wieland gab sie in 3 Bänden heraus (Zürich 1753. 8.). Da die Aufsätze keineswegs, wie der von Wieland gewählte Titel zu glauben verführen könte, alle gegen die Gottschedische Schule gerichtet, oder polemischer Art, sondern zum Theil historisch und rein untersuchend,

und diese selbst für unsere Zeit noch nicht ohne Interesse sind, — wie denn Bodmer hierin in seinem Aufsatz von den günstigen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause, die erste Empfehlung der Minnesinger, und eine Probe von 21 Fabeln derselben gab; — so war dieses Unternehmen für Wielands eigene Bildung in der That ersprießlich. Als eignes Werk erschien von ihm in demselben Jahr eine Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: der Noah, von dem Verf. des Lehrgedichts über den Ursprung der Dinge. Schon der Titel kündigt weniger eine kritische Untersuchung als einen Panegyrikus an; und was hätte Wieland auch in seiner Lage anders schreiben können? Sehr Unrecht würde man ihm aber thun, wenn man ihn deshalb der Schmeichelei beschuldigen, oder glauben wollte, sein Lob sey bestochen gewesen. Nein; was er sagte, war seine innigste Ueberzeugung, und wenn Verehrung und Dankbar-

keit ihn bestachen, so geschah es nur ohne sein ausdrückliches Bewußtseyn. Als ich hierüber mit ihm sprach, sagte er lächelnd: „Ja ja, da sehen Sie an meinem Beispiele, was die junge Kritik bisweilen für Böcke schießt. — Im Ernst aber, haben Sie den Noah gelesen?" Ich bejahte, und er fuhr fort: „Nun, so werden Sie auch gestehen, daß er so weit nicht herabzusezen ist, als manche ihn haben herabsezen wollen. Freilich ist er kein Meisterwerk vom ersten Range, allein er bleibt doch immer ein gutes Werk, welches stellenweise wirklich schön, ja sogar vortreflich ist. Natürlich ergriffen mich diese Stellen, und da ich damals fest daran glaubte, sie seyen Bodmers Eigenthum, so mußte meine Verehrung für den Dichter mit der Vortreflichkeit solcher Stellen im Verhältniß stehen, weshalb ich vielleicht bei andern mein Gefühl unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nahm. Nach der Zeit habe ich freilich entdeckt, daß von dem Schönen und Vortreflichen in Bodmers Werken vielleicht das

Wenigste ihm eigenthümlich gehörte, und daß ihm also bloß das Verdienst der Verpflanzung auf unsern Boden blieb, was zur damaligen Zeit doch auch etwas werth war. Sonst kann man aber unmöglich vom schriftstellerischen Eigenthumsrechte laxere Begriffe haben, als Bodmer hatte, der den Grundsatz: wo ich etwas Schönes finde, ist es mein; im allerweitesten Umfang in Ausübung brachte, und die Sünde des Plagiats sein Gewissen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe stahl. Mein eignes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm, und wenn ichs ihm nicht zuvor that, hab' ichs ihm wenigstens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmers Hause schrieb, mag darum mancher ein Recht haben, dies und jenes als sein Eigenthum zu reclamiren."

Es konte wol kaum anders kommen. Nie vielleicht hat es eine größere literarische Thä-

tigkeit gegeben, als Bodmers; denn rechnet man die wenigen Stunden ab, wo freundschaftliche Besuche ihn unterbrachen, so war seine ganze Zeit in Lesen und Schreiben getheilt. Nun las aber Bodmer bei seiner großen Empfänglichkeit nichts von besonderer Anziehungskraft, ohne daß in ihm der Trieb erwacht wäre, etwas Aehnliches hervorzubringen, und dem Vorsaz folgte gemeiniglich sogleich die Ausführung. Von fremdem Feuer entzündet, hielt seine Begeisterung nicht an, seine Bildungskraft bedurfte einer Stüze, woran sie sich hielt, der Geschmack bot ihm Schönheiten dar, die nicht erst neu geschaffen zu werden brauchten, und die Erinnerung that denn auch das Ihrige. Wie wäre es auch ohnedies, selbst bei aller Sorglosigkeit, Unbeholfenheit und Ungelenkheit seines Versbaues, möglich gewesen, daß Bodmer so viel und so vielerlei in einem Alter hätte liefern können, wo sonst die poetische Produktionskraft zu versiegen pflegt. Bei Wieland war sie freilich erst im Aufblühen, und

das erkent man gar bald an seiner größeren Fülle, Frischheit und Regsamkeit; allein er stürzte sich eben so in die Arbeit wie Bodmer, las nicht weniger wie dieser, war eben so empfänglich, eben so geneigt, dem, was ihn entzückt hatte, etwas Aehnliches hervorzubringen, schrieb eben so viel und eben so eilfertig als Bodmer, und mußte daher wol, wozu ihn zum Ueberfluß das Beispiel verführte, zu ähnlichen Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Bedenke man nur, wie vieles und wie vielerlei auch er, gleich in den ersten Jahren seines Aufenthalts bei Bodmer, in einem Zeitraum also, wo er zugleich mit dem Studium der Werke Platons eifrig beschäftigt war, geschrieben, und man wird unbedenklich gestehen, daß es dem zwanzigjährigen Jüngling nur mit solchen Hilfsmitteln möglich war. Auch so noch bleibt immer erstaunlich, was er geleistet hat, und man kann nicht leugnen, daß auch jene Werke, bei aller Einwirkung von außen, bei gegebenem Stoff, und mancher Nachahmung oder gar

Uebertragung im Einzelnen, doch immer mit einem eigenthümlichen Gepräge seines Genius bezeichnet sind.

Unter seinen damaligen Poesien verdienen seine acht, in Hexametern geschriebenen, Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde (1753) eine besondere Berücksichtigung. Man hat dieselben, um sie unter die gangbaren Klassentitel einer Poetik zu bringen, zu den Heroiden gezählt, und müßte sie dann als eine wahre Bereicherung unserer poetischen Literatur ansehen, indem seit Hofmannswaldau, dem Ersten, welcher Heroiden in teutscher Sprache schrieb, bis auf Wieland nichts von Belang in dieser Gattung erschienen war. Wieland aber, der sich überhaupt an die Vorschriften einer Schulpoetik nie sonderlich kehrte, dachte so wenig daran, mit diesen Briefen ein leeres Fach bei uns auszufüllen, als an die Ovidische oder Popesche Musterform der Heroide. Ein ähnliches Werk der brittischen Dichterin Elisabeth Singer = Rowe: Friend-

ship in death (London 1726.), von dessen Lesung er damals ganz bezaubert war, gab ihm die Veranlassung zu diesen Briefen, und sein Studium der platonischen Schriften vertrug sich nur allzuwol mit der schwärmerischen Stimmung, ohne welche Briefe dieser Art, in denen man neben lyrischem und elegischem Ausdrucke des Gefühls auch Gemälde himlischer Welten, Grundrisse eines poetischen Systems über die Natur, den Weltbau und die Geisterwelt, die Geschichte der Schöpfung und der einer andern Welt als der unsrigen, Schilderungen des unsterblichen Lebens u. dergl. findet, ungeschrieben bleiben. Je entzückter der Jüngling von seinem Platon war, je mehr er sich in die Ideen desselben hineinstudirte, desto mehr fand er, durch eine sehr natürliche Selbsttäuschung, nur seine eigensten Ideen in Platons Werken entwickelt, und trug diese, in denen er so ganz lebte und webte, als seine eigenen vor, wodurch seine Briefe nur gewinnen konten. Die Personen, welche sie schrieben,

die Situazionen, in denen sie sich befanden, die Scenen, die sie zu schildern hatten, alles dies vereinigte sich, diesen Briefen einen von allen ähnlichen sie unterscheidenden Charakter zu ertheilen, in welchem sich der damalige Genius des Dichters treu abspiegelt, denn wir erblicken ihn von der Glut einer schönen Schwärmerei sanft angehaucht, im Geiste einer erhabenen Philosophie die irdischen Zustände aus einem höheren Standpunkte betrachtend. Nothwendig mußte der Ton dieser Briefe dadurch anders gestimt werden, als er sonst in den Heroiden zu seyn pflegt; er ist weniger leidenschaftlich, gemäßigter, und spielt mehr oder weniger ins Didaktische über. Deshalb haben sie auch eigentlich von der Heroide nichts als die äußere Form, sind aber keineswegs, wie diese, eine Art lyrischer Monologen in entscheidenden Situazionen, so daß ich, wenn denn ja klassificirt seyn muß, sie lieber zu den moralischen oder didaktischen Briefen rechnen möchte. Gewiß werden sie dann auch in der Beurthei-

lung gewinnen, da sie als Heroide nur verlieren können. Ich widerspreche damit meinem obigen Urtheil nicht, denn daß diese Heroiden im Teutschen, wo aus dieser Gattung nichts von Erheblichkeit aufzuweisen ist, das Vorzüglichste sind, beweißt noch gar nicht, daß sie auch, neben das Musterhafte in dieser Art gestellt, die Probe aushalten würden. Als didaktische Briefe hergegen von einer besondern Einkleidung gewinnen sie nicht nur gar sehr, wenn man sie gegen des Dichters frühere moralische Briefe hält, sondern dürfen sich auch vor einer Vergleichung mit dem Guten in dieser Art nicht scheuen. Diejenigen von ihnen, welche wegen der Situazion des Schreibenden oder Empfängers, oder wegen des Stoffes, der Einbildungskraft einen freieren Spielraum gestatteten und das Gefühl mehr als die bloße Betrachtung in Anspruch nehmen, die also auf mehr lyrischen Ton gestimt sind, werden wol nie aufhören, auf das Gemüth empfänglicher Leser erfreulich zu wirken. Andere, in denen

die Betrachtung überwiegt, gewähren zwar bei weitem kein eben so großes poetisches Interesse, allein man könte vielleicht auf sie anwendbar machen, was in einem solchen gesagt wird:

Wie wenn die Nacht den Himmel in einen Schleier von Wolken
Eingehüllt hat, und der Weise, der izt betrachtend und einsam
Unter den Bäumen einhergeht, nur selten einzelne Sterne
Zwischen dem Silbergewölk mit stillem Ergözen entdecket;
So ergözt uns die Sele, die aus der nächtlichen Erde,
Wie ein umwölkter Stern, mit bleichem, doch himlischem Glanze,
Durch den Aether hin scheint, und uns sie näher zu schauen
Winket: So hast du, o Phädon, zu dir mich herunter gezogen.
In der Blüthe der Jugend schon nach der reinen Ergözung
In der Umarmung der Wahrheit sich sehnen; gemeinere Freuden,
Die sich selber erbieten, mit ihren Reizen verachten,

Und die Kräfte der feurigen Sele der Sele nur widmen:
Dieses verdient dir die Liebe Theanors.

Obschon in diesen wie in andern Dichtungen Wielands ein sehr religiöser Geist athmet, so suchte doch Bodmer seine Muse noch mehr für die Religion zu gewinnen, und Wieland, der nichts glorreicheres kante, als Klopstock nachzueifern, entschloß sich leicht theils zu christlichen Gedichten, theils zu poetischer Bearbeitung biblischer Stoffe. Indeß konte, bei seiner natürlichen Empfänglichkeit, auch das nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben, mit dessen Studium er eben ernstlich beschäftigt war, und dies waren damals, neben Platons Schriften, die vom Geist der sokratischen Schule durchdrungenen Werke des geistreichen Britten Ashley Cooper Grafen von Shaftesbury, welcher Schriftsteller um so mächtiger auf Wieland wirken mußte, da er mit Gedankenreichthum ein zartes Gefühl für das Edle und Schöne verband, welches sich auch über seine, den gebildeten

Weltmann verrathende, Darstellung ausbreitete. Alles demnach, was Wieland auch in den Jahren 1753 bis 1755 schrieb, ist aus einer von diesen beiden Quellen abzuleiten, und zwar hatte Bodmer auf das erste dieser Werke wieder einen besondern Einfluß. Dieser hatte nämlich eben damals mehrere kleinere epische Gedichte entworfen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, und bewog seinen jungen Freund, sich auch einen Stoff aus diesem Kreise zu wählen. In eben dem Zimmer nun und an eben dem Tische, wo Bodmer seinen Jakob, seine Rahel, den Joseph, die Zulika, Jakobs Wiederkunft und Dina schrieb, arbeitete Wieland seinen geprüften Abraham, ein episches Gedicht in drei Gesängen, worin im ersten Gesange die Verse 163—187 von Bodmer eingeschaltet sind, was schon die rauheren Hexameter bezeugen können. Sowohl in der Anlage des Plans als in der Ausführung dieses Gedichts erkent man leicht den Jünger Bodmers. Eine glückliche epische Ent-

faltung, die manche Schönheit des Details herbeiführt, bei welcher man mit Vergnügen verweilt, kann doch für einen unverkenbaren Mangel an Tiefe und Interesse im Ganzen nicht schadlos halten. Man sieht indeß, daß der Dichter, dem die Charakteristik seiner Personen und die Anlegung mancher Situazion so gut geglückt sind, seinem eigenen Genius bedächtiger folgend, wol noch etwas Anderes würde geleistet haben. Bei dem Vorbild aber, das er sich genommen, und bei den praktischen Maximen, die er befolgte, konte es nicht fehlen, es mußte so manches unbeachtet bleiben, wofür wir die in die Hauptsache wenig eingreifende Maschinerie der Engel gern hingegeben hätten. Dahin gehört vornehmlich, daß der Dichter das, was auf das Gemüth wirkt, so wenig herausgehoben hat, wie nah auch dieses ihm oft lag, wenn er nur die angelegten Situazionen und die herbeigeführten Szenen gehörig benuzt hätte. Dazu ließ ihn aber die Eilfertigkeit in der Ausführung nicht kommen, der wol auch mancher Misgrif im

Einzelnen zuzuschreiben ist, z. B. wenn Isaak (Ges. 2. V. 204 fg.) von Abiasaf erzählt:

Als er geboren ward, kam die Muse, die Freundin Elihu's,
Legte den Knaben an ihre Brust, und weiht' ihn zum Sänger.

Die Olympier und manches Andere noch gehören ebenfalls in diese Reihe, und es ist zu verwundern, daß diese und ähnliche Flecken auch bei der neuen Bearbeitung nicht verwischt worden sind, da doch der Verfasser dem Urteil der Kunstrichter und seinem eignen das anstößige Märchen vom Riesen und dem bezauberten Vogel und den ganzen vierten Gesang aufgeopfert hatte, weil er glaubte, daß er des dritten nicht würdig, und geschickter sey, die Wirkungen desselben zu schwächen, als zu erhöhen.

Gegen die Autorschaft andrer biblischer Gedichte, die man ihm damals zuschrieb *), hat Wieland in der Folge protestirt.

---

*) Man hatte ihm mehrere zugeschrieben, die sich in (Bodmers) Fragmenten in der erzählenden Dichtart von verschiedenem Inhalt (Zürich 1754) befinden.

Als eigentlich christliche Gedichte Wielands aus jener Periode hat man drei Hymnen, und seine Psalmen zu betrachten; eine Frucht seines Studiums des Platon und Shaftesbury sind seine Platonischen Betrachtungen über den Menschen und seine Timoklea, die Mitte aber zwischen jenen und diesen behaupten seine Sympathien, das Gesicht des Mirza, und sein Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, welche sämtlich in den Jahren 1754 und 1755 erschienen.

Von jenen drei Hymnen hat er zwei, auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers, worin er, ich weiß nicht ob Pindar oder Klopstock nacheifern wollte, aber nicht eben glücklich nacheiferte, selbst verworfen, und nur den einen an Gott in die Supplemente seiner Werke aufgenommen, nach seinem eigenen Geständniß nicht sowohl seines poetischen Werthes halber, als wegen des größern Antheils, den wahres Gefühl des Herzens an seiner Entste-

hung hatte. Dieses, was man freilich vom Anfang bis zum Ende nicht verkennen kann, dürfte aber wol auch alles seyn, was sich zu seinem besondern Ruhme sagen ließe.

Die in Prosa abgefaßten Psalmen, welche zuerst unter dem Titel Empfindungen eines Christen erschienen, sind eine Art mystisch-ascetischer Schriften, die weder nach Inhalt noch Darstellung ihrem Verfasser große Mühe können gekostet haben. Es würde deshalb ganz nuzlos seyn, sie mit den Psalmen eines Assaph, David u. A., an deren Kraft und Schwung sie auf keine Weise reichen, zu vergleichen. Will man sie als christliche Psalmen betrachten, so muß man bekennen, daß die in ihnen athmende religiöse Begeisterung nicht immer die reinste ist. Abgesehen aber davon, wie orthodox oder heterodox die Vorstellungsart sey, will ich mich bloß auf die Bemerkung einschränken, daß diese Empfindungen eines Christen etwas an sich hatten, was einem Christen nicht ziemte. Leider die-

ten eben sie zum Beweise, wie weit auch durch die religiöse Schwärmerei selbst ein sonst edles Herz sich verirren konte. Das Werkchen war in der ersten Auflage dem Ober-Consistorial-rath Sack in Berlin gewidmet. In der Zuschrift an diesen ehrwürdigen Geistlichen redete nun Wieland „von schwärmenden Anbetern des Bakchus und der Venus, die man an der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Gözen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig austilgen.„ Nachdem er nun den O. C. R. Sack ermuntern wollen, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Wizlinge anrichten,“ fuhr er fort: „Weil dieses Ungezicfer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekant ist; so will ich einige der

neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermischte Poesien." Von diesen hier genanten lyrischen Gedichten ist aber niemand anders Verfasser als — Uz. Wol mit Recht fragte also damals ein Kritiker: „Ist es einem Kenner der schönen Wissenschaften, wie Herr Wieland in gewisser Absicht wirklich ist, wol zu vergeben, daß er einen Dichter der ersten Größe, wie Uz ist, zu drei unbekannten und mittelmäßigen heruntersetzet? Stehet es einem Christen, ja nur einem ehrlichen Manne, wol an, daß er bei einem Dichter die vortreflichsten ernsthaften Gedichte nicht sehen will, deren Zahl fast so groß ist als der scherzhaften, und darunter so viele, sowol in Absicht auf die Sittenlehre als auf die Dichtkunst Meisterstücke sind, z. B. Tempe, die Glückseligkeit, Theodicee u. a.? Stehet es ihm wol an, eine Menge unschuldiger Scherze mit einem hämischen Gifte zu besprizen, an welcher auch der

strengste Sittenlehrer nichts tadeln kan, als daß sie Scherze sind? Wir schämen uns wirklich für H. W., daß er sich von einer blinden Leidenschaft zu so unwürdigen Ausschweifungen verleiten läßt, — — und bedauern, daß er seine wahren Verdienste durch eine so unwürdige Aufführung verdunkelt."

Im Grunde war Wieland mehr zu bedauern als zu verdammen, denn seine natürliche Ansicht war durch Bodmer völlig getrübt worden. Uz hatte dessen Anglomanie bespottet, und bei Gelegenheit sich merken lassen, die Bodmerischen Epopöien reizten zum Gähnen. Statt der Langweiligkeit warfen nun die Zürcher freimüthigen Nachrichten der Uzischen Poesie Unsittlichkeit vor, und der bodmerisirte Wieland, der es für unwidersprechlich annahm, der Hauptzweck der Poesie sey moralischer und religiöser Nuzen, stimte zuerst in seinen Sympathien in eben diesen Ton ein. Lächelnd antwortete Uz darauf: „Wieland hat mich schon, dem Vernehmen nach, in seinen Sympathien

von den frommen Dichtern ausgeschlossen. Weil ich ihn in meinem Briefe (s. Uzens vierten poet. Br.) vom Tempel des guten Geschmacks ausgeschlossen, so will er mich aus Rache vom Himmel ausschließen, aber vermuthlich nur vom Bodmerischen Himmel." Mit diesem lächelnden, und darum nicht weniger verwundenden, Spotte war freilich auf einmal alles angegriffen, was Wielanden das Theuerste war, und der ohnehin schwärmerische Eifer des reizbaren Jünglings wurde völlig fanatisch. Bodmers etwas finstrer und saurer ascetischer Geist kam über ihn, und er glaubte in dem Anfall eines religiös-poetischen Paroxysmus gewiß nicht Unrecht zu thun, wenn er solch einen Angrif mit Waffen bekämpfte, deren sich sonst nur die Verläumdung und Verkezerungssucht bedienen. Uz selbst sah die ihm gemachten Anschuldigungen in diesem Lichte, und erklärte deshalb: „Wenn ein Dichter an seinem poetischen Charakter angegriffen wird, so kann er schweigen, und der Welt das

Urtheil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer Charakter angetastet wird, so muß er sich vertheidigen. Kann er gleichgiltig bleiben, wenn ein parteiischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeizieht, die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen, und sich unter die Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend." — So wär denn Wieland, der Jüngling von sonst so reinem Herzen, durch seine religiöse Schwärmerei dem schwärzesten Verdachte bloßgestellt. Diesen von ihm abzuwälzen, fällt indeß nicht schwer, wofern man nur den heuchlerischen Verläumder, der hinter die Maske der Religion seine gehässigen Leidenschaften verbirgt, von dem unterscheidet, welcher aus wohlgemeintem Eifer für eine gute Sache, für die er begeistert ist, zu verkehrten oder gar verderblichen Maasregeln schreitet. Daß Wieland sich in diesem

Falle befand, beweisen seine andern ästhetischen Urtheile aus dieser Zeit, die ihn in der allergrößten bigotten Befangenheit zeigen. Von einem Jüngling, auf dessen Pult er Anakreon, Tibull, Chaulieu, Gay, Prior liegen sieht, sagte er: „Ein solches Gesicht, allzupoetischer Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem Herkules aus, da er gedankenvoll auf dem Scheideweg saß, und, was du noch nie gethan, mit Ernst darauf dachte, wie er leben wolle.“ Er tadelte Gleimen, daß er ein Anakreon sey, „und Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himlischen Chören harmonisch, die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, im Lob einer erdichteten Phyllis verschwende:“ und urtheilt, „daß der Feind alles Guten, da er sah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derselben herrlicher zu machen, sich klüglich entschlossen habe, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu seinem Zweck zu kom-

men. Er verwandelt sich bald in den Bakchus, bald in den Kupido, bald in einen unflätigen Satyr, und begeistert die wizigen Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu schmücken, und einer Sittenlehre, die epikurische Theologie voraussezt, die Reizungen der Trägheit und Wollust zu leihen." *) Er ging noch weiter, und bedauerte Petrarcha, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worein uns keine menschliche Vortreflichkeit sezen solte, ja selbst Pindarn, daß er seinen erhabenen Geist zur Verschönerung der Göttergeschichte misbraucht habe. Um aber allem die Krone aufzusezen, erklärte er: „daß ein jeder, der sich die Gleichgiltigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz

---

*) Alles dies in den Sympathien.

unendlichmal vorziehen solte." Würde wol selbst der fromme Gellert, in einer hypochondrischen Stunde, sein ästhetisches Gefühl so gänzlich haben verleugnen können? Offenbar liegt hier eine überspante Vorstellung von der christlichen Tugend, eine fast mönchische Ansicht von Welt und Leben, eine allzufinstre Frömmigkeit, zum Grunde. Das eifrige Lesen von Klopstock und Young befeuerte Wielands Phantasie eben von dieser Seite immer mehr, und zum Ueberfluß füllte sich diese Phantasie noch mit all den Clementinen, Clarissen, Amalien, Grandisonen, und wie die Tugendideale in Richardsons und Fieldings damals eben erschienenen und allbewunderten Romanen weiter heißen: bedurfte es mehr, um einen enthusiastischen Jüngling, in welchem eine religiöse Schwärmerei früh erzeugt und stets genährt worden war, der mit Erzengeln mehr als mit Menschen umging, und im Moralischen sich bis zu einer schwindlichten Höhe hinaufgeschraubt hatte, mit einem Feuereifer gegen alles zu

entflammen, was von solchem Standpunkt aus ihm so niedrig und verächtlich als verderblich erscheinen mußte? Wenn irgend etwas im Stande war, seinen Eifer zu vermehren, so war es der Gedanke, den Mann zu vertheidigen, der ihm Vater und Freund und Muster war; ein Fall, in welchem noch kein Enthusiast von 22 Jahren zu wenig gethan hat, zumal wenn die Eigenliebe sich beiher auch ins Spiel mischte, und man in dem Freund und Muster — sich selbst vertheidigte, und hoffen durfte, zum Preiße die Bewunderung eines Bewunderten davon zu tragen. Und in der That die Bewunderung Bodmers für Wieland wurde fast ungemessen. Er verglich ihn dem Ezechiel, der die Gesichte Gottes sah; sieht ihn auf den Purpurflügeln eines ätherischen Geistes zwischen Mond und Sonne schweben; „den Vertrauten des hohen Eloa die begeisternden Schwingen über ihn breiten, und ihm die Harfe reichen, die das Herz der Menschen mächtig erschüttert, und auf die selbst die Sphären horchen.“

Dagegen war das, was Uz dem jungen Dichter zu sagen hatte, freilich sehr unangenehmer Art. In einem poetischen Brief an Gleim (dem sechsten in der Samlung) erzählt er von einem Traumgesicht, wo er Apollo und die Musen auf dem Parnasse sah, als eben ein junger Mensch mit wildem Ungestüm kam, und sich beklagte, daß das Dichtervolk mit liederlichem Scherz die Sitten und Herzen verderbe, während dicker Staub lehrreiche Epopöien schände.

Welch schwacher Geist — hört' ich die Musen sagen. —
Will vom Parnaß die Grazien verjagen?
Ist niemand weis', als wer nur immer weint,
Ein finstrer Kopf, dem Schwermuth Tugend scheint?

Viel anderes sehr Beherzigenswerthes sagt die Muse, und wirft dem drohenden Jünglinge dann vor:

Ihr suchet Lob, und lobet die euch loben;
Auf andre wird die Geißel aufgehoben.
Man lies't euch nicht! Ihr werdet bös und sagt,
Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt.

Doch Gellert wird gelesen und verehrt,
Obgleich sein Lied die reinste Tugend lehrt.
Die Jugend lernt sein reizend Lehrgedicht.
Ihr lehret auch, doch reizend lehrt ihr nicht.

Ihrem Tadel fügt die Muse Warnungen und Belehrungen bei.

Hier konte sich der Jüngling nicht mehr halten,
Die stolze Stirn umwölkte Grimm und Falten;
Er stund und schwur dem heidnischen Parnaß,
Den Musen selbst, auf ewig seinen Haß.
Er ging erzürnt, ich sah ihm nach und lachte,
So dreist und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.

Das war freilich bittre, aber auch sehr heilsame Arznei. Die Welt weiß, daß dieses Traumgesicht sich nicht zum Range eines prophetischen erhoben hat, denn Wieland ist so wenig ein Feind des heidnischen Parnasses und seiner Musen geworden, daß er vielmehr nachher mit jenen Verdamten in wenigstens gleiche Verdamniß gerathen ist.

Bedürfte der junge, leidenschaftliche und verblendete Dichter noch einer Entschuldigung,

so würde diese in einem, durch nichts zu ersezenden Mangel, womit er zu jener Zeit noch behaftet war, leicht gefunden werden. Wieland hatte sich nämlich bis hieher zwar eine nicht alltägliche Kentniß des Menschen erworben, ihm gebrach aber eine ausgebreitete, umfassende Kentniß der Menschen, durch welche allein die wahre Toleranz befördert wird, und in einem noch höheren Grade Weltkentniß. Schon die Wahl der meisten Stoffe, die er damals zu bearbeiten unternahm, verbürgt diesen Mangel einem jeden, der sich auf dergleichen Anzeichen versteht; zum Ueberfluß aber hat uns die Zeit ein eigenhändiges Dokument von Wieland aufbewahrt, nach dessen Lesung wol niemand zweifeln wird, daß der junge Dichter die Welt nur noch wie ein Mönch aus seiner Zelle gesehen hatte. Dieses Dokument ist ein Brief, der aus mehreren Rücksichten hier seine rechte Stelle finden wird.

„Ich hatte ehedem im Sinn, einen akademischen Lehrer abzugeben. Ich habe mich aber

seit geraumer Zeit geändert, und auch damals, da ich mich auf eine solche Art aufopfern wolte, habe ich es bloß gethan, weil ich diese Lebensart unter den schlimmern für die erträglichste hielt.— Ehedem solte ich ein Politikus werden; ich hätte gute Anscheinungen gehabt, wie man sagt, mein Glück zu machen. Ich habe aber andre Begriffe von Glück und Unglück gehabt, und wäre jederzeit lieber ein Holzhacker als ein Hofmann oder Advokat gewesen. Aus diesem werden Sie sehen, mein werther Herr, daß mir alle gewöhnliche Wege zu dem Vergnügen, nach Ihrem freundschaftlichen Wunsch, in Ihrer Gegend zu leben, verschlossen sind. Ich kenne nur noch einen einzigen; ich weiß aber kaum, ob ich Ihnen davon sagen soll. Ich habe mit einigen Freunden ein Project einer Akademie gemacht, welche ein Antipode der teutschen Akademien und Gymnasien, Pädagogien, und wie sie heißen, seyn solte. Die Wissenschaften, die darin gelehrt werden sollten, wären Philosophie, Geschichte und Mathematik, vor allem

die Moral und Politik, und die nöthigste Kunst, die Kentniß der Menschen. Die Schulformen solten gänzlich in dieser Akademie abgethan seyn. Die Lehrer, wenigstens die ersten, solten alle Genies, alle von gleicher Wahrheit und Tugend beselt seyn. Freiheit und bon sens solten hier ihren Siz haben. Die Hauptbemühung der Lehrer solte seyn, die Irrthümer, Vorurtheile, Phantome der Erziehung und Gewohnheit aus den Köpfen der Schüler zu räumen, und ihre Herzen zu bilden. Die Schüler solten ausgewält werden; ihre Anzahl solte nicht über dreißig seyn. Dieses sind einige der stärksten Züge meines Plans. Er ist vernünftig und menschenfreundlich, aber er ist Beides zu sehr, als daß er ausgeführt werden könte. Es müßte einen großen Herrn geben, der 20000 Thaler anwenden wolte, der Welt einen merklichen Nuzen zu schaffen; denn ich kann zeigen, daß keine größere Summe zu meinem Plan nöthig ist. Aber unsre Auguste brauchen ihre Einkünfte zu Soldaten, Opern,

Tänzerinnen, Redouten und andern dergleichen Nothwendigkeiten, und die kleinern Seigneurs wollen nach Proportion keine kleinern Thoren seyn. Ich schreibe Ihnen hievon, weil ich hoffe, daß Sie diesen Artikel für sich behalten werden. Wenigstens möchte ich nicht, daß mein Plan irgend einem Minister bekant würde. Diese Art von Anthropomorphis, welchen man mehr Weihrauch streut, als die Heiden ehemals den Teufeln streuten, in deren Händen es steht, die Wissenschaften auszubreiten, die Verdienste zu erkennen, die guten Köpfe aufzumuntern, und alle Arten der guten Anstalten ins Werk zu sezen, — werden Alles dieses so lange bleiben lassen, als man sie um Tugenden willen, die sie nie gehabt haben, um Thaten, die sie nie gethan haben, um Gnaden, die sie nie, wenigstens wissentlich Keinem, der sie werth war, gegeben haben u. s. w. vergöttert und anbetet. Ehe ich einem solchen Sünder etwas zu danken haben wolte, will ich von der Vorsehung und mir selbst Freiheit, Zufrieden-

heit, selbstgewählte Uebungen und die Armuth eines Simon oder Sokrates annehmen."

So schrieb Wieland im J. 1753 an den Professor Müchler, welcher, als damaliger Hauslehrer eines Herrn v. Arnim auf Suckow, in dessen Namen an ihn geschrieben, und ihn zur Theilnahme an einer Akademie aufgefodert hatte, die jener Herr v. Arnim in der Uckermark, gemeinschaftlich mit dem dortigen Adel, zur Erziehung unbemittelter adliger Kinder beiderlei Geschlechts, zu stiften willens war. Wielands Eifer ist ein sehr wohlmeinender, aber auch sehr junger Eifer, und man weiß ja, wenn ein solcher losbricht, so nimmt er es mit dem Maas nicht eben allzugenau, und ficht mit Einbildungen als ob sie Wirklichkeiten wären. Eben so gefällt er sich am besten in Idealen, deren oft beinah unmögliche Verwirklichung erst spätere Erfahrung ihn lehren kann, bei welcher sich zugleich findet, daß gar manches weder so schlimm noch so gut war, als es dem jungen Enthusiasten anfänglich schien. Nun erstaunt

er, die Ungläubigen und die Minister keineswegs so abscheulich, und seine eignen Plane keineswegs so vollkommen mehr zu erblicken. Wielanden würde das, wenn er seinen Plan hätte ausführen sollen, gewiß begegnet seyn. In einer Samlung von Schriften, die er 1758 zu Zürich in drei Theilen herausgab, befindet sich auch sein Plan einer Akademie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, und man braucht nur die Prüfung zu lesen, welche Leßing davon in den Literaturbriefen (Br. 9. 10. 11.) mittheilte, um sich zu überzeugen, daß Wieland bei der Ausführung über manches gar bald würde den Kopf geschüttelt haben, denn er war Wahrheitsfreund genug, seine Plane nicht gegen die Wahrheit durchsetzen zu wollen, und besaß Verstand genug, um nicht bald zu entdecken, wo er die Wahrheit verfehlt habe.

Kante Wieland aber um jene Zeit die wirkliche Welt noch wenig, so lernte er die, worin er lebte, desto besser kennen, und das

war die Welt Xenophons und der Sokratiker überhaupt, zu welcher die früh gefaßte Neigung ihn immer wieder hinzog. Ein jugendliches Genie aber, welches einen vorzüglichen Geschmack an der einfachen Schönheit, der attischen Anmuth und reinen Lebensweisheit Xenophons findet, kann unmöglich auf die Dauer sich in Extremen gefallen, und eine Bahn verfolgen, auf die es, seiner eigenthümlichen Natur zuwider, von falschen oder falsch verstandenen Mustern verlockt ward. Früher oder später mußte dies auf die Wahl seiner Stoffe und die Art seiner Darstellung entscheidenden Einfluß haben, und wirklich gab unser Wieland nur wenige Jahre darauf Leßingen dadurch Veranlassung zu dem Ausruf: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ Wie gesagt aber, nicht bloß die Wahl der Stoffe, sondern auch die Art der Darstellung mußte gegen die ehemalige sehr abstechen; an der letzteren Verän=

derung indeß mochte eben dieser Leßing keinen geringen Antheil haben. Zwar hatte dieser in den Literaturbriefen erklärt: „wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses oder jenes an ihm auszusezen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?"; allein er war deshalb um nichts nachsichtiger gegen seine Fehler, und rügte unter anderen auch mit gerechter Strenge seine Vernachläßigung der teutschen Sprache. „Alle Augenblicke läßt er seine Leser über ein französisches Wort stolpern. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Wörter, die alle nicht das Geringste mehr sagen, als die teutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist. — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es scheint nicht, daß

er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort entsprechen habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden."

Nicht vergebens konten solche Erinnerungen einem Wieland gemacht werden, den gerechter Tadel zu nichts anderem reizen konte, als gerechtes Lob zu verdienen. Er war keine von den genügsamen Selen, die, wenn sie einigen Beifall und einiges Ansehen erlangt haben, sich gehen lassen und kein höheres Ziel sich stecken, sondern jener ungenügsamen eine, denen, was sie auch erreicht haben mögen, immer noch ein Höheres vorschwebt, dem sie mit edler Ungeduld nachstreben. Träges Verharren bei dem einmal Gewonnenen würde ihm um so schimpflicher geschienen haben, je mehr er hinter der Zeit damit zurück geblieben seyn würde.

Im Jahre darauf, als er die lezten jener kleineren Schriften verfertigt hatte, brach der siebenjährige Krieg aus (1756), mit welchem in Teutschland nicht bloß eine mächtige Umän=

derung des politischen Systems, sondern auch ein höchst bedeutender Umschwung der Geister zusammenfällt. Ungefähr ein Jahrzehend früher hatte ein edler Wetteifer sich der in Teutschland aufblühenden Dichter und Denker bemächtigt, für die Ehre unserer vaterländischen Literatur so unablässig zu wirken, daß sie fortan die Vergleichung mit der des Alterthums und Auslands nicht zu scheuen habe. Zu Anfange dieser Zeit war die ganze teutsche Literatur in die zwei entgegengesezten Parteien der Gottschedischen und Schweizerischen Schule getheilt, und wer nicht zu einer von beiden gehörte, galt nicht. Die Gottschedische Schule, an Geistesarmuth krankend, zerfloß in Breite und Wäßrigkeit, die Schweizerische, reicher an innerem Gehalt, strebte nach Kraft und hielt sich gedrungener zusammen, war aber rauh und hart und zuweilen kalt wie ihre Alpen. Hatten sich anfangs die besseren Köpfe an sie angeschlossen, so erkanten sie doch bald, daß sie nur zum entgegengesezten Irtum verleite, und verließen

sie früher oder später ebenfalls. Klopstocks Beispiel leuchtete allen voran, die eigener Kraft vertrauen konten, und so standen bald in allen Punkten von Teutschland Geister auf, deren jeder seine eigene Bahn verfolgte. Ihr Streben war um so eifriger, da es durch die Anerkennung, die ein achtungswürdiger Hof außerhalb der Grenzen Teutschlands den Verdiensten Klopstocks öffentlich wiederfahren ließ, gleichsam geadelt schien, und der Weihe des Dichters eine Würde gab, die man auch in den bürgerlichen Verhältnissen zu achten anfing. Kaum waren anderthalb Jahrzehende verflossen, so stellte Teutschland seinen Klopstock dem Homer, Cramer dem Pindar, Geßner dem Theokrit, und Andere Andern entgegen. Mag man immerhin im patriotischen Eifer hiebei ein wenig zu weit gegangen seyn, so hatte man doch wenigstens eben so viel Recht dazu als die Britten, wenn sie Thomson, Cowley und Pope, und mehr als die Franzosen, wenn sie Voltaire, den älteren Rousseau und Segrais an eben die

Stelle sezten. Bewunderungswürdig bleibt es immer, daß wir in so kurzer Zeit so viel erreichten, denn was Gellert in der Fabel und Erzählung, Rabener in der horazischen Satyre, Uz in der Ode, Kleist für das beschreibende Gedicht, Hagedorn für das scherzhafte Lied, Schlegel und Weiße für das Drama geleistet hatten, war ebenfalls von der Art, daß es gegen das Ausland gar wol genant werden durfte. Auch waren Winkelmann und Leßing bereits aufgetreten, und hatten schöne Darstellung mit Gründlichkeit der Untersuchung in einem Gebiete der Literatur zu vereinigen angefangen, wie im Ausland noch Keiner sie erreicht, geschweige übertroffen hat. Es war mithin zu Anfange des siebenjährigen Krieges für den Schriftsteller schon so ganz leicht nicht mehr, auf eine bedeutende Weise sich geltend zu machen und seinem Namen Auszeichnung zu verschaffen. Dieser Krieg selbst aber, weit entfernt, das schöne Streben solcher Geister zu hemmen, ward ihm vielmehr auf mannichfal-

tige Weise beförderlich, wie wir denn durch ihn an Gleim einen Tyrtäos, an Ramler einen Horaz gewannen.

Hatte Wielanden jener Wetteifer der teutschen Dichter nicht ohne Nacheiferung lassen können, so blieben auch die Ereignisse der Zeit nicht ohne tiefere Wirkung auf sein Gemüth und seinen Geist. Jeder Krieg bewirkt, nicht bloß ein gewaltsameres Drängen und Treiben der Gefühle, Neigungen, Begierden und Leidenschaften, sondern auch einen rascheren Umtrieb der Gedanken, lebhafteren Umtausch der Meinungen, kühneren Schwung höherer Ideen, und zieht uns in die wichtigsten Betrachtungen über Schicksal, Welt und Menschenleben mit einem so mächtigen Interesse, wie es der Friede nicht bewirken kann. Der siebenjährige Krieg gewährte noch ein besonderes Interesse durch den Antheil, welchen Freund und Feind an dem seltenen Helden nahm, der ihn fast gegen das ganze verbundene Europa, zwar mit Mindermacht, aber gleich standhaft im Unglück als be-

sonnen im Glück, durch Ueberlegenheit seines Geistes, am Ende immer siegreich führte. Für welche Partei sich Wielands Neigung entschied, beweist das Gedicht, das er im Jahre 1758 auf Friedrichs Bildniß von Wille verfertigte. Ich will es mittheilen, da es kurz und unbekant ist.

Du Liebling der Natur und Kunst,
O Wille, dem mit seltner Gunst
Die Grazien den Griffel führen,
Wenn, von der Muse Schwung belebt,
Auf Flügeln des Genie bis zu den Urideen
Des Schönen sich dein Geist erhebt;
Ein glückliches Gestirn gab dich der goldnen Zeit,
Da Friederich die Welt mit seinen Wundern füllet,
Wie würdig der Unsterblichkeit!
Du gibst sie Ihm, Er dir! Wie königlich enthüllet
Sich dem entzückten Aug in seinem Bild durch dich
Der Held, der Menschenfreund, der ganze Friederich!

Beneidenswerth fand Philipps Sohn
Den göttlichen Achill, den ein Homer besungen.
Dem Sieger, der statt Ilion
In minder Zeit den Erdenkreis bezwungen,

Gab des Geschickes strenger Schluß
Sein Glück zu mäßigen nur einen Chörilus;
Doch zum Ersaz ward ihm Lysipp geboren.
Dir Friedrich, den die Vorsicht auserkohren
Der Schutzgeist dieser Welt, die jener einst verheert,
Zu seyn; weit mehr als er bist du Homere werth,
Doch fehlen die Lysippen und Homere.
Die kommen nicht zurück! Was that zu deiner Ehre,
Du Stolz der Menschheit und der Erden,
Die schöpfrische Natur, die deiner sich erfreut?
Sie reizt der künftgen Helden Neid,
Und heißt Dir einen Wille werden!

Ein solcher Antheil an dem Helden des Jahrhunderts brachte Wielanden täglich den Lieblingshelden seiner Ideenwelt und seines Xenophon in die lebhafteste Erinnerung; jedes Zeitungsblatt führte ihn in die Kyropädie zurück, und er konte die Kyropädie nicht lesen, ohne der Begebenheiten des Tages zu gedenken. In seinem Geist entwickelte sich das Ideal eines Helden, der so tugendhaft als weise, so menschenfreundlich als tapfer, den Krieg zwar nicht scheut, aber auch nicht liebt, und ihn nur

führt, um einen Sieg zu erringen, der die Menschheit zugleich veredle und beglücke. Je länger je mehr fühlte er alle seine Ideen nach dieser Seite hingerissen, auf welcher alle schönen Träume seiner Schuljahre, alle Neigungen seiner Gegenwart, und alle Wünsche seines menschenliebenden Herzens sich begegneten. In solchem Zustand entwarf er den Plan zu einem großen epischen Gedicht: Cyrus. Sein Vorhaben war, wie er selbst sagt, den größten seiner Vorgänger nachzueifern, und sie wenigstens in dem einzigen Stücke zu übertreffen, worin er es möglich fände, — in der Größe des Helden und der Handlung. Die einzelnen Tugenden mehrerer anderer Helden, Tapferkeit, Klugheit, Weisheit und Großmut wolte er in ihm vereinigen, und ihn alsdann in dem schönsten und mannichfaltigsten Licht, als einen Menschenfreund, Helden, Gesezgeber, und als den besten der Menschen und Könige zeigen. Ich weiß nicht, ob die so große Vollkommenheit des Helden gerade zur größeren Vollkom-

menheit des Werks würde beigetragen haben; gewiß aber ist auch, daß Wieland alle Kraft aufbot, ihm mehr als diese Vollkommenheit des Stoffes zu ertheilen. Daß auch jezt Klopstock ihm vornehmlich vorschwebte, zeigt, außer der Ankündigung und Anrufung, so manche Reminiscenz und offenbare Nachahmung in Ausdruck, Wendungen und Wortstellung: allein er trat seinem Vorbild so wenig sklavisch nach, daß man ihn nicht einen Nachahmer, sondern einen Nacheiferer Klopstocks nennen muß. Unter allen, welche sich auf dieselbe Bahn wagten, kommt er Klopstocken am nächsten, ja er übertrift ihn an reiner epischer Haltung und einem so sparsamen Gebrauch der Maschinerie, daß man fast sagen könte, er habe unter uns zuerst gewagt, das Epos von diesem unwesentlichen Gesez zu befreien. Seine Darstellung geht einen ruhigen, doch immer bewegten, Gang, und nichts liegt in seinem Stoffe, was er nicht mit weiser Einsicht benuzt hätte. Alle Empfindungen und Betrachtungen, welche die

verschiedenen Scenen des Krieges veranlassen, gehen aus den durchgehends anziehenden Situazionen natürlich hervor, sind mit kräftiger Wahrheit dargestellt und ins angemessenste Licht gesezt, ohne daß der Dichter sich je, hier in philosophische Abhandlungen, dort in empfindsame Ausrufungen, ergossen hätte. Keine Dehnung, keine Zerflossenheit, keine Ueberspannung. Die Gedanken haben, wenn nicht Hoheit, doch Würde, die Empfindungen Adel. Die Sprache ist rein, der Ausdruck ziemlich gedrungen ohne dunkel und rauh zu werden; die Gleichnisse sind treffend, der Hexameter bewegt sich leicht und fließend, und übertrift die meisten aus jener Zeit. Solte man nicht meinen, daß man ein Gedicht, mit so vielen Vorzügen begabt, womit der Dichter alles übertraf, was er bisher geleistet hatte, und seinen Beruf zum Epiker auf die unverkenbarste Weise beurkundete, zu jener Zeit mit Bewunderung empfangen hätte? Gleichwol war es nicht der Fall. Zwar wurde gleich im zweiten Jahre

nach seiner ersten Erscheinung (1759, verfertigt ward es in den Jahren 1756 und 1757) eine neue Auflage davon nöthig, aber das war auch alles; denn im Uebrigen beobachtete man von allen Seiten ein so tiefes Schweigen darüber, als wäre es gar nicht vorhanden gewesen. Ohne Zweifel wirkte dieses mit, daß Wieland die Lust zur weiteren Ausarbeitung verlor und es bei den fünf ersten Gesängen bewenden ließ, die allerdings ein Bedauern der Nichtvollendung des Ganzen erregen können. Indeß will ich nicht in Abrede seyn, daß hier doch einer der Fälle seyn könte, wo der Dichter durch das Bruchstück mehr gewint als durch das Ganze, und vielleicht daß Wieland davon eine dunkle Ahndung hatte oder erhielt. Nach einem Gedicht Bodmers zu schließen, worin er Wielanden zur Fortsezung des Cyrus auf alle Weise zu ermuntern sucht, waren zwar Hypochondrie und Migräne des Dichters die Ursache der Nichtfortsezung: allein was war die Ursache dieser Hypochondrie und Migräne? Folge

großer Anspannung? Mangel an gehoften grö-
ßerem Beifall? Kann seyn! Leicht möglich
aber auch und sehr wahrscheinlich, daß bei dem
Dichter eine Besorgniß mitwirkte, welche Bod-
mer in folgenden Zeilen andeutet:

Lieber, so fürchte den Neid, daß nicht die Lästerer sagen:
Cyrus sey groß mit wenigen Kosten im Schooße des Glückes,
Unter der schlagenden Hand des Unglücks werd' er erliegen.

Bodmern freilich schien es ein Leichtes, die Lästerer aus dem Felde zu schlagen: allein was schien auch Bodmern nicht leicht! Wieland hergegen hatte bei den Fortschritten in ganz Teutschland ein bescheidneres Mistrauen in seine Kräfte gewonnen, und hörte auf, sobald er bemerkte, er möchte das Interesse vielleicht nicht bis ans Ende steigern, oder wenigstens gleich stark erhalten können.

Nicht weniger als diese Ursachen aber wirkte auch ein äußerer Umstand mit, welcher Wie-

lands Geiste für einige Zeit eine andere Richtung gab. Der Krieg, der in vieler Hinsicht auf die damaligen Bühnen in Teutschland nachtheilig wirkte, hatte den Schauspieldirector Ackermann eben um diese Zeit mit seiner Gesellschaft nach Zürich vertrieben, und diese neue Erscheinung machte auf Wieland einen so lebhaften Eindruck, daß sein ganzer poetischer Eifer dem Drama zugewendet wurde. Da nun eben von der Schweiz aus die erste Anregung kam, wir möchten uns, statt des Drama der Franzosen, lieber das vorzüglichere der uns näher verwandten Britten zum Muster nehmen, und da man zugleich mehrere dieser Muster in Uebersezungen lieferte; so richtete auch Wieland seinen Blick vornehmlich dorthin, als ihm jezt die Lust ankam für die Bühne zu arbeiten. Er verfertigte sein Trauerspiel Lady Johanna Gray, welches aus dem Manuscript 1758 zu Zürich aufgeführt und mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Die meisten hielten es für eine Original, bis Leßing in den Literatur=

briefen, nicht ohne eine kleine Bosheit, zeigte, es sey eigentlich nichts anders als eine Nachahmung und stellenweis wörtliche Uebersezung eines Trauerspiels des Engländers Nicholas Rowe, den Wieland, ohne ihn nur zu nennen, größtentheils übersezt hatte. Die Uebersezung gehört zu den vorzüglichen jener Zeit, und ist auch darum merkwürdig, weil Wieland hier, wie Schlegel mit der in demselben Jahr erschienenen, Uebersezung von Thomsons Sophonisbe, den ersten Versuch machte, den fünffüßigen Jambus in der Tragödie einzuführen. Ohne Widerrede trägt Wieland den Preis davon. Sein Metrum ist leicht und frei, die Perioden sind harmonisch und für die Declamazion überaus bequem. Gleiche Vorzüge schmücken das Stück von Seiten des Stils, denn die Sprache ist rein und der Vortrag edel und blühend. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Gesinnungen und Charaktere der Personen erhaben und heroisch sind, daß es an rührenden Situazionen nicht mangelt, und daß der Ausdruck

der Natur und Wahrheit nicht verfehlt ist; wer solte da nicht glauben, daß das Stück auch einen vorzüglichen Eindruck auf das Gemüt machen müsse? Gleichwol würde man sich irren. Leßing zeigte gleich damals, daß der Grund davon teils in dem mangelhaften Plane, bei welchem Wieland den Euripides mit französischen Augen gesehen hatte, teils in einem gänzlichen Mangel des Contrasts der Charaktere, liege. Um das erste zu beweisen, vergleicht Leßing den Plan Wielands mit dem seines britischen Vorgängers; in Ansehung des Lezteren erklärt er sich gegen Wielands Ansicht der Tragödie, wie sie dieser in der Vorrede mitgeteilt hatte, welcher zufolge sie dem edeln Endzweck gewidmet ist, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, sie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunötigen. „Von dieser Voraussezung," sagt Leßing, „können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und

die Handlung des Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ist ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemal; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen: in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken, und alsdann, wenn er die innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkant und studirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vor-

trefliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis jezt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestelt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben." (Literaturbriefe Br. 63. 64.)

Bevor indeß Wieland diese Bemerkungen hätte nuzen können, scheiterte er zum zweitenmale, noch weit gefährlicher, an derselben Klippe der volkommen tugendhaften Personen. Will sich jemand überzeugen, wie wenig Heil diese dem tragischen Dichter bringen, und zugleich an einem warnenden Beispiel lernen, daß nicht jeder gute Roman sich auch in ein gutes Drama verwandeln lasse, so lese er nur die Klementine von Porretta (Zürich 1760), welche Wieland aus Richardsons Geschichte Sir Karl Grandisons gezogen hat. Mag meinetwegen dieses Drama ein Triumph der religiösen Schwärmerei seyn (die Johanna Gray nante

Wieland einen Triumph der Religion); mir bleibt es zugleich ein Triumph der Unnatur und Wielands größte poetische Verirrung. Wie begründet Leßings Tadel, wie genau angegeben Wielands damaliger falscher Stand- und Gesichtspunkt war, das beurkundet diese Clementine auf eine eben so auffallende Weise, als ein anderes Werk, welches Wieland um die selbige Zeit schrieb, beurkundet, daß er, um vortreflich zu werden, in der That nur Leßings Rath zu befolgen nöthig hatte. Das Werk, von welchem ich rede, ist Araspes und Panthea nach jener schönen Episode der Xenophontischen Kyropädie, die schon in früheren Jahren den Dichter so mächtig angezogen hatte, bearbeitet. Eigentlich hatte er jezt vorgehabt, diese Geschichte auch als Episode in sein großes episches Gedicht Cyrus zu verweben. Da er den Gedanken an die Vollendung desselben aufgegeben hatte, konte er doch Araspes und Panthea nicht aufgeben, und arbeitete deren Geschichte als ein eigenes Werk aus, welches

schon in Beziehung auf die Geschichte unserer poetischen Literatur, als der erste dramatisirte Roman, merkwürdig seyn würde, als das Werk aber, womit eine neue Epoche in Wielands poetischem Leben bezeichnet werden muß, noch ungleich merkwürdiger ist. Die Gewalt der Liebe und die Gefahr, womit sie bedroht, wofern sie den Grundsäzen der Ehre und Tugend nicht untergeordnet bleibt, ist hier auf eine Weise geschildert, die den künftigen Meister des Agathon ahnen läßt, zu welchem auch wirklich eben jezt die Idee in seiner Sele lebendig zu werden anfing. Von dem, was Wielanden in seinen früheren Versuchen zum unwahren Dichter machte, — indem seine Rede feuriger, sein Kolorit glühender war als seine Empfindung, — findet man hier kaum einzelne Spuren. Und warum? Offenbar nur darum, weil er hier — in seiner Sphäre war, und in dieser seinem eigenen Genius folgen konte.

Gewiß ist, daß Wieland von Bodmers Auctorität und Einwirkung frei werden mußte, wenn er seine Sphäre finden, und in dieser, seinem Genius folgend, Wieland werden solte. Zwar hatte der damals 26jährige Jüngling sehr viel, ja man darf in Betrachtung seines Alters und seiner Zeit sagen zum Erstaunen viel geleistet, indem er als Lehrdichter, als Epiker, als Dramatiker, als Romandichter, als philosophischer Schriftsteller, Werke geliefert hatte, die zum Teil hinter den besten jener Zeit nicht zurückstanden und ihn selbst also unter die Ersten stelten: allein mit allem diesem würde er schwerlich mehr bewirkt haben, als ein Bedauern der Literatoren, daß die Blüte eines so frühen, schönen und seltenen Talents in eine so ungünstige Zeit gefallen sey. Wahrscheinlich würde er auch in unserer Zeit schon eben so wenig mehr gelesen werden, als viele der damals Ersten, mit denen er wetteiferte, zumal wenn er auf Bodmers Plane fortwährend eingegangen wäre. Für Wielands Ruhm war es daher eben so vortheilhaft, daß er von seinem sonst ehrwür-

digen Pflegevater losgerissen wurde, als es ihm vortheilhaft war, mit ihm verbunden gewesen zu seyn, denn ohne beides wäre auch der spätere Wieland nicht geworden, was er geworden ist. Seine bisherigen Werke sind nicht blos als nüzliche Vorarbeiten, als Versuche, an denen der junge Dichter seine Kraft übte und stärkte, zu betrachten; nein, dieser Dichter mußte im Wesentlichen notwendig diesen Weg gegangen seyn, wenn er zu dem Ziele gelangen solte, das er erreicht hat.

Bodmers Haus verließ aber Wieland bereits in der Mitte des Jahres 1754. Zwei Familien übergaben ihm da ihre Söhne zum Unterricht, und er verlebte in dieser Lage, die nicht seine ganze Zeit in Anspruch nahm, vier sehr angenehme Jahre. Nachher kamen ihm mehrere Anträge zu Lehrerstellen, unter anderen einer nach Marseille: er würde aber nach Biberach zurückgekehrt seyn, um dort in Ruhe seinen Cyrus zu vollenden, wenn nicht ein Vorschlag, nach Bern zu gehen, ihm annehmlicher als die übrigen geschienen hätte. Jedoch gab er auch die Hauslehrer=

stelle bei dem Landvogt Sinner in Bern sehr bald auf, und hielt blos täglich einigen jungen Leuten Vorlesungen über die Philosophie. Die schönsten Stunden seines Aufenthalts in Bern verwendete er zur Ausarbeitung von Araspes und Panthea, und die Gemütsstimmung, in welcher ihn seine damaligen Verhältnisse unterhielten, war der Ausführung dieses Werks besonders günstig. Eine Umstimmung seines Wesens war bereits eingeleitet, seit er Bodmers Haus verlassen, und der Umgang mit mehreren Personen auch des schönen Geschlechts, besonders einer Wittwe Gr. —, so wie seit 1756 ein vertrauter Briefwechsel mit Zimmermann, der schon damals, als Arzt zu Brugg, an seinem Werk über die Einsamkeit arbeitete, trugen bedeutend dazu bei. Die mehr als zärtlich freundschaftlichen Verhältnisse, worein er in Bern mit Rousseau's berühmter Freundin, Julie Bondeli, kam, wirkten ebenfalls auf eine Veränderung hin, die in einer neuen Lage durch besondere Umstände vollendet wurde. Und nun erst wird Wieland — Er selbst.

1760—1769.

Wieland in Biberach.

Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwol nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige erfahrne Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte.

Briefe üb. d. jetz. Zustand d. sch. Wiss. in Deutschl. v. J. 1753.

Ohne sein Zuthun, ja selbst gegen seine Neigung, ward Wieland in dem Jahre 1760 zum Rath in seiner Vaterstadt erwählt,

und kehrte dahin im folgenden Jahre zurück. Aber ach! wie vieles hatte sich während der acht Jahre seiner Abwesenheit hier verändert! Einen Teil der Gefühle, die damals sein Herz ausfüllten, hat er 14 Jahre später in dem schon genanten Gedicht an Psyche *) geschildert.

Du bist beglückt, und Ich — vergessen!
Es sey! — die Freundschaft eifert nicht.
Noch tanzt das magische Gesicht
Um deine Stirne, noch ist alles Licht
Und Himmel um dich her, noch fließet ungemessen,
Gleich dem unendlichen Moment der Ewigkeit,
Die Zeit der süßen Trunkenheit.
O Psyche, auch für mich war einst so eine Zeit!
Was hätt' ich damals nicht vergessen,
Als ich in dem Bezaubrungsstand,
Worin du bist, mit Doris mich befand;
Und — wenn ich ihr, so früh es immer tagte,
Bis unbemerkt der lezte Stral verschwand,
Das ewge Einerlei, das ich für sie empfand,
Stets neu auf tausend Arten sagte, —
Den längsten Tag zu kurz, es ihr zu sagen, fand!

---

*) Frau Präsidentin Julie v. Bechtolsheim in Eisenach.

O Wonnetage, gleich den Stunden,
In ihrem Anschaun zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommernacht!
Geliebter Traum! der, längst verschwunden,
Noch durch Erinn'rung glücklich macht!
Wo seid ihr hin, ihr unbereuten Freuden,
Du Blüte der Empfindsamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloser Unerfahrenheit
Und unbesorgter Sicherheit
Und wesenloser Lust und wesenloser Leiden
(Mit aller ihrer Eitelkeit)
In weisern Tagen oft beneiden;
Du erster Druck von ihrer sanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erster Kuß! — Euch kann kein Gott mir wieder geben!

Sie welkt dahin des Lebens Blumenzeit!
Ein ew'ger Frühling blüht allein im Feenlande;
Und Amors reinste Seligkeit
Bringt uns zu nah dem Götterstande,
Um dauerhaft zu seyn. Wie selten ist das Glück,
Das deine Liebe krönt, Psycharion! wie selten
Erhört das neidische Geschick
Der ersten Liebe Wunsch! Wir gäben Thronen, Welten,

In ihrem Rausch, um eine Hütte hin;
Ein Hüttchen nur, im Land der Geßnerischen
Hirten,
Just groß genug, um uns und unsre Schäferin,
Die Grazien und Amorn zu bewirten.
Sie wüchsen von sich selbst, im Schuz des guten Pans,
Die Bäume, die, indem wir sorglos küßten,
Uns Müßiggänger nähren müßten!
Wie selig! — Aber Zeus lacht des verliebten Wahns.
Sein Schicksal trent — aus guten Gründen —
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie spizt sich einst des Pastorfido's Kinn,
Wenn zu den väterlichen Linden
Die Zeit zurück ihn führt, die holde Schäferin,
Auf deren Schwür und treuen Sinn
Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
In — eines Andern Arm zu finden!

Dies war der Fall Wielands. Als er seine geliebte Sophie kennen lernte, konte diese gewissermaßen als Verlobte des, aus Winkelmanns Geschichte bekanten, Leibarztes Bianconi betrachtet werden, und ihr Vater, Dekan der medizinischen Facultät zu Augsburg, hatte sie früher nur darum nach Biberach zu seinen

Eltern gebracht, weil er selbst mit Bianconi nach Italien gereist war. Nachdem er in der Folge, aus eifrigem Protestantismus, dieses Bündniß selbst wieder aufgelöst hatte, war allerdings von einer Verbindung Wielands mit Fräulein Guttermann die Rede gewesen, allein Misverständnisse aus den edelsten Beweggründen (über die ich jedoch lieber nichts als eine gar zu dunkel gewordene Erinnerung mitteilen will,) trenten auch diese Liebe. Als Wieland aus der Schweiz zurück kam, fand er das Ideal seiner platonisirenden Phantasie, als die Gattin von la Roche, dem sie nach Mainz gefolgt war, wo sie in glücklichen Verhältnissen lebte.

Je näher Biberach, desto näher kam also Wieland fehlgeschlagnen Erwartungen, und hätte ein viel kälterer Liebhaber seyn müssen, wenn er jezt schon mit den guten Gründen, welche Zeus gehabt haben könte, seine Wünsche nicht zu erhören, sich getröstet hätte. Die Aussicht auf die unpoetischen Geschäfte des Amtes, die seiner warteten, waren auch nicht die

reizendsten; besondere Teilname an dem, was seinen Geist und sein Herz vorzüglich anzog, konte er sich nicht versprechen; er fühlte sich also in der freundlichen Vaterstadt, worin bekantlich auch der Prophet am wenigsten gilt, wie nach Scythien verschlagen, und fühlte sich so je länger, je mehr. In einem Briefe an seinen Freund Salomo Geßner spricht er von dem sklavenmäßigen Amte, das er unter den Kamtschadalen von Biberach schleppe, und schreibt in einem andern v. 29. Aug. 1766: „Ich gestehe Ihnen, daß ich mich zuweilen über die Bizarrerie meines Schicksals verwundern muß. Jezt, da ich zum geselligen Umgang und zum freundschaftlichen Leben am besten taugte, bin ich ohne Hofnung auf ewig von aller Gesellschaft sequestrirt, — denn die Gesellschaft, in der ich hier zuweilen Hombre spielen muß, taugt ungefähr so gut zu meiner Gesellschaft, als die Tiere im Paradies für den Miltonischen Adam. Himmel! was für eine Glückseligkeit das wäre, wenn wir an Einem Orte leben könten! Lassen

Sie mich nicht daran denken! Ich muß nun einmal, ich wolle oder wolle nicht, ein Aristipp seyn.

Quem omnis decuit color et status et res,

und da meine Umstände sich nicht nach mir richten wollen, so hab' ich keine andere Wahl, als mich nach ihnen zu richten. Indeß attachiren mich eben diese Umstände desto mehr an diejenige Art von Glückseligkeit, welche von dem angebornen und habituellen Enthusiasmus für die Musen unzertrenlich ist, und deren Macht ich in den widrigsten Umständen meines Lebens erfahren habe. Es ist im buchstäblichen Sinne wahr, was ich im Eingange des Idris zu meiner Muse sagte:

Du machst, o Muse, doch das Glück von
meinem Leben.

Vielleicht werden Sie sich wundern, wo ich bei meinem Amte die Zeit zu so mühsamen Spielwerken hernehme als dieser Idris ist, wovon ich hier die drei ersten Gesänge übersende. Es geht aber ganz natürlich zu. Ich sehe wenig

Gesellschaft, und lasse mich das kleine, zerrüttete, unverbesserliche gemeine Wesen von Biberach eben so wenig anfechten als das von Santo Marino, In meinem Hause bin ich ruhig und glücklich, Ergözlichkeiten und Zerstreuungen habe ich wenig gehabt. Ich habe also doch Muße, und diese gehört den Musen."

Fast wäre ich deshalb geneigt, der Vaterstadt des Dichters eine Schuzrede zu halten, denn hundert andre Städte hätten vielleicht die gleichen Nachteile nicht mit eben so viel Vorteilen vergütet. Entzog sein trockenes Amt ihn seiner schöneren Ideenwelt, so eröfnete es ihm doch zugleich die Einsicht in die wirklichen Verhältnisse des Lebens, und er lernte mancherlei Zustände, das Wirken und Gegenwirken der Gesellschaft, und manche Seite des menschlichen Geistes und Herzens kennen, die dem bloßen Stubengelehrten Zeitlebens verborgen bleiben und ohne die der Dichter nur ein verschwebtes Wesen ist. Bot das gesellige Leben ihm wenig Mannigfaltigkeit und Reiz, so wurde

dagegen seine Freundschaft mit den größten und edelsten Geistern der Vorwelt desto inniger. Hinderte der Ort ihn an schneller Bekantschaft mit dem Neuen, was im Reiche der Literatur erschien, so hatte er auch hundert Gelegenheiten weniger, irr und scheu zu werden: und fand er keinen, der an Geist ihm gleich oder überlegen war, so kam er auch nicht in die Gefahr, von neuem seine Eigenthümlichkeit zu verlieren. Kurz, je zurückgeworfener auf sich selbst er war, desto tiefer wurzelte er in sich, und gewann in eben dem Grad an Selbständigkeit und Kraft, als er verlassen und einsam in diesen Rücksichten stand. War er doch vor Tausenden glücklich, daß er so manche unbefriedigte Leere des Geistes und Herzens durch eine Phantasie ausfüllen konte, die so reiche und frische Blüten trieb, und eine schönere Welt schuf, wenn ihm die wirkliche nicht gnügte. Aber doch ist's natürlich, daß er nichts desto weniger sich bisweilen in Klagen ergoß, weil er die Vorzüge der Dichternatur nicht ohne das

Zartgefühl und die leichte Reizbarkeit derselben besitzen konte, und von deren Anfällen gerade um so viel mehr leiden mußte, mit je größerem Ernst und Eifer er nach Meisterschaft strebte.

Verlangte jemand für dieses Streben in jener Zeit noch einen Beweis, so dürften wir den nur an die Ankündigung erinnern, welche Wieland der zweiten Ausgabe seiner poetischen Schriften vom Jahre 1762 vorhergehen ließ, denn in dieser gesteht er ganz offen, daß es den meisten seiner Gedichte noch sehr an Korrektheit fehle, daß Anordnung, Ausbildung und Ausdruck noch sehr unvollkommen seyen, er sie aber mit hartnäckigem Fleiße wieder überarbeitet habe, um wenigstens viele Flecken wegzuwischen. Bei der Herausgabe selbst beklagte er, daß er nun seine poetische Laufbahn werde beschließen müssen, da er eben seine Lehrjahre überstanden habe.

Glücklicher Weise traf diese Befürchtung nicht ein; vielmehr schien der gute Genius unserer Literatur dafür gesorgt zu haben, daß der

junge Dichter nach überstandenen Lehrjahren eine Arbeit fände, die ihn in jeder Hinsicht auf die künftige Meisterschaft am zweckmäßigsten vorbereitete. Einseitigkeiten, mit denen er aus Schuld der damaligen Theorien noch behaftet war, mußten verdrängt, der Mangel an Welt- und Menschenkentniß, der ihn bisher zu so manchem Vorurteil und Misgrif verleitet hatte, gehoben, der Standpunkt zu einer ganz anderen poetischen Weltanschauung, der Maasstab zu ganz andern Beurteilungen der Darstellungskunst ihm gegeben werden, so wie Shakespeares unendlich reiche poetische Wunderwelt vor seinem erstaunten Blicke sich auftat: denn wem Shakespeare nicht die Nebel von den Augen nimt, den hat die Natur zu ewiger Blindheit verurteilt. Besonders in Beziehung auf unsern Wieland möchte ich daher von Shakespeare mit Johnson sagen: „Dies ist also Shakespeares Verdienst, daß sein Schauspiel ein Spiegel des Lebens ist; daß einer, dessen Einbildungskraft sich in das Labirinth von Phantomen verirrt

hat, in welches andere Schriftsteller ihn hinein führten, hier von seinen schwärmerischen Exstasen geheilt werden kann, wenn er menschliche Gesinnungen in menschliche Sprache eingekleidet liest; in Scenen, nach welchen ein Einsiedler die Weltbegebenheiten schäzen, und aus welchen ein Beichtvater den Fortgang der Leidenschaften vorhersagen kann."

Wieland wagte es, die Werke dieses Riesengenies in unsere Sprache zu übersezen. Er wagte es, sage ich, denn wer nur einigermaßen die zum Teil fast unüberwindlichen Schwierigkeiten kent, in die ein solches Original den Uebersezer wol jezt noch verwickelt, der kann eine Uebersezung desselben zu einer Zeit, wo nur drei Vorgänger an einzelnen Stücken, nicht eben zum glücklichsten, sich versucht hatten, wo unsere Sprache nach der Fülle, dem Reichtum, der Geschmeidigkeit, die sie jezt hat, nur erst rang, wo das Publikum für den Genuß dieser Werke noch nichts weniger als reif war, wo selbst die Kritiker darüber aus einer Verlegen=

heit in die andere gerieten, gewiß nicht anders als ein Wagstück nennen. Nur selbst ein Dichter voll Mut und Vertrauen auf seine Kraft konte es unternehmen, und nur wenn dieser Dicheer, bei allen sonstigen Eigenschaften eines Uebersezers, genug poetische Regsamkeit und Allseitigkeit hatte, sich in die verschiedenartigsten Situazionen zu versezen, die verschiedensten Töne zu treffen, konte es gelingen. Welcher von allen damals lebenden Dichtern hätte dann aber mehr Beruf zu dem Unternehmen gehabt als eben Wieland? *) Gleich-

---

*) Wieland lieferte seine Uebersezung des Shakespeare in 8 Bänden gr. 8. (Zürich b. Geßner, Orell u. C.) in den Jahren 1762—1766. Diese 8 Bände enthalten 22 Schauspiele. I. Ein St. Johannis-Nachts-Traum. Leben und Tod des König Lear. II. Wie es euch gefällt, oder die Freundinnen. Maas für Maas, oder wie einer mißt, so wird ihm wieder gemessen. Der Sturm oder die bezauberte Insel. III. Der Kaufmann von Venedig. Timon von Athen. Leben und Tod des Königs Johann.

wol sind über das Gelingen seiner Arbeit die Stimmen zum Teil sehr misbilligend gewesen. Unter diesen sind freilich gar manche, die in dem Uebersezer nur das Original tadelten;

IV. Jul. Cäsar. Antonius und Kleopatra. Die Irrungen oder die doppelten Zwillinge. V. Leben und Tod König Richards II. Der erste Teil König Heinrichs IV. — VI. Viel Lärmen um Nichts. Makbeth. Die zween edle Veroneser. VII. Romeo und Juliette. Othello, der Mohr von Venedig. Was ihr wollt. VIII. Hamlet, Prinz von Dänemark. Das Wintermärchen. — Nachrichten von den Lebensumständen des Dichters. — Die Bearbeitung der N. A. lehnte Wieland von sich ab, und die Verleger übertrugen sie, auf Zollikofers Vorschlag, Eschenburgen. Sie erschien zuerst in den Jahren 1775—1777 in 12 Bänden 8, und enthielt die noch fehlenden 14 Schauspiele, nebst den von Wieland weggelassenen oder nur ausgezogenen Scenen. Ein gewisser Gabriel Eckert gab diese Uebersezung, als eine Art von Nachdruck, jedoch nicht ohne verschiedene Verbesserungen, zu Mannheim 1780 in 24 Bänden heraus, und verzögerte dadurch eine neue Bearbeitung Eschenburgs,

jene, die es erkanten, daß Shakespeare's Rüstung dem teutschen Nachbildner hier und dort zu schwer geworden, daß es ihm an Mut und Keckheit gemangelt habe, sich seinem Vorgänger humoristisch auch in der Posse gleichzustellen, die an seinen Auslassungen und an gewissen französirenden Geschmacksnoten ein Aergerniß nahmen, und deshalb behaupteten, Wieland sey doch nicht ganz in den Geist Shakespeare's eingedrungen, kamen eigentlich erst später. Alles dieses aber, und vielleicht noch manches andre, unbedenklich zugestanden, meine ich doch, könne eigentlich kein Billiger anders darüber urteilen als Leßing in seiner Dramaturgie (Th. 1. N. XV. vom Jahr 1767) urteilte. „Aber," sagt er, „ist es denn immer Sha-

---

die jedoch endlich im J. 1798 u. s. w. zu Zürich erschien. Wie Eschenburg aber, so hat selbst der neueste und vorzüglichste Uebersezer Shakespeare's, A. W. Schlegel Wielanden in Vielem nicht übertreffen können.

kespeare, der alles besser verstanden hat, als die Franzosen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht lesen. — Ich ergreife diese Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorsäzlich vergessen zu wollen scheint. Wir haben eine Uebersezung von Shakespeare. Sie ist noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert sich schon mehr darum. Die Kunstrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. Nicht, um diesen gelehrten Männern zu widersprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die sie darin bemerkt haben: sondern weil ich glaube, daß man von diesen Fehlern kein solches Aufheben hätte machen sollen. Das Unternehmen war schwer; ein jeder andrer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öfter verstoßen, und aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich jemand besser machen. So wie er uns den Shakespeare geliefert hat, ist es noch immer ein Buch, das

man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Uebersezung haben müßten."

Bei der vorläufigen Ankündigung dieser besseren Uebersezung von Eschenburg, die eigentlich nur eine Umarbeitung der Wielandischen war, tat Wieland selbst das edle Geständniß: „Der Verbesserer wird nur zu manche Stellen, wo der Sinn des Originals verfehlt oder nicht gut genug ausgedrückt worden, und überhaupt vieles zu poliren und zu ergänzen finden. — — Mein Vorsaz, als ich (in den ersten sechs Jahren der sechsten Dekade unsers Jahrhunderts) in dieser mühsamen Uebersezung Erholung von noch mühsamern Geschäften und curarum dulce lenimen suchte, war, meinen Autor mit allen seinen Fehlern zu übersezen; und dies um so mehr, weil mir däuchte, daß sehr oft seine Fehler selbst eine

Art von Schönheiten sind. Verschönern ist keine so große Kunst als sich einige einbilden; und sehr oft würde mich eine Stelle, über welcher ich Stundenlang brütete, nur einen Augenblick gekostet haben, wenn ich den Shakespeare hätte reden lassen wollen, wie er selbst vielleicht sich ausgedrückt hätte, wenn er Garriks Zeitgenosse gewesen wäre. Aber ich glaube, wer in dem Falle ist, sich an der Kopie von dem Gemäld eines großen Meisters begnügen lassen zu müssen, wird eine getreue Kopie, die mit den Schönheiten des Originals auch seine Fehler darstelt, einer von fremder Hand vermeintlich, auch wol wirklich verschönerten Kopie, die eben dadurch keine Kopie mehr ist, vorziehen. Ein Homer, ein Lucrez, wo er Dichter ist, ein Shakespeare muß getreu kopirt werden, solte auch der Sprache dadurch einige Gewalt geschehen, oder gar nicht. Und wer könte dies Leztere bei Shakespeare's Werken wünschen?“

Wie sehr es ihm damit Ernst war, zeigt seine reine, unverstelte Freude an dem, was Eschenburgs Umarbeitung Gelungeneres hatte. Ich würde einen wesentlichen Punkt zur Charakteristik Wielands übergehen, wenn ich nicht auch hierüber seine eigenen Worte anführen wolte. „Mit wahrem Vergnügen," sagt er im teutschen Merkur v. J. 1775 (Bd. 2. S. 286.), „eile ich, die vier ersten Teile der neuen, verbesserten und vollständigen Ausgabe des größten, lehrreichsten und unterhaltendsten Schauspieldichters, der je gewesen ist und vermutlich je seyn wird, anzupreisen. Wer ihn nicht Englisch lesen kann, müßte sich selbst Feind seyn, wenn er säumen wollte, sich diesen teutschen Shakesspeare anzuschaffen, — er müßte denn nur gar nicht lesen können. Herr Eschenburg hat, so viel ich bei der ersten Durchlesung sehe, alles geleistet, was er versprochen und was man nur immer erwarten konte. Seine Bemühung verdient einen der Größe und den Schwierigkeiten seiner Arbeit angemeßnen Dank;

einer Arbeit, die, besonders in den vorher gar nicht übersezten Stücken und in den hier und da von dem ersten Uebersezer entweder ganz weggelaßnen oder nicht so treffend übersezten Liedern, sehr groß war." Wie freimütig entdeckt hier Wieland sein Verfehltes! Wie neidlos sieht er sich übertroffen! Wie edel erkent er fremdes Verdienst auf seine eignen Kosten an! Wie so ganz ist es ihm nur um das Gelingen der Sache zu thun, wenn auch seine Person und sein Verdienst in den Schatten gestelt werden solte! Scheint er doch gar keine Ahndung davon zu haben, daß von seinen Nachfolgern ein großer Dank ihm selbst gebühre! *)

---

*) Belohnung ist dem guten Wieland sonst nicht viel dafür geworden, ungeachtet er mir einst in guter Laune mittheilte, sein Shakespeare habe ihm das erste erkleckliche Honorar eingebracht, zwei Laubthaler für den Bogen. Und — sezte er lächelnd hinzu, — wie dünkte mich das so viel!

Gesezt aber auch, daß Wieland in der Uebersezung Shakespeare's noch ungleich weniger Verdienstliches geleistet hätte, als er doch wirklich geleistet hat; gesezt auch, daß er dadurch auf die im nächsten Jahrzehend darauf erfolgte Reform unsrer Bühne und — unserer ganzen Denkart einen minder großen Einfluß gehabt hätte; so würde die Wirkung von seiner Beschäftigung mit Shakespeare doch schon darum von einer hohen Merkwürdigkeit seyn, weil, wie gesagt, Shakespeare es war, dessen Genius dem seinigen den Mut einhauchte, frei einen eigenen Weg nach einem selbstgewählten Ziele zu wandeln, und sich sonst an kein ästhetisches Gesez zu binden, als welches es sich in der zweiten Stanze des Neuen Amadis selbst auferlegte.

Ergözt dein Lied, so wirds kein Kluger fragen,
Ob Aristoteles ihm — mit allem Respekt vor dem Haupt
Der Kritiker sey es gesagt! — sich so zu ergözen erlaubt.
Die Grazie tanzt nach unstudirten Gesezen,

Mit ungelerntem Gesang entzückt Philomela die Flur;
Bleib du dem Wahren getreu und der ungeschminkten Natur,
So kanst du, auf meine Gefahr, die andern Regeln verlezen.

Wenn indeß Shakespeare für Wieland in der jezigen Periode nicht wurde, was Klopstock in der vorhergehenden für ihn gewesen war, und bei weitem nicht jene Wirkung auf ihn hervorbrachte, wie bald darauf auf Göthe und seine Strasburgischen Genossen, so liegt der Grund davon zum Teil in Wielands eigentümlicher Natur, in welcher selbst allzuwenig Shakespearisches war, zum Teil aber auch in einer andern Einwirkung, ohne die er wol selbst den Shakespeare öfters mit weniger französischen Augen betrachtet haben dürfte.

Sonderbar genug war es dieselbe Person, die in seiner ersten Dichterperiode nicht eben das Wenigste dazu beigetragen hatte, seine Phantasie zum Flug in die ätherischen Sphären zu beschwingen, seinen Geist mit Idealen

zu füllen, und sein schönes Gemüt auf den Ton sittlicher und religiöser Schwärmerei zu stimmen, durch deren mittelbaren Einfluß er jezt, in die Welt der Wirklichkeit zurückgeführt, jene Lebensansichten gewinnen solte, die von hier an sein ganzes menschliches und dichterisches Wirken bestimten und auszeichneten. Das Schicksal führte den Gegenstand seiner ersten Liebe noch einmal bedeutend auf den Weg seines Lebens. Der Gatte Sophiens, la Roche, war Kurmainzischer Hofrath, aber ganz besonders dem Kaiserlichen wirklichen geheimen Rath und Kurmainzischen Großhofmeister und Statsminister, Grafen Friedrich von Stadion attachirt, der ihn als einen verwaisten Knaben (Frank war sein früherer Name) liebgewonnen, erzogen, zu seinem Freund und Gehilfen gebildet, und ihm, da er zum Mann in seinem Sinn und Geiste gereift war, neben den Kurmainzischen Kabinetsgeschäften, die Oberdirektion aller großen Besizungen der Stadionischen Familie in Schwaben, Würtemberg und Böhmen

übertragen hatte. Acht Jahre hatte Sophie seit ihrer Verheiratung im Jahr 1754 mit ihm zu Mainz gelebt, als der Graf, nunmehr ein Greis von 69 Jahren, sich entschloß, von dem Hofe, den Statsgeschäften und der großen Welt sich zurück zu ziehen, und die lezten Tage seines tatenreichen Lebens auf seinen Gütern, im Schooße der Natur sich selbst zu leben. Zu seinem Aufenthalt wählte er Watthausen, welches seiner Güter nur eine halbe Stunde von Biberach entfernt liegt, und hieher folgte ihm sein Zögling, Freund und Gehilfe mit seiner Gattin.

Nach einer zehnjährigen Trennung sah nun auch Wieland durch diese Umstände seine erste Geliebte wieder; aber er sah sie wieder als Gattin und Mutter, und sich zu ihr lediglich in das Verhältniß des Freundes und Verwandten (die Großmütter beider waren Schwestern gewesen) versezt. Wir kennen die schalkhaften Bemerkungen über ein solches Verhältniß, die Wieland im folgenden Jahrzehend machte:



was man aber vierzehn Jahre später sehr scherzhaft nehmen kann, erscheint anfangs oft sehr ernst. Nicht als ob Wieland sich nicht leicht genug in dieses Verhältniß gefunden hätte, aber gewisse Erinnerungen und gewisse Vergleichungen zwischen dem Jezt und Einst waren doch in seinem Fall unvermeidlich, und man könte hier wol im eigentlichen Sinne sagen, daß er aus allen seinen Himmeln herabfallen mußte, da er zum erstenmal seine Göttin als — Weib, und somit einen Zauber aufgelöst sah, der ihn bis daher über einen vermeintlichen Götterstand der Menschheit verblendet, aber auch beglückt hatte. Den Verlust eines solchen Glückes verschmerzen, ist nicht so leicht, und der Zuwachs von Erkentniß, den wir dadurch etwa gewinnen, tröstet nicht so bald. Zum erstenmale berührte ihn die Wirklichkeit roh und rauh; was Wunder, wenn ein so zartes Gemüt als Wielands, das man einer Sinnpflanze vergleichen möchte, sich dadurch verlezt und verwundet fühlte. Wie ein Blindgeborner,

dem eine glückliche Operazion den Gebrauch des Gesichtes gab, anfänglich die Lichtstralen schmerzlich empfindet, und nur durch allmäligen Gebrauch derselben gewohnt wird, so mußte auch Wieland an die neue Welt der Wirklichkeit, die ihm jezt eröfnet werden solte, sich erst gewöhnen. Dazu aber hätte er kaum irgendwo eine bessere Gelegenheit finden können als zu Warthausen. Während er mit seiner würdigen Freundin, welche nie aufhörte einen zärtlicheren Anteil an ihm zu nehmen, in den edelsten Gefühlen sich begegnete, stimten ihn ihre Kinder, die er herzlich liebte, auf eine anmuthige Weise zu dem Leben in der Wirklichkeit, und machten ihm die Einwirkungen des Grafen und la Roche fast unmerklich. Als Männer von Geist mußten alle drei gar bald ein gegenseitiges Interesse an einander finden; sonst aber gab es nicht leicht entgegengeseztere Denkarten als jener beiden und des damaligen Wieland.

Graf Stadion war ein würdiger, edler Mann, den nicht blos sein Alter und

Rang, sondern auch sein Verdienst als Statsmann und seine Gesinnung als Mensch in Wielands Augen ehrwürdig machten, zumal da er die große Ueberlegenheit des Grafen in Kentniß der Statsverhältnisse, der Höfe und der Welt, über seine jugendliche Unerfahrenheit anerkennen mußte, und den großen praktischen Sinn und sichern Takt des Grafen nicht ohne Bewunderung betrachten konte. Daß so viele innere Verdienste sich mit äußerer Würde, zum Teil auch mit äußerem Glanze paarten, verstärkte den Eindruck bei Wieland noch mehr. Der Graf hatte den feinen Ton des Hofmanns und alle Abgeschliffenheit des Weltmanns, besaß gründliche Kentnisse, ohne Pedant zu seyn, und Moral und Geschmack eines Mannes von Welt. Wiewol nicht frivol, sah er doch auf den Lebensgenuß nicht mürrisch hin, und die Tugend erschien ihm nicht in der finstern Gestalt einer Selbstquälerin. Rechtschaffen, großmütig, wohltätig, ein guter Vater, ein treuer Freund, ein wohlwollender Herr, war er alles

mit Heiterkeit. Der Schwärmerei und Ueberspannung feind, weil sie das Leben verdüstre und zum Leben untauglich mache, liebte er Scherz, Wiz, fröhliche Laune und geistreiche Unterhaltung. Als ein Philosoph, den das Leben gebildet hatte, fand nur das praktisch Ausführbare, das in der Wirklichkeit Mögliche und Taugliche vor seinen Augen Gnade, und je mehr bei ihm der Verstand die Empfindungen bemeisterte, um so weniger paßte ein Ueberschwengliches in sein System; er sah darin nur Phantasterei, die zu nichts führt.

La Roche war der würdige Zögling seines Herrn. Ein schöner Mann von einnehmender Gestalt, des französischen Tones vollkommen mächtig, wirkte er erfreulich durch seine Gegenwart, und galt für einen so angenehmen, unterhaltenden Gesellschafter als gewandten Geschäftsmann. Ohne gerade gemütlos zu seyn, lebte er doch mit der Empfindsamkeit in beständigem Krieg, und bekämpfte sie durch Wiz und schalkhafte Bemerkungen, wenn sie in seiner

Nähe laut ward. Ein heiterer Weltsinn war sein Charakter, vermöge dessen er auch alles Excentrische, besonders aber Schwärmerei und Aberglauben mit seinem Spott und geistreichem Scherz verfolgte. Wie sehr ihm diese Gabe zu Gebote stand, zugleich aber auch wie besonnen er nie das Kind mit dem Bad ausschütten wolte, zeigen seine Briefe über das Mönchswesen (1r Th. 1771. 4r Th. 1780. 8. herausg. von Brechter, Prediger in Schwaigern bei Heilbronn), die zu ihrer Zeit von Katholiken und Protestanten gelesen und bewundert wurden, und nicht ohne heilsame Folgen geblieben sind. Nirgend greift er darin wahres Christenthum und Tugend an, obgleich er, wiewol Katholik und Diener zweier geistlichen Kurfürsten, denn er kam nach Stadions Tod in Kurtrierische Dienste, über Religion ziemlich frei dachte.

In diesem Kreise nun, der ihm eine ausgesuchte, geistreiche Unterhaltung bot, gewürzt mit dem feinen Anstand des Hofs und dem Ton

der großen Welt, die er zuerst hier kennen lernte, fand Wieland die ihm angemessenste Gesellschaft, Erholung von seinen Arbeiten und heitern Antrieb zum Weiterstreben. La Roche, der die Gewonheit hatte, jeden Morgen vor 7 Uhr, bevor er in das Kabinet der Geschäfte ging, seiner Gattin in französischen, teutschen und engländischen Büchern gewisse Stellen zu bemerken, mit deren Inhalt sie sich bekant machen und dafür eine leichte, schickliche Einkleidung suchen möchte, um das Gelesene bald beim Auf- und Abgehen mit dem Grafen in vielen in einander laufenden Zimmern, bald bei Tafel anzubringen, damit es nie an passender Unterhaltung fehle, sah in Wielanden bald das schönste Mittel, den Grafen auf die anmutigste Weise zu unterhalten, und unterließ nichts, seinen Freund dem Grafen, so viel es irgend möglich war, zuzubilden. Ohne Wielands bereits in der Schweiz begonnene Umstimmung würden beide unstreitig sich abgestoßen haben, jezt aber, da zwischen ihnen eine unmerkliche Annäherung statt gefunden, gelang

das Unternehmen über Erwartung. Was Wieland zu sehen nur vor wenigen Jahren nicht für möglich gehalten hätte, sah er jezt wirklich, Religion ohne Andächtelei und Aberglauben, Philosophie, welche Metaphysik als leere Träumerei verachtet, dafür aber die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft desto richtiger zu bestimmen sucht, Moral ohne mürrische Quälerei, Tugend ohne Menschenverachtung, Lebensgenuß und Scherz und fröhliches Wesen, an denen nichts Verdammliches war, Sinnlichkeit, die ganz gut bei der Sittlichkeit bestand, Liebe, die, ohne nur den Schein platonischer Schwärmerei, doch das Leben beglückt. Kurz, er sah eben nichts mehr wie sonst, und konte doch nicht tadeln, was er sah; die Menschen, denen er zugeführt war, hatten keineswegs das völlige Ansehn seiner sonstigen Ideale, und doch konte er ihnen Liebe, Achtung, ja Verehrung nicht versagen. Unter solchen Umständen wurde ihm von Tag zu Tag einleuchtender, es möge mit seinen ehemaligen Ansichten doch wol nicht allerdings

richtig gewesen seyn, und sein Irtum mußte ihm um so bedeutender dünken, je mehr er den Grafen, der ihn mit vorzüglicher Gunst beehrte, in dem idealen Licht eines Xenophon und Shaftesbury erblickte.

Die Eindrücke aber, welche der Umgang mit dem Grafen und la Roche vielleicht bewußtlos in Wieland zurückließen, indem sie nur eine unmerkliche und unbemerkte Veränderung in ihm bewirkten, solten verstärkt und vollendet werden durch die Bibliothek des Gråfen, deren freier Gebrauch ihm verstattet war. In dieser Bibliothek fand Wieland die vorzüglichen Werke der französischen und engländischen Literatur (der Graf war als Gesandter am Hofe Georgs II., und la Roche sein Begleiter gewesen), und mit diesen konte er keine vertraute Bekantschaft eingehen, ohne von dem Zeitgeist angeweht zu werden. Stürzung der Vorurteile, als der Menschheit verderblich, und Erhebung der gesunden Vernunft auf den Thron, der ihr gebührt, dies war jenes Zeitgeistes Losungs-

wort. Welcher Edelgesinnte hätte sich weigern mögen, zu seiner Fahne sich zu versammeln? Wohin man, ihr folgend, am Ende geführt werden würde, konte niemand voraus berechnen, genug daß der Zweck unverwerflich, das Ziel höchst wünschenswerth war. Weit entfernt, mit dem was in der Religion ein Vorurteil war oder schien, eine schonende Ausnahme zu machen, erklärte man vielmehr gerade diesen den Krieg am eifrigsten, weil ja eben sie auf Leben und Lebensgenuß den entschiedensten Einfluß hatten. Von England ging dieser Kampf aus, am wollüstigen Hofe Karls II. vielleicht nicht aus den reinsten Bewegungsgründen. Die Philosophie aber nahm schnell den Zeitpunkt wahr, der Theologie die Oberherrschaft zu entreissen; der Glaube, verlangte sie, solle der Vernunft weichen, und alles Uebernatürliche, Geheimniß-, Ahndungs- und Wundervolle der christlichen Religion entrissen werden, sie selbst nicht als Offenbarung, sondern allein als reinere Sittenlehre gelten.

Der Streit ward anfangs stürmisch und roh geführt, und hätte vielleicht nie so große und weitverbreitete Wirkungen hervorgebracht, wäre nicht auf den unanständigen Sturm von Chubb und Morgan, und die spizfindige Gelehrsamkeit eines Woolston, Collins, Tindal u. A. der spottende Scherz und schlagende Wiz eines Shaftesbury und Mandeville, die kalte Genauigkeit Hume's, und die glänzende Beredsamkeit Bolingbroke's und Chesterfields gefolgt. Waren die Verteidiger der historischen Wahrheit des Christenthums und der bestandenen Dogmatik schon jezt an einnehmendem Wiz und glänzender Beredsamkeit den Gegnern zu ungleich, was ihnen keinen geringen Schaden that; so mußten sie vollends am Siege verzweifeln, als Voltaire sich ihnen entgegenstelte. Und wirklich zog er, der, unerschöpflich an Einkleidung, immer neu in Wiederholungen, reizend durch Geist, blendend durch Wiz, Lachen erregend durch Spott, immer anziehend, nie langweilig, nie ermüdend, Schlag auf

Schlag gegen sie kämpfte, mehr als jene ins- gesamt den gebildeteren Teil der europäischen Welt auf seine Seite. Konte man sich doch wirklich nicht läugnen, daß gefährliche Vor- urteile durch ihn gestürzt, barbarische Insti- tute aufgehoben, nachteilige Einrichtungen be- seitigt werden solten, daß des Aberglaubeus weniger wurde, der Fanatismus seine Klauen einzog, und eine sanfte Duldung sich mensch- lich unter den Menschen zu verbreiten anfing. Grund genug für den unparteiischen Wahr- heitsfreund, das Wohltätige seiner Wirkun- gen, so wie die der Encyklopädisten, die sei- nen Spuren folgten, anzuerkennen: freilich aber auch noch nicht Grund genug, sich ihm unbedingt hinzugeben. Viele, und zu diesen gehört auch Wieland, würden weit bedenkli- cher dabei geworden seyn, wenn sie hätten fürchten müssen, mit der Offenbarung die Re- ligion, mit dem Glauben jede Beziehung auf ein Ueberirdisches zu verlieren. Dafür aber war gesorgt, indem man nicht blos zu zerstö-

ren, sondern auch neu aufzubauen beflissen war. Ein System von Vernunft-Religion entwickelte sich als Deismus oder Naturalismus, und die Religionstheorie des Christentums selber wurde, mit immer größerer Beseitigung des Dogmatischen, zu einer so reinen Moral umgebildet, daß sie, im Verein mit jenem Deismus, die religiösen Bedürfnisse einer nicht allzuängstlichen Sele wol befriedigen mochte, indem mit dem verlassenen Glauben nicht auch Gottheit und Tugend fielen. Daß der Begrif der Tugend anders gefaßt werden müsse, merkten Einige nicht, und Andere fanden es sehr bequem und eben recht. Wolte man nämlich die Notwendigkeit der Tugend nicht mehr aus einem unmittelbaren göttlichen Gebot ableiten, so mußte man sie aus der Philosophie erweisen. Als Haupt der teutschen Philosophie galt nun zwar damals Wolff, allein schon nahte die Zeit, wo auch die Philosophie der Teutschen von England und Frankreich her eine bedeutende Umwandlung erfahren solte.

Locke's und Shaftesbury's philosophische und moralische Systeme, durch Condillac, Helvetius, Bonnet, Montesquieu u. A. weiter gebildet, kamen zu uns herüber, und empfahlen sich nicht blos durch ihre gefälligere Darstellung und angenehmen Vortrag, sondern auch durch den der Zeit angemeßneren Geist. Statt in abstruse Metaphysik zu führen, eröfneten sie einen reichen Schaz feiner und anziehender Beobachtungen, und sezten sich schon durch den gewählten Standpunkt, weit ab von allem Forschen nach dem Unerkennbaren lediglich die Erfahrung ins Auge zu fassen, in Vorteil, weil hiedurch der gesunde Menschenverstand (common sense) über die philosophirende Vernunft erhoben, und die ganze zahlreiche Klasse von Menschen, denen das Wahre ist, was ohne tiefe Erörterungen und Demonstrazionen einleuchtet, für sie gewonnen war. Vor allem jedoch empfal sich jene Philosophie dem Zeitgeiste dadurch, daß, so wie der Grundsaz, aller unserer Vorstellungen Grund sey in der Erfah-

rung, ausgesprochen und angenommen war, die Forschung des Philosophen, wo nicht ganz doch hauptsächlich, auf den Menschen, und zwar in der Beziehung, wie auf ihn als Sinnenwesen auch sein ganzes geistiges und moralisches Daseyn gegründet sey, gerichtet werden mußte, wodurch eigentlich die Anthropologie an die Stelle der Philosophie trat. Wer erinnert sich nicht, wie man nun den Wurzeln des Psychologischen in dem Physiologischen nachgrub! Das Moralische in dem Menschen war aber ebenfalls eine psychologische Erscheinung, und mußte natürlich auf dieselbe Weise behandelt werden. Man sah darin ein gewisses Abfinden mit den Trieben, Neigungen und Leidenschaften, ohne eigentlich bestimmen zu können, woher dieses Abfinden komme. Bei einem aufmerksamen Blick auf die moralphilosophischen Untersuchungen jener Zeit bemerkt man daher ein unaufhörliches Schwanken und eine gewisse Verlegenheit, den Grund der Moralität und die Notwendigkeit und das Wesen der Tugend anzuge-

ben. Einige suchten sie aus dem Zustande der Gesellschaft, Andere aus der Erziehung, diese aus einer berechnenden Selbstliebe, jene aus einem uneigennüzigen Wohlwollen oder einer zarten Sympathie abzuleiten, und Hutcheson nahm seine Zuflucht gar zu einem eigenen moralischen Gefühle. Daß man von der Tugend nicht, wie die Pyrrhonisten von der Wahrheit, sagte, sie sey wie der Sonnen-Aufgang verschieden, je nach dem Gesichtspunkt, aus dem man sie ansehe, das war eigentlich das Verdienst der drei lezteren Parteien, die doch wenigstens die Tugend nicht als ein Ding darstellen, was so oder anders seyn könne, und oft schon eine andere Gestalt annehme, wenn man nur über einen Strom gesezt habe. Ihr redliches Bemühen ging dahin, Grund und Boden der Tugend in der Menschennatur selbst nachzuweisen: und wenn gleich ihre Moral nur eine Glückseligkeitslehre werden konte; so bewirkte doch die Verbreitung ihrer Grundsäze jene merkwürdige Erscheinung des damaligen Zeitalters,

daß die Moralität nicht mehr so, wie in den vorhergehenden, einzig auf Christliche Religion begründet wurde. War das nun freilich einerseits mit Ursache der einreißenden geringeren Anhänglichkeit an die Christliche Religion selbst, oder vielmehr an das bestandene dogmatische System der christlichen Theologen, so verhinderte es doch auch von der andern S... einen großen Teil des sonst aus jener Umgestaltung gewiß erwachsenen Schadens, und veranlaßte, daß das Moralische des Christenthums selbst mehr hervorgehoben und in ein reineres Licht gestellt, somit aber die Rückkehr zu demselben schon wieder eingeleitet wurde. Eine Moral aber als Glückseligkeitslehre, als eine Anweisung zum weisen Gebrauch und Genuß des Lebens, war gerade die, welche den Wünschen eines Zeitalters entsprach, in welchem eine verfeinerte Genußempfänglichkeit mit all ihren guten und schlimmen Folgen sich immer mehr ausbreitete. Man wolte menschlich Mensch seyn, den Körper mit der Sele sanft ausglei-

chen, das gegenwärtige Leben nicht an ein zukünftiges verlieren, zwar den Trieben, Neigungen und Leidenschaften nicht unbedingt die Zügel des Lebens anvertrauen, aber sie auch nicht selbstquälerisch unterdrücken und ausarten lassen um einer oft nur eingebildeten Tugend willen, zu deren Höhe sich hinaufzuschrauben so unnatürlich als fruchtlos sey. Von den Freuden des Lebens auch seinen Anteil hinwegzunehmen, ohne selbstsüchtig sie den Andern zu rauben, diesen vielmehr sie wohlwollend teilen oder verschaffen, und, um die Glückseligkeit der Welt zu befördern, die Mängel und Gebrechen der religiösen, politischen, bürgerlichen und häuslichen Verfassung mutig hinwegräumen, und darein seine Tugend sezen, — dies waren die Maximen, welche, von den moralischen Schriftstellern mehr und mehr verbreitet, bei allen Wohlgesinnten des Zeitalters Wurzel faßten. Man machte zugleich aufmerksam darauf, daß nichts unmoralischer sey, als jener christliche Moralstolz, welcher die Tugenden

der Heiden nur glänzende Laster genant hatte, daß wahre Tugend an keine Sekte, keine Nazion, kein Zeitalter gebunden, und daß mithin nichts verächtlicher sey als Unduldsamkeit und ein unvernünftiger Religionseifer. Gegen diese kämpfte man mit den stärksten Waffen; Andächtelei, Frömmelei und Aberglauben stelte man in das grellste Licht der Lächerlichkeit.

Wo Wieland in der Bibliothek des Grafen sich hinwendete, da fand er diese Ansichten und Ideen, und fast jedes ankommende neue Erzeugniß der Literatur brachte sie wieder und wieder, so, daß sie von sich abzuhalten, beinah unmöglich gewesen wäre. Er konte sich nicht leugnen, daß die Männer, die sie ihm mitteilten, doch wenigstens nicht in Allem Unrecht hatten; mehrere dieser Männer waren schon in andern Beziehungen seine Lieblinge, und diese Lieblinge stelten ihn gerade auf denselben Punkt, wo er seinen Gönner den Grafen, und seinen Freund la Roche stehen sah. Zum Ueberfluß hatte auch Leßing schon öffent-

lich ihn auf einen andern Standpunkt hingewiesen, auf welchem er die Menschen, die Welt, das Leben weit anders und richtiger sehen würde, und wenn er gleich anfangs ziemlich unwillig war, von Leßingen sich so oft, und bisweilen etwas unsanft, die Wahrheit sagen zu hören, so war er doch auch nicht der Mann, Ohr und Auge absichtlich dagegen zu verschließen. Schmollte er gleich, so hörte er doch. Ueberdies war auch Shaftesbury sein vertrauter Freund, und dieser flüsterte ihm zu, doch ja seines neuen Mittels zur Selbstkentniß zu gedenken. „Es gibt," sagt er, „ein Gespräch mit sich selbst, wo man sein eigner Gegenstand ist und sich in zwei Personen vervielfältigt, auch bei solcher Veranlassung über sich lachen oder sich ernst betrachten kann. Dieses Geschäft der Selbstzerteilung, wo der Mensch Lehrling und Lehrer zugleich ist, kann man in jedem Selbstgespräch sehen. Dichter, Philosophen und Redner, ja selbst große Genies sezten sich sogar dem Anschein von Lächerlich=

keit aus, daß sie mit sich viel schwazten und in Gesellschaft stumm waren. Doch sieht man es diesen noch nach, indeß man von andern Schriftstellern mehr Lebensart erwartet, denen die heilsame Ausleerung in der Einsamkeit versagt ist. Ohne vorher einsam mit sich umzugehen, unterhalten die Verfasser der Memoires und Essays die Welt freigebig mit ihrer eignen werthen Person. Es ist aber unanständig, seine Unverdaulichkeiten in die Welt zu schicken. Noch ärger jedoch sind die Unverdaulichkeiten der Pseudo-Ascetiker. Das Schwerste ist es, ein guter Denker zu werden, ohne ein strenger Selbstuntersucher zu seyn. Teilten wir uns so in zwei Personen, so würden wir durch tieferes Eindringen in uns selbst dann wahre Aerzte unsrer selbst werden. Mittel zur Selbsterkentniß ist also: Teile dich selbst, oder mache zwei Personen aus dir. Die Alten hielten Viel auf diesen Hausdialekt des Selbstgesprächs." (Characteristicks 1, 216.)

Wieland ließ sich dieses nicht umsonst gesagt seyn, und da er ehrlich genug war, sich nicht selbst belügen zu wollen, so konte es nicht fehlen, daß er nicht bald genug Gelegenheit gefunden hätte, sich selbst zu — belächeln. Immer mehr gewann er die Ueberzeugung, daß ohne seine zu große Befangenheit eigentlich schon lange die Griechen ihn auf denselben Standpunkt hätten stellen müssen, auf dem er sich jezt durch Einwirkung der Zeit und des Umgangs gestellt fand, dem der Abstand zwischen der Sokratischen Kalokagathie und Shaftesburys Virtuosität, die er mit jener für einerlei hielt, und die ihn lange schon vorzüglich angesprochen hatten, war doch in der Tat höchst unbedeutend. In der Blüte seiner Jahre und seiner Kraft hätte er nun weit weniger Lebenslust haben müssen, wenn alle diese vereinigten Umstände ihn nicht zur heiteren Teilnahme an der wirklichen Welt und ihren unschuldigen Freuden hätten bewegen, und ihm selbst, so wie seiner Philosophie, eine frohere

Stimmung geben sollen. Die Grundlage der Philosophie, welche sich jezt in seinem Geiste zu gestalten anfing, war dieselbe, die er späterhin dem weisen Psammis in den Mund legte, und von der ich nicht umhin kann, das Wesentliche hier mitzuteilen.

„Das Wesen der Wesen, welches, unsichtbar unsern Augen und unbegreiflich unserm Verstande, uns sein Daseyn nur durch Wohltaten zu empfinden gibt, bedarf unser nicht, und fodert keine andre Erkentlichkeit von uns, als daß wir uns glücklich machen lassen. Die Natur, die zu unsrer allgemeinen Mutter und Pflegerin von Ihm bestellt ist, flößet uns mit den ersten Empfindungen auch die Triebe ein, von deren Mäßigung und Uebereinstimmung unsre Glückseligkeit abhängt. Sie will, daß ihr eures Daseyns froh werdet. Freude ist der lezte Wunsch aller empfindenden Wesen: sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süßes Lächeln kündigt sie die erste Entwicklung der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reinsten und lautersten Quellen: Unschuld des Herzens und der

Sitten das sanfte Ufer, in welchem sie dahin fließen. — Die Natur hat alle eure Sinne, hat jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes eures Wesens, hat euer Gehirn und euer Herz zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht. Konte sie euch vernehmlicher sagen, wozu sie euch geschaffen hat? Wär' es möglich gewesen, euch des Vergnügens fähig zu machen, ohne daß ihr auch des Schmerzens fähig seyn mußtet, so — würde es geschehen seyn. Aber so viel möglich war, hat sie dem Schmerz den Zugang zu euch verschlossen. So lang' ihr ihren Gesezen folget, wird er eure Wonne selten unterbrechen; noch mehr, er wird euer Gefühl für jedes Vergnügen schärfen, und dadurch zu einer Woltat werden. Alles Gute löset sich in Vergnügen auf, alles Böse in Schmerz. Aber der höchste Schmerz ist das Gefühl, sich selbst unglücklich gemacht zu haben, und die höchste Lust das heitre Zurücksehen in ein wohl gebrauchtes, von keiner Reue beflecktes Leben. — — Freuet euch eures Daseyns, eurer Menschheit; genießet, so viel möglich, jeden Augenblick eures Lebens: aber vergesset nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzens, durch Uebermaas die reinste Wollust zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens

zernagt. Mäßigung und freiwillige Enthaltung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen Ueberdruß und Erschlaffung. Mäßigung ist Weisheit, und nur dem Weisen ist es gegönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenkt, bis auf den lezten Tropfen auszuschlürfen. Der Weise versagt sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, nicht weil er ein Feind der Freude ist, oder aus alberner Furcht vor irgend einem gehässigen Dämon, der darüber zürnte, wenn sich die Menschen freuen; sondern, um durch seine Enthaltung sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommnern Genusse des Vergnügens aufzusparen. (Vgl. d. Kyropädie 1, 5, 7.) — Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Sele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. Die Natur will, daß ihr die Mittel zur Erhaltung und Versüßung eures Daseyns als Früchte einer mäßigen Arbeit aus ihrem Schooße ziehen sollet. — — Gewöhnet euer Auge an die Schönheit der Natur; und aus ihren mannichfaltig schönen Formen, ihrer reizenden Farbengebung füllet eure Phantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geistes den Stempel der Natur, Einfalt und ungezwungene Zierlichkeit, einzudrük-

ken. — Alle andere Werke der Natur scheinen nur spielende Versuche und Vorübungen, wodurch sie sich zur Bildung ihres Meisterstücks, des Menschen, vorbereitet. In ihm allein scheint sie alles, was sie diesseits des Himmels vermag, vereiniget, an ihm allein mit Wärme und verliebt in ihr eigenes Werk gearbeitet zu haben. Aber sie hat es in unserer Gewalt gelassen, es zu vollenden, oder zu verderben. Jede harmonische Bewegung unsers Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie verschönert uns; jede allzuheftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestüme Leidenschaft, jede neidische und übeltätige Gesinnung verzerrt unsre Gesichtszüge, vergiftet unsern Blick, würdiget die schöne menschliche Gestalt zur sichtbaren Aehnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit die Sele eurer Bewegungen bleiben, werdet ihr die schönsten unter den Menschenkindern seyn. — Das Ohr ist, nach dem Auge, der vollkommenste unsrer Sinne. Gewöhnt es an kunstlose, aber selenvolle Melodien, aus welchen schöne Gefühle athmen, die das Herz in sanfte Bebungen sezen, oder die einschlummernde Sele in süße Träume wiegen. Freude, Liebe und Unschuld stimmen den Menschen in

Harmonie mit sich selbst, mit allen guten Menschen, mit der ganzen Natur. So lang euch diese beselen, wird jede eurer Bewegungen, der gewöhnliche Ton eurer Stimme, eure Sprache selbst wird Musik seyn. — Welche Lust, welches angenehme Gefühl sollt' ich euch versagen? Keines, gewiß keines, das euch die Natur zugedacht hat! Ungleich den schwülstigen Afterweisen, welche den Menschen zerstören wollen, um — eitles lächerliches Bestreben! — einen Gott aus seinen Trümmern hervorzuziehen! Ich empfehle euch die Mäßigung; aber aus keinem andern Grunde, als weil sie unentbehrlich ist, euch vor Schmerzen zu bewahren, und immer zur Freude aufgelegt zu erhalten. Nicht aus Nachsicht gegen die Schwachheit der Natur erlaub' ich, — nein, aus Gehorsam gegen ihre Geseze befehl' ich euch, eure Sinne zu ergözen. Ich habe den betrüglichen Unterschied zwischen Nüzlich und Angenehm aufgehoben: ihr wisset, daß nichts den Namen eines Vergnügens verdient, was mit dem Schmerz eines Andern, oder mit später Reue bezahlt wird, und daß das Nüzliche nur nüzlich ist, weil es uns vor Unlust bewahrt, oder eine Quelle von Vergnügen ist. Ich habe den thörichten Gegensaz der verschiedenen Arten der Lust vernichtet, und eine ewige Eintracht zwischen ihnen hergestellt, indem ich euch den na-

türlichen Anteil gelehrt habe, den das Herz an jeder sinnlichen Lust, und die Sinne an jedem Vergnügen des Herzens nehmen. Ich habe eure Freuden vermehrt, verfeinert, veredelt, — was kann ich noch mehr tun? Noch eines, und das Wichtigste von allem. Lernet die leichte Kunst, eure Glückseligkeit ins Unendliche zu vermehren. Erstrecket euer Wohlwollen auf die ganze Natur; liebet alles, was ihr allgemeinstes Geschenk, das Daseyn mit euch teilet! Liebet einen jeden, in welchem ihr die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblicket, solten es auch nur ihre Ruinen seyn. Freuet euch mit jedem, der sich freuet, wischet die Tränen der Reue von den Wangen der bestraften Torheit, und küsset aus den Augen der Unschuld die Tränen des Mitleidens mit sich selbst. Vervielfachet euer Wesen, indem ihr euch gewöhnet, in jedem Menschen das Bild euerer eigenen Natur, und in jedem guten Menschen euer andres Selbst zu lieben. Schmecket, so oft ihr könt, das reine göttliche Vergnügen, Andre glücklicher zu machen!" (Der goldene Spiegel, Bd. I. S. 103—114. Sämtl. Schr. Bd. 6.)

So wie Wieland Lebensansichten dieser Art gewonnen hatte, war zu religiöser Duldsamkeit Keiner geneigter als Er, ohne daß er doch des-

halb gleichgiltig gegen Religion und Christentum gewesen wäre. Nur daß auch dadurch das Rechte, dem Menschen wahrhaft Frommende geschaffen werde, war sein Wunsch und Wille, und diesen öffentlich zu beweisen, fand sich bald eine Gelegenheit. Bei einer Predigervakanz in Biberach hatten sich nebst demselben Brechter, welcher nachmals la Roche's Briefe über das Mönchswesen herausgab, noch drei andere Kandidaten gemeldet, die in jedem Betrachte weit hinter jenem zurückstanden. Wielands Vater war deshalb auch sogleich entschlossen, dem Würdigeren seine Stimme zu geben, wiewol er nicht in dem Rufe der alten Rechtgläubigkeit stand, und unser Wieland hatte den regirenden Bürgermeister, der in dem jungen Kanzleidirektor gern seinen Schwiegersohn gesehen hätte, leicht zu Brechters Vorteil gewonnen. Ein um so größeres Aergerniß nahmen daran die übrigen Konsistorialen, deren Einer es nicht unter seiner Würde fand, die Verleumdung entgegen wirken zu lassen, und sei-

nen Zweck so glücklich erreichte, daß es öffentlich zu den ärgerlichsten Auftritten kam. Von diesem Strobylus (s. Abderiten Bd. 2. Kap. 6. S. 46 fg.) aufgereizt, drang ein Haufe der rechtgläubigen Bürgerschaft in des Bürgermeisters Haus, und foderte mit Ungestüm eine andere Wahl. Da dieses Begehren verweigert wurde, beschloß der aufgebrachte Haufe, den Gewählten durchaus nicht auf die Kanzel zu lassen. Der Tag der Entscheidung erschien, und drohende Haufen versammelten sich auf Markt und Straßen; Wieland aber, fest entschlossen der gerechten Sache den Sieg zu verschaffen, bot mutig dem Ungestüm Troz. Er selbst und der Bürgermeister nahmen den gewählten Prediger in die Mitte, und führten ihn bis zur Kanzel. Wieland wurde dadurch veranlaßt, seinen lieben Landsleuten ein kleines Denkmal in seinen Abderiten zu stiften (Band 2. Kap. 8.), und Strobylus mag sich da der Nachbarschaft des gewaltigen Zunftmeisters Pfriem erfreuen. War nun aber gleich

für den Augenblick durch Wielands Entschlossenheit und Mut das Schlimmste verhindert worden, so hatte der gute Brechter doch noch geraume Zeit zu kämpfen, bis er durch das, was er war und leistete, die fortdauernden Kabalen seiner erbitterten Gegner unwirksam machte: Wieland aber, der bei dieser Gelegenheit den Bonzen- und Pfaffengeist kennen lernte, wie seine natürliche Gutmütigkeit ihn sich nicht hatte denken können, bestärkte durch Erfahrungen dieser Art sich immer mehr in der Ueberzeugung, daß er entschieden eine Partei verlassen müsse, auf welcher er dessen, was ihn zu Verachtung und Abscheu reizte, so vieles erblickte. Er fühlte jezt das Empörende: das Heiligste, was der Mensch hat, die Religion, zum Deckmantel der gehässigsten Leidenschaften gemacht zu sehen; und erklärte von Stund an allen Bonzen und Pfaffen den Krieg.

So große Umwandlung der Sinnes- und Denkart konte nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf Wieland, den Schriftsteller, bleiben.

Wie er selbst dem Leben heiterer zugewendet war, so mußte auch seine Poesie es werden, zumal da er auch mit ihr nur den Beifall deren gewinnen wolte, deren Beifall in seiner ganzen Umgebung vielleicht allein ihn ehren konte. Er selbst hat sich darüber im Eingang zu seinem Neuen Amadis hinreichend erklärt, indem er die Musen singen läßt:

Euch, Schwestern, mit denen ich oft in sommernächtlichen Stunden
Am Rande der unberühmt schleichenden Riß 1),
Wie am Eurotas einst und am Sokrat'schen Ilyß,
Den goldnen Gürtel losgebunden,
Euch weih' ich meinen Gesang! Ihn hört der romantische Hain,
Den um Luisenlust 2) die Oreaden gewunden,
Ihn hören, in Lauben versteckt, die Nymphen bei Cynthiens Schein;

---

1) Ein kleiner Fluß in der Nähe von Biberach.

2) Eine Anlage im Birkenwalde bei Warthausen mit einem artigen Pavillon, welchen der Graf seiner Schwiegertochter zu Ehren Luisenlust benamt hatte.

Und fern in Felsen spizt ein alter Faun die Ohren,
Er rafft vom Schlauche sich auf, in süßem Taumel verloren,
Und schlummert horchend wieder ein.

Vielleicht daß auch, indem Sie die reizenden Schatten
Mit ihrer Freundin besucht, des Weisen Tochter uns hört *),
Der, mit Verdiensten und Jahren beschwert,
Dem Vaterland teuer und Königen wert,
Des Lebens Abend hier in selbstgepflanzten Schatten
Verlebte, wie Sully und Harley den ihrigen ausgelebt hatten.
Vielleicht, ihr Grazien, hört in unbelauschter Ruh
Sie, die von Euch die Gabe zu scherzen
Und zu gefallen empfing, gleich schön an Geist und Herzen,
Dann unsern Spielen lächelnd zu.

---

*) Fürstin von Buchau, Tochter des Grafen Stadion, welchen der Dichter im Folgenden charakterisirt. Die Freundin ist Frau von la Roche. Wer aber unter den Schwestern gemeint ist, das bedarf jezt keiner Erklärung.

Ihr Lächeln gewährt uns sicher den Beifall von allen,
Die selbst verdienen, der Welt und uns zu gefallen.
Wem sängen wir sonst?

Warthausen also wurde der Parnaß Wielands. Was er hier sah und hörte, die schöne Aussicht von dem hoch gelegenen Schlosse, hier auf das anmutige, mit freundlichen Bauerhöfen besezte, zwischen waldigen Höhen nach der Donau hin sich ziehende Thal, dort auf den schönen Schloßgarten und die mannichfaltig bebauten Felder, über welche herüber die entfernten Schneegebirge der Schweiz glänzten; der Geist der Ordnung und des guten Geschmacks, der im Hause herschte; die anziehenden, von Geist und Wiz belebten Gespräche mit dem Grafen und la Roche; die Unterhaltungen mit den Gräfinnen, durch edlen Anstand und Feinheit reizend; die freudige Teilname Sophiens an allem, was ihm Beifall und Neigung zuwandte; der Umgang mit manchem gebildeten Hof- und Weltmann; die Abende,

welche durch Musik, heiter oder rührend, jedesmal schneller entflohen: alles das wehte unsern Wieland mit Begeisterung an, und er sang, nicht blos wie, sondern auch was dem dem Kreise, worin er jezt sich bewegte, gemäß war. Gefiel er hier, so hoffte er den Besten zu gefallen, und darum gab er sich gern und mutig dem fröhlichen Leben hin, worin sein Genius die Fittige freier und glänzender entfaltete.

Nur ein so mächtig zusammenwirkender Verein solcher Umstände und Ereignisse macht es erklärbar, wie das erste Gedicht, welches Wieland aus Biberach bekant machte (1762), — Nadine seyn konte (Sämtl. Schr. Bd. 9. S. 501.) *), ein Erzeugniß ziemlich mutwilli-

*) Zuerst mitgeteilt in Schmidts Anthologie und nachher, sonderbar genug, in der dritten Auflage seiner sämtlichen früheren Schriften (Zürich 1770. 3 Bde. gr. 8.), wo er in der Vorrede eine ausführliche Rechtfertigung seiner geänderten Denkungsart versprach, die er aber nicht geliefert hat. Wie empfindlich ihn der Tadel in den Literaturbrie-

ger Laune, welches hinlänglich beweist, wie sehr der Dichter in der Schule eines Boccaccio und la Fontaine — Scherz verstehen gelernt hatte. Er selbst nent es eine Erzählung in Priors Manier, und ein Spötter könte sagen, irgend ein loser Satyr habe, der ehemaligen allzustrengen Strafpredigt wegen, die etwas empfindliche Rache genommen, den Dichter gleich beim Anfang seiner neuen Epoche in die Ansichten eines Ministers eingehen, und in Priors Manier dichten zu lassen. Die Muse aber, die ihm dieses Gedicht eingegeben hatte, wird gewiß kein Psycholog verkennen; sie war eine gewisse Lüster-heit, welche Wielanden eigentlich nie ganz verließ, aber bei ihm gewiß sehr unschuldig war, weil seine Phantasie ihn in die Zeit versezte,

---

sen muß getroffen haben, zeigt der Umstand, daß er auch jezt, nach mehr als einem Jahrzehend, der Empfindlichkeit darüber noch nicht ganz Herr war. Jener Tadel hat indeß sehr vorteilhaft auf ihn gewirkt.

Eh' noch der Stände Unterscheid
Aus Brüdern Nebenbuhler machte,
Und gleißnerische Heiligkeit
Das höchste Gut der Sterblichkeit,
Den frohen Sinn, um seine Unschuld brachte,

wie er sich in Diana und Endymion, der ersten seiner scherzhaften Erzählungen von demselben Jahr (Sämtl. Schr. Bd. 10. S. 125.) ausdrückt. Auch diese Erzählung atmet ziemlich denselben Geist, der nur dann nicht anstößig ist, wenn ihn eine naive Gesinnung erzeugt hat. Ob dies bei Wieland der Fall gewesen sey, will ich jezt noch eben so wenig untersuchen als die Bedenklichkeit heben, ob er nicht überall in einem Zeitalter gefährlich seyn müsse, welches die Naivetät der Gesinnung oder, um mit Wieland selbst zu reden, die Unschuld des frohen Sinnes, aus welchen Ursachen es sey, verloren hat.

Einstweilen sey es uns genug zu wissen, daß Wieland zwar ein Freund des Scherzes, aber nicht leichtsinnig wurde, und daß er weit davon

entfernt war, die Wirklichkeit, zu der seine Phantasie aus einer erträumten Idealwelt den Flug herabsenkte, mit der Gemeinheit für einerlei zu halten. Er hatte aufgehört, eine gewisse Befriedigung der natürlichen Neigungen für sündlich zu erklären, aber die Tugend war ihm kein Hirngespinst geworden, und vielleicht haben nur Wenige durch so ernste Anstrengungen sich ihre Heiterkeit zu rechtfertigen bemüht als Er. Wer sich erinnert, daß damals die kleinen, reizenden Romane Voltaire's, ja sogar seine Pucelle, das Sopha, die égaremens du coeur et de l'esprit und ähnliche Schriften des jüngeren Crebillon, Diderots bijoux indiscrets, die Dichtungen eines Gresset und selbst Grecourt, in denen allen sich, zur Bezeichnung der Kehrseite damaliger Aufklärung, die raffinirteste Ueppigkeit im Verein mit einem gewissen wohlgefälligen Anstand als elegante Frivolität zeigt, zu den gelesensten und beliebtesten Schriften gehörten, die sogar auf den Toiletten nicht fehlten; der könte leicht auf die Vermutung

fallen, daß auch unser Wieland sich nur von dem Zeitgeiste habe hinreissen lassen, und von dem Beifall, den jene Werke fanden, gelockt, zu ähnlichen Darstellungen sich entschlossen habe. Allerdings mag auch dieser Umstand etwas dazu beigetragen haben, und Wieland fand vielleicht manches um so weniger anstößig, da er zugleich bei Boccaccio, Ariosto und Lafontaine in die Schule ging, und der Graf Stadion ihn um nichts ehrwürdiger erschien, wenn er gleich ein Mann war, der bei Scherz nicht sauer sah. Umstände dieser Art wirken gewöhnlich nur nach und nach, uns selbst unmerklich, aber desto dauernder auf uns ein, und Wieland hätte weit weniger regsame, blühende Einbildungskraft, weit weniger Empfänglichkeit und Reizbarkeit des Dichters, weit weniger ungeschwächte Jugend haben müssen, wenn er alle diese Eindrücke wie ein Xenokrates von sich hätte abhalten können. Unbedenklich also dies alles zugegeben, so folgt doch keineswegs, daß er leichtsinnig, frivol, üppig, unkeusch hätte werden

müssen, vielmehr fühlte er sogar als Dichter einen weit höheren Beruf in sich, als nur nach dem Beifall einer frivolen Welt zu streben, und durch üppige Schildereien in abgestumpften Nerven noch einen Kizel zu erzwingen. Schon darum hätte er dies nicht gekont, weil bei ihm der Dichter von dem Philosophen durchdrungen war; am allerwenigsten aber auf dem Standpunkt, auf welchem er sich jezt befand.

Er war nicht angenehm dieser Standpunkt, denn gegen Alles, was die Theologie an Schwärmerei und Aberglauben, die Metaphysik und Moral an Ueberspannung und Sophisterei, die Poesie an Unnatur, und das Leben selbst an Phantasterei hatten, sah er sich in Opposizion gestellt. Glücklicher Weise fühlte er seinem mutigen Willen die Kraft gleich, und begann einen Kampf, dessen Ende ihm selbst noch unabsehlich war. Noch beselte ihn derselbe Enthusiasmus wie zuvor; nur den Gegenstand hatte dieser verändert, und mit diesem verän=

derte sich freilich von selbst auch die Art seines Wirkens.

Beinahe für wunderbar aber würde man es halten müssen, wenn Wieland auf eben diesem Standpunkt sich nicht vor allen des alten Freundes erinnert hätte, der schon in früher Jugend ihm auf so heitere Weise Unterricht in der Geschichte der menschlichen Geistes- und Herzens-Verirrungen erteilt hatte, ich meine des Cervantes. Das Meisterwerk dieses Genies, den unvergleichlichen Don Quixote, nahm Wieland sich zum Muster bei seinem ersten Angrif auf die Phantasterei, und so wurde sein Don Sylvio von Rosalva eine Nachbildung jenes in seiner Art einzigen Romans, der zu dem teutschen selbst die Idee geliehen hatte. Wie dem ehrlichen Ritter von Mancha überall die fahrende Ritterschaft, so spuken dem Don Sylvio die Feen im Kopfe, und beide sind auf gleiche Weise zu ihrer Chimäre gekommen. Ob der spanische Dichter nur die Absicht gehabt habe, durch seine Dichtung die sinnlosen und

aberwizigen Ritterromane lächerlich zu machen, kann mir hier sehr gleichgiltig seyn; daß Wielands Absicht aber nicht allein gewesen, den Geschmack des Zeitalters an gleich sinnlosen und aberwizigen Feenmärchen, dergleichen Frankreich uns in Massen zusendete, zu reinigen, sondern daß er dieses nur nebenher tat, beweist schon der Titel dieses Romans in der ersten Auflage: Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht. (Ulm 1764, geschrieben 1762 und 63.) Wer sieht hieraus nicht, daß ein philosophischer Gedanke die Grundlage des Ganzen ist, und zwar gerade der, welcher den Dichter damals am angelegentlichsten beschäftigte und beschäftigen mußte. Ein Geständniß, das er hierüber seinem misverstehenden Freunde, Salomo Geßner, macht, ist zu merkwürdig, als es hier nicht mitzuteilen. Er schreibt ihm vom 7. Novbr. 1763 also:

„Der Spleen, den Ihnen meine Briefe gegeben, liebster Freund, hat, wie es scheint, einen kaum vermeidlichen Einfluß in Ihr Urteil von dem armen Don Sylvio gehabt. Sie mildern freilich die Strenge desselben so sehr Sie können; aber ich denke doch fast, es werde Ihnen zu einer andern Zeit und in einem fröhlichen Humor ein Leichtes seyn, diesen ehrlichen Phantasten in einem mildern Licht zu betrachten. Ich gestehe Ihnen ganz gern, daß der Absaz, den der Geist und der Ton, der in diesem Dinge herrscht, mit den feierlichen Schriften meiner jüngern Jahre macht, einem beträchtlichen Teil des Publici anstößig seyn werde. Man muß die Vorurteile nicht respektiren, aber man muß ihnen, wie einem Ochsen, der Heu auf den Hörnern trägt, aus dem Wege gehen. Das ist eine kleine Lebensregel, deren Vorbeigehung mir schon öfters mehr Schaden gethan hat als einem discreten und behutsamen Bösewicht alle seine Bubenstücke. Wenn aber die Frage ist, ob vor dem Richterstuhl der Vernunft Don Sylvio von Rosalva unwürdig sey, so denke ich, vermutlich aus väterlicher Verblendung, für das jüngste Kind meines Wizes, ich solte meinen Proceß vollkommen gewinnen. Man scheint manchmal zu spaßen und zu narriren, und philosophirt besser als Chrysippus und Crantor. Ich zweifle sehr daran, ob Sie (wenn Sie

Sich anders dazu entschließen können) bei einer zwoten Durchlesung sich in der Idee bestärkt finden werden, daß der Autor des Don Sylvio keine bessere Absicht gehabt habe, als dem geneigten Publico, wie Sie sagen, einen Spaß zu machen. Je mehr ich den Menschen und die Menschen in allerlei Gesichtspunkten und Umständen, aus der Geschichte und meiner eignen Erfahrung kennen lerne, jemehr werde ich in dem Gedanken unterhalten, daß die Keime vom Aberglauben und Enthusiasmus, wovon jener den pöbelhaftern und thierischern, und dieser den edlern und bessern Teil des menschlichen Geschlechts charaktesirt, durch die albernen Einbildungen, die abenteuerlichen und übertriebenen Leidenschaften, die sonderliche Art zu denken und die ausschweifenden Entwürfe und Handlungen, die der leztere hervorbringt, und durch die leichtgläubige Einfalt, die Vorurteile, den Eigensinn und die Brutalität, die eine Frucht des erstern sind, von jeher und noch immer einen gewaltigen dégât im Gebiete der gesunden Vernunft und im gesellschaftlichen Leben gemacht hat. Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluß auf alle Zweige des menschlichen Lebens: beide sind dem Menschen natürlich, indem jene sich in dem aktiven und diese in dem passiven Teil seiner Natur gründet; beide bringen viel Gutes hervor; die Schwärme-

rei macht glänzende, kühne und unternehmende Geister, der Aberglauben zahme, geduldige, förmliche Thiere, die in dem ordentlichen Kuhweg einher wandeln, und für alles ihre Vorschrift haben, von der sie nicht abweichen dürfen. Allein mit allem dem ist es doch jederzeit für sehr nötig und heilsam geachtet worden, mit jener Triebfeder der großen Leidenschaften, und mit dieser plumpen vi inertiae der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und Ironie sind nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinnen immer für das beste Mittel gegen die Ausschweifungen von beiden angesehen worden; und in dieser Intention ist, wie das Motto andeutet, die Geschichte des Don Sylvio geschrieben. Daß ich in wenigen Jahren eine Apologie für mich und meine Schriften werde nötig haben, sah ich schon lange voraus; Agathon, der in allen Betrachtungen ärgerlicher ist, als Sylvio, wird Murrens und Schreiens genug erwecken. Ich bin aber gewiß, daß ich am Ende allezeit die Vernünftigen auf meiner Seite haben werde. Die Sentimens eines Menschen bleiben immer, wenn er einmal welche gehabt hat; aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit. Ich liebe die Tugend um deswillen nicht weniger, weil sich meine Metaphysik geändert hat, und ich billige um deswillen

keine Ausschweifungen, wenn ich schon nicht im Predigertone dagegen eifre.“

Die Befürchtung des Aergernisses, das man an gewissen Scenen des Agathon nehmen werde, ist nur allzupünktlich eingetroffen. Da der Dichter es voraus sah, warum vermied er es nicht? Es ist offenbar, daß es nicht aus Leichtsinn geschah: er muß also ganz besondere Gründe dazu gehabt haben, und ich denke, daß es nicht blos der Mühe werth, sondern sogar Pflicht sey, diesen Gründen nachzuspüren. Vielleicht daß Agathon selber uns etwas davon entdecken hilft.

Zeitlebens blieb dieser Agathon ein sehr geliebtes Kind von Wielands Geist und — Herzen, und also nicht blos darum, weil es eigentlich das erste war, dem er (mancher Verbesserungen ungeachtet, die er zwar zeitig genug nötig fand, in der lezten Umarbeitung aber erst anbringen konte) *) das Siegel der

*) Wieland gesteht selbst in der Vorrede zur neuesten

Meisterschaft auf die Stirn gedrükt hatte. Die erste Ausgabe des Agathon erschien in den Jah-

---

Ausgabe des Agathon, daß die Wenigen, welche, zur Zeit seiner ersten Erscheinung, in Teutschland Geisteswerke dieser Art scharf zu beurteilen fähig waren, Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken, und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im phsychologischen Gange der Geschichte mit Raisonnemens auszustopfen oder zu überkleistern, in dem zweiten Teile hätten wahrnehmen müssen. Bei der zweiten Ausgabe von 1773 konte er, seiner damaligen Lage und Umstände halber, im Wesentlichen für seinen Liebling nicht mehr thun, als die geheime Geschichte der Danae hinzufügen. "Erst also in der Ausgabe von der lezten Hand (1794) half er jenen Gebrechen ab, indem seine hauptsächlichste Bemühung darauf gerichtet war, die Lücken, die den reinen Zusammenhang der Selengeschichte Agathons bisher noch unterbrochen hatten, zu ergänzen, einige fremdartige Auswüchse dafür wegzuschneiden, dem moralischen Plane des Werkes durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas, der den grösten Teil des sechszehnten Buchs ausmacht, die Krone aufzusezen, und vermittelst alles dieses das Ganze in die

ren 1766 und 1767, und von dem Jahr 1764 an hatte der Dichter, wiewol öfters unterbrochen, doch unermüdet daran gearbeitet. Im Geist und Herzen aber hatte er ihn viel früher

---

möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen. — Durch eine veränderte Abteilung der Kapitel und Bücher und einige beträchtliche Zusäze im lezten Dritteil des Werkes sind aus den 12 Büchern der zweiten Ausgabe 16 geworden. Die ersten wesentlichen Veränderungen haben die 4 ersten Kapitel des ehemaligen eilften Buches erhalten, von denen nur weniges in die neue Ausgabe ist aufgenommen worden; einige andere Kapitel sind dagegen eingeschaltet. Der weitere Fortgang der Geschichte ist unverändert geblieben bis auf das von Archytas Angeführte, wobei einem nicht gewöhnlichen Leser das Eingefugte doch wol nicht entgehen dürfte. — Wie ersprießlich in jeder Hinsicht eine angestellte Vergleichung sey, brauche ich nicht erst zu sagen. Von den Verbesserungen in Rücksicht auf Reinigkeit der Sprache, Harmonie des Stils, Richtigkeit der Gedanken und Schicklichkeit des Ausdrucks gilt dasselbe. Indeß geschieht es nicht allein darum, daß ich hier diese

mit sich umhergetragen, denn wir haben gesehen, daß schon in dem lezten Jahre seines Lebens in der Schweiz, als er Araspes und Panthea dichtete, die Keime dazu in seiner Sele sich entwickelten. Die erste Idee gab ihm der Ion seines geliebten Euripides. Gleich stark bezauberten ihn dieses Drama und dessen Held, welchen er in seinen Erläuterungen zu der Uebersezung des Ion (Attisch. Mus. Bd. 4. Hft. 3. S. 144.) also schildert: „Eine lieblichere und zartere Vereinigung jugendlich reiner, beinahe noch knabenhafter Einfalt und Unschuld mit leisem Bewußtseyn oder vielmehr instinktartigem Vorgefühl einer über seinen gegenwärtigen Stand und Beruf erhabenen Natur läßt sich schwerlich denken. Ueberall scheint die Ahnung seines Ursprungs, das Selbstge-

Anzeige mache, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil man ohne Absonderung des Späteren vom Früheren die Selengeschichte Wielands nie getreu entwerfen kan.

fühl eines Göttersohns, unter der Hülle eines seine Eltern nicht kennenden, innert den Mauern des Delphischen Tempels aufgewachsenen und zum Dienst desselben erzogenen Findelkindes, — überall die feinste Griechische Bildung unter der unverkünstelt reinen Naturgestalt durchzuschimmern." Allerdings genug, um einer solchen Persönlichkeit den Anteil jeder zarteren Sele zu gewinnen; bei Wieland kam aber noch etwas hinzu, diesen Anteil ungleich inniger zu machen. In diesem genügsamen, unsträflichen, frommen, von den Göttern stets das Edelste denkendem und selbst nur das Edelste wollendem, reinem, jungfräulich-unschuldigem und doch hochherzigem Jüngling erkante Wieland sich selber, und schob sich selber dem Agathon, den seine Einbildungskraft aus diesem Jon hervorgehen ließ, unter. Wenn er von der Aehnlichkeit Agathons mit Jon sagt: „Beide wuchsen unter den Lorbern des Delphischen Gottes in gänzlicher Unwissenheit ihrer Abkunft auf; — die nämliche Em-

pfindsamkeit, dasselbe Feuer der Einbildung, dieselbe schöne Schwärmerei bezeichnen den einen wie den andern"; wer wird dann Anstand nehmen, statt Agathons sogleich Wielands Namen hinzusezen? Agathon und Wieland haben beide dieselben Anlagen, dieselbe Richtung und Stimmung des Geistes und Gemüts, denn auch Wieland hatte sein Delphi gehabt, wohin ihn, bei allem Wechsel der Lagen und Verhältnisse des Lebens, eine geheime Sehnsucht des Herzens unaufhörlich wieder zog. Wie den Agathon, so hätte auch ihn ein Hippias überraschen können in den Betrachtungen, wie glücklich der Zustand der Geister sey, die den groben tierischen Leib abgelegt haben, und im Anschauen des wesentlichen Schönen, des Unvergänglichen, Ewigen und Göttlichen, Jahrtausende durchleben, die ihnen nicht länger schienen als ihm ein Augenblick (Agathon 1, 83.). Auch er war ja ein Mensch, der Geister sah, der von der Tugend foderte, daß sie mit aller Welt und mit sich

selbst in beständigem Kriege leben soll, der sich in den Mondschein sezte und Betrachtungen über das Glück entkörperter Geister anstelte (1, 94.). Auch ihm hätte ein Hippias vorwerfen können: „Du wendest die Stärke deiner Sele an, dein Herz gegen das wahre Vergnügen unempfindlich zu machen, und beschäftigest deine Empfindlichkeit mit unwesentlichen Gegenständen, die du nur in der Einbildung siehest, und nur im Traume genießest. Die Vergnügungen, welche die Natur dem Menschen zugeteilt hat, sind für dich Schmerzen, weil du dir Gewalt anthun mußt sie zu entbehren, und du sezest dich allen Uebeln aus, die sie uns vermeiden lehrt. Dein Uebel entspringt aus deiner Einbildungskraft, welche dir ihre Geschöpfe in einem überirdischen Glanze zeigt, der dein Herz verblendet, und ein falsches Licht über das was wirklich ist ausbreitet; von einer dichterischen Einbildungskraft, die sich beschäftiget schönere Schönheiten und angenehmere Vergnügungen zu erfinden als die Natur

hat: Um weise zu seyn, hast du nichts nötig, als die gesunde Vernunft an die Stelle dieser begeisterten Zaubrerin, und die kalte Ueberlegung an den Plaz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu sezen. Bilde dir auf etliche Augenblicke ein, daß du den Weg zur Glückseligkeit erst suchen müssest; frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird." (1, 111. fg.) Aber erlitt nicht, wie Agathons, so auch seine ganze vormalige Art zu empfinden und zu seyn einige Veränderung? „Sein ernsthaftes Wesen machte nach und nach einer gewissen Munterkeit Plaz, die ihm vieles, das er ehemals gemißbilliget hatte, in einem günstigern Lichte zeigte; seine Sittenlehre wurde unvermerkt freier und gefälliger, und seine ehemaligen Freunde, die ätherischen Geister, wenn sie ja noch einigen Zutritt bei ihm hatten, mußten sich gefallen lassen, die Gestalt der schönen Danae anzunehmen, um vorgelassen zu

werden.“ (1, 236.) War nicht auch Er, wie Agathon, „aus einem spekulativen Platoniker ein praktischer Aristipp geworden; hatte eine Philosophie, welche die reinste Glückseligkeit in Beschauung unsichtbarer Schönheiten sezt, gegen eine andre, welche sie in angenehmen Empfindungen, und die angenehmen Empfindungen in ihren nächsten Quellen, in der Natur, in unsern Sinnen und in unserm Herzen sucht, vertauscht, und von den Göttern und Halbgöttern, mit denen er vorher umgegangen war, nur die Grazien und Liebesgötter beibehalten?“ (1, 272.) Verglich er indeß „seinen jezigen Zustand mit der seligen Ruhe des kontemplativen Lebens, worin er seine schuldlose Jugend hinweg gelebt hatte, worin er seines Daseyns und der innern Reichtümer seines Geistes, seiner Gedanken, seiner Empfindungen, der eigentümlichen und von aller äußerlichen Gewalt unabhängigen Wirksamkeit seiner Sele froh geworden war;“ so glaubte er auch mit Aga-

thon alles gewonnen zu haben, „wenn er sich, mit freiwilliger Hingabe der Vorteile, die ihm indeß zugefallen waren, wieder in einen Zustand zurück kaufen könte, den ihm seine Einbildungskraft mit ihren schönsten Farben, und in diesem überirdischen Lichte, worin er dem Zustande der himlischen Wesen ähnlich schien, vormalte. Und der Gedanke, daß diese Seligkeit nicht an die Haine von Delphi gebunden sey, — daß die Quellen davon in ihm selbst lägen, — sezten auch ihn in eine innige Freude." (2, 126. fg.)

Hätte Wieland gleich damals den Agathon ausgearbeitet, als er, von Jons Liebenswürdigkeit angezogen, den Entschluß faßte, denselben ins Leben einzuführen, so zweifle ich sehr, daß wir eben einen solchen Agathon erhalten hätten, als wir jezt besizen. Vier Jahre aber lagen zwischen jenem Entschluß und der Ausführung, und vielleicht die vier wichtigsten Jahre im ganzen Leben des Dichters. Vertrieben aus seinem friedlichen Delphi war er in

ein Leben hineingestoßen, worein er sich nicht finden konte und doch finden solte. Was sein Innerstes beseligt hatte, tadelte man als Schwärmerei, und gegen das, was man ihm dagegen bot, sträubte sich sein Gefühl. Wie sehr es sich aber auch sträuben mochte, so konte er sich die Notwendigkeit der Prüfung und Untersuchung nicht ableugnen. Und siehe da, wir finden ihn mit seinem Agathon wieder auf Einem Wege! „Natürlicher Weise kann man erwarten, daß der Ueberblick der ganzen Reihe neuer Erfahrungen, die er in so kurzer Zeit gemacht, und der Reflexionen über sich selbst, die sich ihm in der Stille und Einsamkeit aufdringen mußten, einen Mann, der von seinen frühesten Jahren an mehr in sich selbst, in seiner eigenen Ideenwelt, als außer sich zu leben gewohnt war, um so stärker beschäftigt haben werden, da er auf keine Rechtfertigung oder Bemäntelung begangener Uebeltaten zu denken hatte." (3, 128.) Er prüft und findet endlich, daß er, seines früheren

Sträubens ungeachtet, doch — „lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur denkt, als zu Delphi, wo er, mit den wirklichen Menschen noch wenig bekant, seine erste Jugend unter Bildsäulen von Göttern und Halbgöttern zugebracht hatte. Sein Standpunkt ist unvermerkt herabgesenkt, — er ist zuweilen in Versuchung, alles, was der göttliche Plato Hohes und Herrliches von der menschlichen Natur gesagt hat, für wenig besser als eine edlere Art Milesischer Märchen anzusehen. — Gewisse Begriffe über des Lebens Zweck scheinen ihm erst nicht mehr so ungeheuer, und bald weniger ungereimt; ja sie däuchten ihm, nachdem er die Menschen um ihn her genauer kennen gelernt hatte, wahrscheinlich genug, um sich vorstellen zu können, wie ein Mann, der in seinem eigenen Herzen nichts findet, das ihn edlere Gedanken von seiner Natur zu fassen nötigte, durch einen langen Umgang mit der Welt dahin gebracht werden könte, sich gänzlich von der

Wahrheit derselben zu überreden.“ (129. fg.) Er selbst findet freilich in seinem Herzen jene Nötigung, aber — findet auch sein Herz entzweit mit seinem Kopfe. Was war ihm nun zu thun noch übrig? Er konte und wolte die Lücken, die damals im System seiner Meinungen und Ueberzeugungen entstanden waren, nicht länger unberichtigt lassen. Die Uneinigkeit, die sich unvermerkt zwischen seinem Kopf und Herzen entsponnen hatte, mußte schlechterdings aufs Reine gebracht werden.“ (5, 360.) „Durch unerschütterliche Gründung seines Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, wolte er seinen Kopf mit seinem Herzen auf ewig in Einverständniß sezen.“ (364.)

Dies aber, und nichts anders, ist der Zweck von Wielands Agathon, den zu schreiben dem philosophirenden Dichter selbst das innigste Bedürfniß war. Man hat sich durch das dem Werke vorgesezte Motto, welches verheißt, an einem nüzlichen Beispiele zu zeigen,

was Tugend und Weisheit vermöge, verleiten lassen, ich weiß selbst nicht was im Agathon zu suchen, und hat es seinem Verfasser wol gar übel genommen, wenn man nicht fand, was man suchte. Wieland selbst hat sich darüber aufs bestimteste erklärt. „Die Absicht des Verfassers," sagt er, „war nicht sowol, in seinem Helden ein Bild sittlicher Vollkommenheit zu entwerfen, als ihn so zu schildern, wie, vermöge der Geseze der menschlichen Natur, ein Mann von seiner Sinnesart gewesen wäre, wenn er unter den vorausgesezten Umständen wirklich gelebt hätte. In dieser Rücksicht wurde das Motto gewählt: nicht als ob er an Agathon hätte zeigen wollen, was Weisheit und Tugend an sich selbst sind, sondern wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in beiden bringen könne; wie viel die äußerlichen Umstände an unsrer Art zu denken, an unsern guten Handlungen oder Vergehungen, an unsrer Weisheit oder Thorheit Anteil haben, und wie es, natürlicher Weise,

nicht wol möglich sey, anders als durch Erfahrung, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unsrer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, hauptsächlich aber durch gute Beispiele und Verbindung mit weisen und guten Menschen selbst ein weiser und guter Mensch zu werden. Und aus diesem Gesichtspunkte hoffet der Verfasser von den Kennern der menschlichen Natur das Zeugniß zu erhalten, daß sein Buch des Namens einer Geschichte nicht unwürdig sey.“ Auf den Namen einer Geschichte für sein Werk dringt er wiederholt, sagte aber auch schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe die merkwürdigen Worte: „Ohne Zweifel gibt es wichtigere Charaktere, als derjenige, auf den meine Wahl gefallen i[st]. Allein, da ich selbst gewiß zu seyn wünschte, daß ich der Welt keine Hirngespenster für Wahrheit verkaufe, so wählte ich denjenigen, den ich am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus diesem Grunde

kann ich ganz zuverläßig versichern, daß Agathon — eine wirkliche Person ist.“

Bei solcher Entstehung und solchem Zweck des Agathon aber konte es nicht anders kommen, als daß auch die Art der Ausführung durch Wielands Individualität und Lage bedingt werden mußte. Ist meine Schwärmerei für die Tugend oder das System der Selbstsucht? ist meine geistige oder der Anderen sinnliche Liebe das Rechte? Haben meine Ideen von der Göttlichkeit, oder jene von der Tierheit der Menschennatur mehr Grund? Muß ich der Weisheit oder der verschlagenen Klugheit folgen? Welche philosophische Sekte wird mich zur Quelle der echten Weisheit leiten? Dieses sind die Punkte, um welche der ganze Agathon sich herumdreht. Vor allen Dingen stellt er seine, von einem Offenbarungsglauben (hier die dem Agathon zu Delphi mitgeteilte Orphische Theosophie) ausgegangene, durch Platons Ideen genährte, mehr von einem inneren Gefühl als der Ueberzeugung des Verstandes abhängige,

Philosophie mit dem, von Erfahrung des wirklichen Lebens abgezogenen, durch Sophistik ausgebildeten und durch den kalten Verstand in einen strengen Zusammenhang gebrachten System des Hippias in einem schneidenden Kontrast. Dieser Hippias aber mit seinem Grundsaz der Selbstsucht und des Genusses, mit seinem ganzen System des Materialismus und Atheismus, ist nichts anders als ein verkappter Helvetius, und als solcher der Repräsentant aller Weltlings-Philosophen, die damals der Mode-Philosophie Frankreichs Beifall zuklatschten. Somit befand sich denn Wieland auf seinem Oppositions-Standpunkte, doch für diesmal mehr zur Untersuchung als zum Kampfe bereit. Was tut er? Nur solche Scenen und Begebenheiten erfindet er, nur in solche Lagen versezt er seinen Helden, die ihn selbst aus einer gegenwärtigen Verlegenheit retten oder einer zu fürchtenden zuvorkommen. Die ideale schwärmerische Tugend Agathons wird auf zwei Proben gestellt, und bewährt

sich in beiden — nicht, denn der verführerischen Liebenswürdigkeit einer Danae gegenüber unterliegt sie dem süßesten Triebe der Natur, und am Hofe des Dionysius ergibt sich ihre Unausführbarkeit insofern, als Agathon, damit nur wenigstens einiges Gute gewirkt werde, sich nach den Menschen, wie sie sind, zu richten, und also von seinen strengen Grundsäzen gewaltig nachzulassen genötigt ist. Wenn nun aber jene schwärmerische Tugend dem Feind in sich und der gegenwirkenden Wirklichkeit außer sich gleich wenig gewachsen ist, hat dann nicht offenbar Hippias gegen sie gewonnen? Hier ist es, wo sich beide, Held und Dichter, am meisten im Gedränge befinden, und, ganz offen gestanden, weiß sich eigentlich der eine so wenig ganz heraus zu helfen als der andre. So viel leuchtet freilich beiden ein, daß Hippias nicht in allen Punkten Unrecht hat, und daß sie manches werden zu- und nachgeben müssen; bei beiden aber verweigert das Herz ein Nachgeben in der Hauptsache. „Eine gewisse idealische Voll-

kommenheit war zu sehr mit den Grundzügen ihrer Sele verwebt, als daß sie diese jemals ganz verlieren konten." (2, 241.) Weit entfernt also, dem System der Selbstsucht huldigen zu können, sezten sie vielmehr bei sich selbst fest, daß eine auf das wahre allgemeine Beste gerichtete Wirksamkeit die Bestimmung aller Menschen sey. (2, 228.) Von der Liebe behielten sie zwar auch jezt noch hohe Begriffe, denn „was ist einer empfindsamen Sele Liebe ohne Schwärmerei? ohne diese Zärtlichkeit der Empfindungen, diese Sympathie, welche ihre Freuden vervielfältiget, verfeinert, veredelt? Was sind die Wollüste der Sinnen ohne Grazien und Musen?" (2, 241.) Indeß mußten sie doch zugestehen, „daß die Liebe ihre Foderungen so lange erweitert, bis sie im Besiz aller ihrer Rechte ist. Es war ja glücklich für die Unschuld der zärtlichen Psyche, daß ihre nächtlichen Zusammenkünfte unterbrochen wurden, ehe diese auf eine so geistige Art sinnliche

Schwärmerei ihren höchsten Grad erreichte. Vielleicht noch wenige Tage, so würden die guten Kinder von einer unschuldigen Ergießung des Herzens zur andern, von einem immer noch zu schwachen Ausdruck ihrer unaussprechlichen Empfindungen zum andern, sich endlich, zu ihrer eigenen großen Verwunderung, da gefunden haben, wo die Natur sie erwartet hätte." (2, 188. fg.) So verschwanden nun freilich jene allzuhohen Ideen von der Göttlichkeit der Menschennatur, allein bei aller Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen, zu welchen man sich nun schon bequemen mußte, behauptete sich doch stets eine hohe Idee von der Würde und Bestimmung der Menschheit. Sie war es, welche verhinderte, daß Held und Dichter sich nie der eigennüzig nur ihren Vortheil erzielenden und berechnenden Klugheit hingeben konten, sondern allein der Weisheit, die in das Herz keines Hippias komt, sich in die Arme zu werfen fest entschlossen blieben. Diese Weisheit aber, wo war sie zu

suchen? Kein Zweifel, daß es auch hier dem Dichter ging wie dem Helden." Seine Erfahrungen machten ihm die Wahrheit seiner ehemaligen Denkungsart verdächtig, ohne ihm einen gewissen geheimen Hang zu seinen alten Lieblingsideen benehmen zu können. Seine Vernunft konte in diesem Stücke mit seinem Herzen, und sein Herz mit sich selbst nicht recht einig werden, und er war nicht ruhig genug, seine nunmehrigen Begriffe in ein System zu bringen, wodurch beide hätten befriedigt werden können." (2, 227.) Vergebens sucht man im ganzen Agathon nach einer bestimten Erklärung von dem, was denn nun eigentlich die Tugend sey und heische *); vergebens nach einer bestimten

*) Der Rec. des Agathon in der A. D. B. von 1768 Bd. 6. S. 202 wolte sogar weit mehr bemerken, denn er sagt: „Was uns am anstößigsten vorgekommen ist, sind eine Menge unbestimter Stellen, welche den Leser in einer großen Ungewißheit lassen, ob der Verfasser an die Tugend glaubt oder

Erklärung von dem, was ihm das höchste Gut sey. Unverkennbar geht hervor, daß er sich hierüber noch im Schwanken befand, und dies beweist, daß er den Schlußstein des Gan=

---

nicht. Nicht nur trift seine Satyre oft den Heuchler auf eine solche Weise, daß der Streich zugleich auf den wahren Tugendhaften mitfällt. Seine Philosophie selbst scheinet oft mit einer bösfertigen Freude sich mit Beobachtungen groß zu machen, die, wenn sie so richtig oder so allgemein richtig wären, als sie zuverläßig ausgesprochen sind, die Tugend leicht zu einem Schattenbilde machen würden. Gesezt was W. von dem Charakter Dions sagt, sey alles historisch wahr, würde sein einziges Beispiel beweisen, „daß die Philosophie ordentlicher Weise uns nur die Fehler vermeiden machet, zu denen wir keine Anlage haben, und uns nur in solchen Tugenden befestiget, zu denen wir ohnehin geneigt sind"? Man vergesse nur nicht, daß von der ersten Ausgabe die Rede ist, wo wir auch jene Selbstbetrachtungen Agathons während seiner Gefangenschaft zu Syrakus, welche die neueste Ausgabe hat, nebst allem was unmittelbar daraus folgt, nicht finden.

zen, jenes merkwürdige Gespräch mit Archytas, das in der neuesten Ausgabe hinzugefügt ward, damals noch nicht anbringen konte. Eben so wenig entschieden ist er noch über die Philosophie, zu welcher er sich bekennen soll, und befand sich wahrscheinlich in dem Zustande jenes bescheidenen Skepticismus, welchen Archytas selbst an Agathon billigte (3, 216.), nur nicht in jener gänzlichen Ungewißheit des Geistes, die durch Unentschlossenheit und Mutlosigkeit des Willens für die Ruhe und Glückseligkeit unsers Lebens so gefährlich wird, daß der Zustand des bezaubertsten Enthusiasten dem Zustand eines solchen Weisen vorzuziehen scheinet, der, aus lauter Furcht zu irren, sich endlich gar nichts mehr zu bejahen oder zu verneinen getraut. — Der allgemeine Menschensinn, dieses am wenigsten betrügliche Gefühl des Wahren und Guten, und dieses innigste Bewußtseyn dessen, was recht und also Pflicht für vernünftige Wesen ist, welches die Natur allen

Menschen zugeteilt hat, können uns am besten sagen, woran wir uns halten sollen; und dahin müssen, früher oder später, die größten Geister zurückkommen, wenn sie nicht das Schicksal haben wollen, wie die Taube des Altvaters Noah, allenthalben herum zu flattern und nirgends Ruhe zu finden." Solcher Ueberzeugung gemäß tat er einige entscheidende Schritte, wiewol noch nicht zum Ziele, doch vorwärts. Er entfernte sich eben so von Platons überschwenglichen Idealen als von der Theorie der Liebe, die man diesem Weisen untergeschoben hat. Sokrates blieb sein Muster, aber nicht mehr Platons sophistischer, schwärmerischer und auf Aristophanischen Wolken in übersinlichen Welten herumschwebender, sondern der wahre Sokrates, der sittlich liebenswürdige, welcher Sinn für alles Schöne hatte, und nichts weniger als ein Feind und Störer geselliger Ergözlichkeiten war, die mit Geschmack und Anständigkeit nicht unverträglich sind. Einer solchen Erkentniß des Sokrates folgte bald

und mußte folgen eine größere Annäherung an Aristipp, als an denjenigen Philosophen, der „das Vergnügen und die Tugend aus dem nämlichen Grunde liebte, weil er das Schöne liebte.“ (3, 19.)

Die Resultate, die Agathon-Wieland aus allen seinen Beobachtungen und Untersuchungen gewann, waren diese: daß die Menschen im Durchschnitt zwar sind, wie Hippias sie schildert, aber seyn sollten, wie Archytas durch sein Beispiel lehrt; daß ihre Güte abhängig von ihrer Weisheit, und also wahre Aufklärung zu moralischer Besserung das einzige Mittel sey: daß die Religion, in Aberglauben gehüllt, gemißbraucht werde, die Religion mithin nicht ohne Tugend seyn solle; daß nur eine aus den Grundlehren der reinsten Religion und Moral abgeleitete Gesezgebung, und eine durch dieselbe veranstaltete Erziehung den tierischen Trieb zu gesezloser Willkür in den Menschen bändigen könne; daß die Künste, wenn sie ihre Rich-

tung von der Weisheit erhalten, die Menschheit verschönern, entwickeln, veredeln; kurz:— „daß der Mensch auf der einen Seite den Tieren des Feldes, auf der andern der Gottheit selbst verwandt, zwar eben so unfähig sey, ein bloßes Tier als ein bloßer Geist zu seyn: aber, daß er nur alsdann seiner Natur gemäß lebe, wennn er immer empor steige; daß jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erstiegen hat, seine Glückseligkeit erhöhe; daß Weisheit und Tugend allezeit das richtige Maas sowol der öffentlichen als der Privat-Glückseligkeit unter den Menschen gewesen; und daß diese einzige Erfahrungswahrheit, welche kein Zweifler zu entkräften fähig ist, alle Trugschlüsse der Hippiasse zerstäube, und die Theorie der Lebensweisheit des Archytas unerschütterlich befestige." (3, 423.)

Einige bleibende Eindrücke, die von keiner Zeit wieder im Gemüt des Dichters vertilgt werden konten, waren die Folge dieser Untersuchungen und Ueberzeugungen. Es sezte sich

bei ihm ein gewisses Mistrauen gegen die menschlichen, ganz besonders aber gegen die übermenschlichen Tugenden fest, und ihm schien, daß überspante Tugend von jeher dem menschlichen Geschlechte wenig geholfen habe. Nicht mehr ein schwärmerischer Bewunderer der heroischen Tugend, weil es ein widersinniges und vergebliches Unternehmen sey, sich besser machen zu wollen, als uns die Natur zu seyn gestatte, oder auf Unkosten des halben Teils unsres Wesens nach einer Art von Vollkommenheit zu trachten, die mit der Anlage desselben im Widerspruch steht, begab er sich zugleich aller der theologischen und philosophischen Systeme, die zwar unschädlicher als das System des Wollüstlings, aber der menschlichen Gesellschaft eben so unnüzlich seyen. Auf ein fruchtbares, praktisches System war sein Sinn gerichtet, welches die menschliche Natur veredelt, ohne sie aufzublähen, und ihr Aussichten in bess.re Welten eröfnet, ohne sie fremd und unbrauchbar in der gegenwärtigen

zu machen; auf ein System, „das durch das Erhabenste und Beste, was wir von Gott, von der Welt, und von unserer eigenen Natur und Bestimmung zu denken fähig sind, unsre Leidenschaften reiniget, unsre Gesinnungen verschönert, und (was das wichtigste ist) uns von der tyrannischen Herrschaft dieser pöbelhaften Begriffe befreiet, welche die Sele verunstalten, sie klein, niederträchtig, furchtsam, falsch und sklavenmäßig machen, jede edle Neigung, jeden großen Gedanken abschrecken und ersticken, und doch darum nicht weniger von politischen und religiösen Demagogen unter dem größten Teile des menschlichen Geschlechts (aus Absichten, woraus diese Herren billig ein Geheimniß machen) eifrigst unterhalten werden.“ (3, 191.) Damals zwar lag es nur noch als Embryo in seinem Geiste dieses System; allein genug daß ihm Ziel und Richtung bestimt waren.

Auf solche Weise nun hatte Wieland mit dem Geiste der Zeit sich ausgeglichen, sich mit

sich selbst verständigt und in sich selbst beruhigt, und nicht als ein üppiger Jüngling, den die Frivolität des Zeitgeistes angesteckt hat, erscheint er, sondern als ein würdiger Mann, der mit dem Ernstesten nicht leichtsinnig umgeht, der nur aus Ueberzeugung nachgibt da, wo das Recht nicht auf seiner Seite ist, aber fest und unerschütterlich beharret, wo der Gegner mit Unrecht ihm etwas ablisten oder abtrozen will.

Vielleicht dünkt manchem unbegreiflich, wie er denn nun auf den Gedanken habe kommen können, daß sein Agathon Aergerniß geben, und seine nachfolgenden, in diesem Geiste geschriebenen, Werke einer Apologie bedürfen würden. Glücklicher Weise helfen die Recensenten jener Zeit uns aus der Verlegenheit, indem sie „eine bisweilen sehr weit gehende Schlüpfrigkeit der Ausdrücke und Gemälde“ besonders tadeln, und besorgen, daß die ganze Geschichte des Zeitpunktes, wo Agathon in den Armen der schönen Danae — nicht plato-

nisirt, eher dienen möchte die Köpfe junger Leute zu verwirren, als die Natur der Liebe in ihr wahres Licht zu sezen. Daß dieses Leztere Wielands Absicht gar nicht habe seyn können, springt so sehr in die Augen, daß jedes Wort darüber ein Wort zu viel wäre: was indeß den ersten Vorwurf betrift, so ist nicht zu leugnen, daß der Dichter selbst ihn befürchtete, wenn man anders befürchten kann, was man voraussieht, zu vermeiden in seiner Gewalt hat, und doch absichtlich nicht vermeidet. Wieland selbst erkante und gestand, daß gewisse seiner Darstellungen Aergerniß geben könten, unterdrückte sie aber dennoch nicht, ungeachtet er den Vorzug, welchen die bescheidne Zurückhaltung des jungfräulichen Virgil vor dem zaumlosen Mutwillen vieler Franzosen verdiene, sehr gut kante und schäzte. Beträfe dieser Vorwurf blos den Agathon, so wäre nichts leichter als den Dichter von ihm zu reinigen, indem der Zweck dieser moralischen Dichtung ihm die Schilderung auch solcher Sce-

nen unvermeidlich machte, die allerdings irgend ein junger Taugenichts so zu seinen Gunsten misbrauchen konte, wie Chärea bei Terenz eine ähnliche. Wer könte den Dichter verantwortlich machen für den Misbrauch solch eines Unbesonnenen? Indeß trift der Vorwurf keineswegs den Agathon allein, sondern ziemlich alle gleichzeitigen und nachfolgenden Dichtungen Wielands, über die gar oft in dieser Beziehung, und zwar nicht etwa blos von Frömlern und Unpoetischen, der Stab gebrochen wurde. Selbst Schiller, wo er die verführerischen Gemälde eines Ovid, Crebillon, Voltaire, Marmontel, Laclos u. A. für einer Entschuldigung durchaus unfähig erklärt, hat auf die Frage, ob es mit den Produkten unsers anmutigsten und geistreichsten Dichters, seine Meisterstücke nicht ausgenommen, nicht derselbe Fall sey, — keine Antwort. „Indeß," fährt er fort *), „wenn ich den unsterblichen Ver=

*) Ueber naive und sentimentale Dichtung in den Kl. pros. Schr. Bd. 2. S. 125 fgg.

fasser des Agathon, Oberon u. s. w. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Kritiker vor kurzem zu sagen erlaubte); der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naiven und genialen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Sele mit unverkenbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen notwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, foderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurteilung

schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowol als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusezen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowol als seines Lesers zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt, — dies ist es, was ich bezweifle, und worüber ich gern ein verständiges Urteil hören möchte.“

Ob Schillers Zweifel hinlänglich begründet sey, werden wir sehen, denn wer eine Charakteristik Wielands versucht, und nicht gleichgiltig über Recht und Unrecht ist, kann sich von jenem Urteil nicht lossagen. Wenn, wie ausdrücklich gesagt ist, unsern Wieland nicht Frivolität, nicht eigne unkeusche Empfindung zu Schilderungen dieser Art vermochte, wenn er

sie aber auch nicht in sorgloser Unbewußtheit ihrer Wirkungen entwarf, sondern vielmehr den Anstoß, den man an ihnen nehmen würde, recht gut kante und voraussah; so kehrt hier die schon aufgeworfene Frage wieder, aus welchen Beweggründen er sie nicht vermieden habe.

Auf den Gesichtspunkt, aus welchem Wieland die Liebe betrachtete, komt hier alles an. Agathon hat uns gezeigt, daß sein Urheber, der sich nicht selten über Neulinge und Kenner in diesem Fache vernehmen läßt, gegen ehemals ziemlich veränderte Ansichten von ihr gewonnen hatte, jedoch keine andern als denen zufolge die sogenanten Kenner ihm vielleicht seinen Standpunkt zwischen den Neulingen und Kennern angewiesen hätten. Wahrscheinlich würden sie, und nicht etwa blos die Klasse, welche nur jene Liebe kent, die nach Fieldings Ausdruck ein wohlzubereiteter Rostbeef einem Menschen von gutem Appetit einflößt, ihm gesagt haben: Es ist wahr, du erkenst es als ein unrichtiges Vorurteil, daß die Tugend eine

erklärte Feindin der Göttin von Cythere seyn müsse; du gestehst, daß die intelligible Schönheit keine Leidenschaft erwecke; daß die Tugend selbst, wenn sie in sichtbarer Gestalt Liebe einflößen wolte, auf die blendende Weiße und den reizenden Contour eines schönen Busens wol auch mit zu rechnen habe; du siehst ein, daß gewissen Umständen nicht zu widerstehen sey *):

*) In dieser Beziehung ist eine Stelle im Agathon (B. 5. K. 7.) merkwürdig, die in der neuesten Ausgabe nicht mehr steht. Da, wo von dem aufhörenden Widerstand Agathons gegen die Reize der schönen Schläferin die Rede ist, hieß es in den älteren Ausgaben: „Wagen wir zu viel, wenn wir einen solchen Widerstand in seinen Umständen für unmöglich erklären, nachdem er einem Agathon unmöglich gewesen ist?" Daß die Frage den Ausspruch nicht in ein Problem verwandeln, sondern nur das Auffallende der Wendung mildern solte, gesteht der Dichter selbst, der das doppelt Irrige dieses Sazes späterhin vollkommen einsah und selbst bekante. Mir scheint dies eben so natürlich, als daß es eine Zeit gab, wo er das Irrige davon nicht einsah.

allein spielt dir nicht, was du platonische Liebe zu nennen beliebst, unaufhörlich einen Streich? Fürchtest du dich nicht, obschon mitten in Griechenland, als echter Nordländer, vor etwas Unbestimtem, weil du es Wollust nennest? Dir fehlt noch Erfahrung einer gewissen Art, welche zu machen du zwar in gewissen Augenblicken lüstern gewesen seyn magst, aber aus Blödigkeit nie gemacht hast; und darum neigst du unaufhörlich wieder zu deinem Platonismus, bist weit mehr Neuling, als du dir selbst einbildest, und wirst dich von deiner Phantasie noch so lange — nasführen lassen, bis du auch hier die Dinge siehst, wie sie sind.

Die Erfahrung, von welcher jene Herren sprachen, stand aber Wielanden um eben jene Zeit bevor, denn in dem Jahre 1765 vermälte er sich mit einer edlen Augsburgerin, einer Tochter des Kaufmanns Hillenbrandt, die, obschon keine blendende Schönheit und nichts weniger als ein weiblicher bel esprit, doch Reiz

und Liebenswürdigkeit genug besaß, den Dichter seiner idealen Mädchen vergessen zu machen. Er liebte seine junge Gattin mit dem ganzen Feuer eines unschuldigen Jünglings und aller Zärtlichkeit seines liebevollen Herzens. War's ein Wunder, daß seine Phantasie nun auch solche Scenen, die er bisher nur aus Dichtern gekant, ihm häufiger vergegenwärtigte, und er in Darstellung derselben mit einem Feuer und einer Liebe malte, wie sie nur einem solchen Zustand eigen zu seyn pflegen? Brauche ich aber mehr zu sagen, als daß Idris und Zenide, dieses Werk einer italienischen Einbildungskraft, eine Frucht der Rosenmonde des ersten Jahres seiner Ehe war, und daß es nur darum unvollendet blieb, weil eine unglückliche Entbindung seiner Gattin ihm alle Freude daran vernichtet hatte?

Ein Mann von Wielands Art, der die vollkommenste Wahrheit sagte, als er von sich bekante, „daß er weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre,

über die Laster, zu denen der tierische Teil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, Betrachtungen zu machen,“ und der „über die Keuschheit in und außer der ehelichen Verbindung so orthodox war als irgend ein Prediger“ *), konte jene Erfahrung nur auf dem gesezmäßigen Wege machen, und berechtigt jene Kenner vielleicht zu einem Lächeln; wenn sie hören, daß er auch nur diese einzige gemacht hat. Uns Andern würde er dadurch zu der Frage nach der Individualität seiner Gattin berechtigen, wenn eine solche Frage nicht so indiskret als undelikat scheinen könte. Wohlbedächtig aber sage ich s c h e i n e n, denn wie es eigentlich für den Arzt keine Indiskrezion gibt, so muß auch der Selenforscher öfters über Rücksichten sich hinwegsezen, die in den Verhältnissen des Umgangs allerdings Achtung verdienen, und nur sehr zart berührt seyn wollen.

*) S. Unterredung mit dem Pfarrer von —. Sämtl. Schr. Bd. . . S. . .

Wie weit ich daher auch entfernt bin, mit vorwizigen oder unverschämtem Blick in die heiligen Mysterien eines ehelichen Lebens eindringen, wie noch weit entfernter, insgeheim oder öffentlich davon sprechen zu wollen, so habe ich mir doch nie verhehlen können, — und hoffe dabei die Zustimmung jedes Selenforschers, — daß über den Dichter Wieland kein reines Urteil gefällt werden könne, ohne hier der Gefahr einer kleinen Indiskrezion sich auszusezen. Glücklicher Weise ist, was ich zu sagen habe, von der Art, daß es keiner Entschuldigung darüber bedürfen wird. Nur einige Züge von Wielands Gattin, und ein jeder entwerfe sich selbst das vollständige Gemälde.

Mir scheint, man könne nichts Rühmlicheres von ihr sagen, als was Wieland selbst von ihr gerühmt hat. „Nein," sagt er zu dem besorgten Pfarrer, „ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komischen Erzählungen, so wenig als die dialogos Meretricios des Lucian oder den goldenen Esel des Apulejus

zu lesen geben: Aber ich werde sie auch — mit Hilfe einer Mutter, deren bloses Beispiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist, so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa durch irgend einen Zufall, eins der genanten Büchlein in die Hände fallen solte." Die würdige Frau vereinigte also innere mit äußerer Liebenswürdigkeit, und Wieland hatte Ursache, da, wo er liebte, auch hochzuachten. Die Gattin befand sich mit dem Gatten in demselben Falle, ja man könte sagen, daß sie für ihn eine Art Ehrerbietung fühlte, da sie es bis ans Ende ihres Lebens nicht über sich gewinnen konte, das vertrauliche Du, womit er sie anredete, ihm zu erwiedern. Ob die Kenner hieraus einen Schluß auf ein minder feuriges Temperament ziehen dürften, weiß ich nicht, urteile aber selbst aus einer Anekdote, daß sie sich nicht geirrt haben würden. Böttiger ist mein Gewährsmann. „Ich ging," erzählt er, „sogleich nach Wielands Ankunft zu ihm in den

Gasthof, wo er diesmal abgetreten war. Es war stürmisches Wetter, als ich eintrat. Der gute Alte konte bei gewissen kleinen Fehlschlagungen mit der ihm eignen hohen Reizbarkeit leicht in Harnisch gebracht werden. Man hatte vergessen, ihm die neuen schwarzen Tuchstiefeln, in welchen er in spätern Jahren bei Hof und in der Stadt, vor Kaisern und Königen zu erscheinen pflegte, mit einzupacken. In solchen Fällen pflegte er mit einem, ihm sonst nicht gewöhnlichen, Wortfluß, und mit wahrer Genialität im Ausdruck, sein Unglück, mit lauter Blokheads umringt zu seyn, recht pathetisch zu bejammern. Nie widersprach bei dergleichen Aufwallungen seine ihn zärtlich liebende, und daher auch dergleichen Ausbrüche liebevoll entschuldigende Gattin. Nach wenig Minuten sah der kindlich gute Mann selbst die Unstatthaftigkeit seiner Klagen, und das Misverhältniß derselben zur Kleinigkeit, die seinen Unmut gereizt hatte, vollkommen ein, und machte sich nun selbst die bittersten Vorwürfe, daß er solchen

Lärm um einen Eierkuchen gemacht, oder, wie er wol auch zu sagen pflegte, um pure Ziegenwolle sich so ereifert habe. Gewöhnlich ergoß er sich dann wegen der Engelgüte seiner Gattin in die lautesten Lobsprüche, und sie benuzte dergleichen Augenblicke nicht selten, um seine Einwilligung für diese oder jene Ausgabe oder Einrichtung zu erhalten *)."

In dem Verhältniß zu dieser liebens- und achtungswürdigen, so biedern als klugen, Gattin waren Wielanden die Elemente zu einer glücklichen Ehe gegeben, wofern Rousseau Recht hat, daß dazu ein Ehemann als glücklicher, aber ehrerbietiger Liebender gehöre. Jener gesezmäßigen Entfernung der spartanischen Eheleute, um ihre Herzen desto wärmer für einander zu erhalten, bedurfte es hier nicht; jene kleine Schwärmerei, welche von allzuheftigem Feuer verzehrt wird, und ohne welche an

*) Friedrich Schlegels deutsches Museum 1813. Julius. S. 16 fg.

die Stelle der Liebe satter Ueberdruß tritt, konte sich also nicht verlieren, und so dauerte zugleich die anfängliche Wärme und Innigkeit des Herzens aus, und mit ihr „die namenlose Empfindung, die es allein ist, was den wahren Liebhaber von dem Satyr unterscheidet, und was eine Art von sittlicher Grazie sogar über dasjenige ausbreitet, was bei diesem nur das Werk des Instinkts oder eines animalischen Hungers ist.“ (Agathon Bd. 1. S. 260.) Schwerlich würde er auch sonst im zehnten Jahre seines ehelichen Lebens ein Gemälde von der Liebe entworfen haben, wie dieses:

„Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?“
Ja wol! was wär' auch unterm Mond
Wol mehr der Rede werth als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
Was anders ist's als Liebe und Liebe
Was überall atmet, wirkt und webt,
Und alles bildet, alles belebt?
Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe

Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang
Der Gleich an Gleiches drückt? Wie bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beim andern? — Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Rafael seine Galatee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh
Der Menschensele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns? — Doch stille, Gesang!
Verleze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Schauen
Von diesem Geheimniß empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben; atmen
In reinen Lüften mit freier Brust,
Und sehen was ist mit unbefangnen
Augen, und hören Götterstimmen,
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der alles bewegenden Räder,
Und fürchten nichts! und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroster,

Die ewigen Wogen der Zeit hinab! —
Nichts mehr! Ich schweige! — da wackeln Ohren
Die nicht verstehn. —
Nun, wieder dahin
Zu kommen, wovon wir uns verloren, —
Brüder und Schwestern, die Hand ans Kinn,
Und fragt euch: Ist es nicht die Liebe,
Der ihr in dieser Zeitlichkeit
Die besten Minuten schuldig seyd?
Und floß mitunter auch manche trübe,
Seyd billig! Zieht mir von der Liebe
Das alles was nicht Liebe ist
Rein ab, und dann sprecht was ihr wißt!

„Ja, sagt ihr, zwischen Lieb' und Liebe
Ist doch ein mächtiger Unterschied!
Wie viele Thorheit, Eitelkeit
Und Selbstbetrug mischt sich mitunter?
Wie oft ist sie des Lasters Zunder?
Der Lüste Sclavin, und" —
Haltet ein!
Verdorben Gefäß, wir wissen's alle,
Verfälscht den reinsten besten Wein:
Allein, wer schmält in solchem Falle
Auf seinen Wein? Und würd' er Gift,

Glaubt ihr, ihn würden drum die Weisen
Aus ihrer Republik verweisen?
Was eure übrigen Klagen betrift,
So sagt: was haben Dunkel und Helle
Jedes für sich denn wol gemein?
Kann eine Feindschaft größer seyn?
Und doch, vermischt, sind sie die Quelle
Der ganzen Magie der Malerin
Natur! — Weh dem, der keinen Sinn
Für dies empfing! —

Schon hieraus kõnte man vermuten, was die neue Erfahrung dem Dichter gelehrt hat. Doch wozu Vermutungen, da wir sein eignes unumwundenes Geständniß haben! Er selbst ruft Psychen zu:

Glaubst du, der hohe Wonnestand
Der ersten Schwärmerei, er werde dauern können?
Wie gerne wollt' ich dir den süßen Irrtum gönnen!
Doch, leben wir nicht unterm Mond?
Was bleibt vom Loos der Sterblichkeit verschont?
Im Zauberlande der Ideen,
Da gäb' ichs zu! allein in unsrer Welt,
In dieser Werktagswelt, wo blos vom langen Stehen

Selbst der Koloß von Rhodus endlich fällt,
Wird, glaube mir, so lange sie noch hält,
Nichts Unvergängliches gesehen.
Da hilft kein Reiz, kein Talisman!
Der Zauber löst sich auf! — Wir essen
(verschlingen oft, und tun nicht wohl daran)
Die süße Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterstands, dem magischen Vergessen
Der Menschheit, werden uns die Augen aufgetan.
So wie die Sele sich — dem Leibe
Zu nahe macht, weg ist die Zauberei!
Die Göttin sinkt herab zum Weibe,
Der Halbgott wird — ein Mann. Doch, Psyche, wenn dabei
Die, so am meisten wagt, am wenigsten verlöre:
Verdiente sie den Grazien zur Ehre,
Nicht ein Kapellchen in Cythere?

Dir, Schwesterchen, und deinem künftgen Mann,
Begünstigt wie ihr seyd von Grazien und Musen,
Steht ganz gewiß die schöne Menschheit an,
Zu welcher, wie das Nektarräuschgen schwindet,
Die Göttin unvermerkt sich abgeschattet findet.

Auf eben diesen Punkt mußte Wieland gekommen seyn, wenn er völlig einig mit sich werden solte. Seine ganzen theologischen, metaphysischen und moralischen Ansichten hingen so genau mit diesem Punkte zusammen, daß höchst wahrscheinlich alle Wirkungen des Zeitgeistes, alle Einreden der Philosophen und alle Beispiele des Lebens ohne Macht auf ihn geblieben wären, wenn nicht eben diese Erfahrung ihm die Augen geöfnet, und die Abhängigkeit gewisser Schwärmereien und Uebertreibungen von dem Geiste der — Nerven bis zum Augenschein bewiesen hätte. Je ängstlich besorgter er gewesen war, der Sinnlichkeit nicht zu unterliegen, desto größere Qual bereiteten ihm die Anfechtungen derselben, und in mancher stummen Mitternacht rissen die Nachwehen in seinem Herzen alles wieder zusammen, was die Theorien der Philosophen darin angebaut hatten. Die Vernunft als Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit und die durch sie zum Idealen sich erhebende vergeistigende Phantasie

war so stark nicht gewesen, seinem Herzen den Glauben an jene Philosophen eher zu geben als bis — die Natur dazwischen getreten war, und ihm die Erfahrung aufgedrungen hatte, daß, wenn nirgend, so doch in der Liebe zwischen der höchsten geistigen Entzücktheit und dem, was die Natur für ihren irdischen Zweck fodert, ein sehr inniger Zusammenhang Statt finde. Mit Erstaunen bemerkte er, daß das Gefühl ihn eben so mistrauisch gegen übermenschliche Liebe mache, als die Ueberzeugung des Verstandes ihn gegen übermenschliche Tugend mistrauisch gemacht hätte. Aber auch hier wollte er vor sich selbst gerechtfertigt seyn. Drei Arten von Liebe hatte er aus Erfahrung kennen gelernt, die Platonische Selenliebe, die sittliche des Herzens und die sinnliche des Triebes, und er wollte wissen, wie es um jede stehe, wie sie in einander überspielen, wessen man von jeglicher sich zu versehen habe, und wie man sich selbst wol gegen sie verhalten müsse. Gesezt nun, es wäre ihm hiebei er-

gangen wie seinem Agathon, als er die schöne Danae unschuldig finden wollte, daß „jene zauberischen Scenen von Liebe und Wonne, durch die in seiner Sele vorgegangene Revoluzion, ungleich weniger von ihrem Reiz verloren hatten, als die abgezogenern und blos intellektualen Gegenstände seines ehemaligen Enthusiasmus" (3, 203.); so würde doch immer die Freiheit und Heiterkeit des Geistes, in seinen Umständen diese Gegenstände der Betrachtung zu unterwerfen, ein günstiges Zeugniß für den tiefen Ernst seiner Sele und die Gewissenhaftigkeit seines Herzens ablegen.

Je mehr er seine Betrachtung fortsezte, je mehr gewann er die Ueberzeugung von dem, was kein Moralist bestimter ausgesprochen hat als Pörschke. „Der halbgebildete Mensch, sagt er, kann noch sehr phantastisch in der Liebe seyn; er kleidet sie in Freundschaft und Wohlwollen, als ob er den so allgemein bekanten physischen Zweck der Liebe vor sich und andern verbergen wollte; er schwärmt nur von

Selenvereinigung und Platonismus. Schwärmerei, die doch immer eine Unwahrheit enthält, kann wol hie und da Nuzen stiften, darf aber nicht zum Muster empfolen werden. Die Geister lieben nicht, so oft man es sagen mag; Gefühle sind Veränderungen, die nur in der Körperwelt sind. Bei näherer Untersuchung ist der so gerühmte geistige Platonismus ein im Hinterhalte lauernder grober Materialismus, wo die Geschlechtsneigung sich frühe oder derb genug verräth. Selenschönheit des Geliebten wird dem edel Liebenden unendlich mehr als alle körperlichen Reize gelten, die nur durch jene ihre Macht über ihn ausüben. Doch vor Selbsttäuschung muß die gerecht richtende Weisheit warnen *)."

Wäre Wieland selbst in keinem so hohen Grad in dieser Selbsttäuschung befangen gewesen, so würde er sehr wahrscheinlich mit minderem Eifer an deren Zerstörung bei sich und an-

*) Einleitung in die Moral. Libau 1797. S. 322 fg.

deren gearbeitet haben; jezt aber schien ihm kaum irgend etwas angelegener als dies. Der Hausdialekt des Selbstgesprächs that hier vornehmlich seine guten Dienste, und gewiß ist er von keinem ehrlicher gesprochen worden als von Wieland, dem es gar nicht einmal einfiel, da, wo es galt den Menschen in seiner Naktheit zu erkennen, seine Persönlichkeit mit einer Würde zu umschleiern, die doch nur statt einer Maske gedient haben würde. Je gewissenhafter er aber der Aufrichtigkeit bei seiner Selbstprüfung getreu blieb, desto öfter ertappte er sein eignes Herz auf allerhand Sophistereien, desto genauer sah er, wie und wo die Neigung seine Vernunft bestochen oder eingeschläfert, und wie die Sinnlichkeit ihm kleine Streiche gespielt hatte, wo er es am wenigsten vermutet. Bei dieser Gelegenheit wurde er Meister in der Kunst, die Schleichwege des menschlichen Herzens zu entblößen, und alle Neigungen und Leidenschaften in ihren verborgensten Schlupfwinkeln aufzuspüren. In gleichem Maase, als er sich selbst

genauer kennen lernte, wuchs auch seine natürliche Gabe in den Selen zu lesen, die durch die Aufmerksamkeit, womit er die Menschen und das Leben in dieser Beziehung sorgfältiger betrachtete, immer geschärfter wurde. Je mehr er nun aber Erfahrung und Geschichte zu Hilfe nahm, desto einleuchtender und auffallender wurde ihm das für das Leben Gefährliche und die Tugend Nachteilige der Sinnlichkeit, wenn sie sich vermißt, gegen die an sich unschuldigen Foderungen der Natur anstrebend, bald mit der Moral, bald mit der Religion selbst — unter der Decke zu spielen. Entweder geschah es mit bloßer Verbergung der Befriedigung des Triebes, wo dann Heuchelei, Scheinheiligkeit und Prüderie zum Vorschein kamen, oder mit Verleugnung und Unterdrückung der Sinnlichkeit als etwas Sündhaftem, und dann wurden Geilheit, Brunst und Wollüstigkeit nur um so mehr befördert, und führten entweder auf dem geradesten Wege zu Hypochondrie, Melancholie, Verzweiflung und

Selbstmord, oder auf einem Umwege zu Wahnsinn, der bald mystisch mit der Gottheit selbst eine frevelhafte Buhlerei trieb, bald fanatisch in selbstentmannende Wut ausartete, wenn er nicht befriedigender fand, durch Geißelungen und Zerfleischungen selbst wollüstige Gefühle zu unterhalten — zur Ehre der Gottheit. Wer je das Leben der Anachoreten und der Mönche und Nonnen aller Nazionen, und vielleicht der größten Anzahl religiöser Schwärmer mit psychologischem Blicke betrachtet hat, dem können alle diese scheußlichen Ausgeburten der Unnatur und einer von der Wollüstigkeit angeregten schwärmenden Einbildungskraft nicht fremd seyn.

Kann es Tadel verdienen, wenn unser Dichter, um so gefährlichen Entartungen der Natur, zu denen er selbst die Versuchungen oft qualvoll genug gefühlt hatte, vorzubeugen, die Sinnlichkeit in ihre wahren Rechte einzusezen versuchte? Wenn er den vermeinten Halbgöttern, die sich mit der Apathie der

Stoa brüsten, oder nur in das Urschöne sich versenken wollen, zuruft:

Ihr mächtigen Besieger
Der Menschlichkeit, die ihr dem Sternenfeld
Euch nähe glaubt, — das Herz ist ein Betrüger!
Erkennet euer Bild in Fanias und bebt!
Der Weise, der so kühn sich zum Olymp erhebt,
Der schon so hoch empor gestiegen,
Daß er (wie Sancho dort auf Magellonens Pferd)
Die purpurnen und himmelblauen Ziegen
Des Himmels grasen sieht, die Sphären singen hört,
Und aus der Glut, die sein Gehirn verzehrt,
Des Feuerhimmels Nähe schließet,
Ihn, der nichts Sterblich's mehr mit seinem Blick beehrt,
Den stolzen Gast des Aethers, schießet
Musarion mit einem — Blick herab.
Doch freilich war's ein Blick, nur jenem zu vergleichen,
Den Koypel seinem Amor gab;
Der, euer Herz gewisser zu beschleichen,
Euch schalkhaft warnt, als sprach er: Seht ihr mich?
Ihr denkt, ich sey ein Kind voll süßer Unschuld, ich?
Verlaßt euch drauf! Seht ihr an meiner Seite
Den Köcher hier? Wenn euch zu raten ist,
So flieht! — Und doch, was hilft die kleine Frist?

Es sey nun morgen oder heute,
Ihr habt ein Herz, und das ist meine Beute!

War aber Wielands Absicht allerdings, die Sinnlichkeit in ihre wahren Rechte einzusezen, und erkante und gestand er gleich, daß auch die Vergnügen der Sinnlichkeit wahre Vergnügen seyen; so war er doch keineswegs gemeint, der sinnlichen Liebe vorzugsweise das Wort zu reden, denn er kante den Unterschied zwischen Begier und Liebe recht gut, und wußte, daß die Kur des Platonismus durch Cynismus nur aus der Scylla in die Charybdis führe. Wer der Sinnlichteit ihr Recht auf naturgemäße Befriedigung nicht abstreitet, und wol gar dafür zu kämpfen sich veranlaßt fühlen kann, will darum nicht auch alle ihre Anmaßungen begünstigen, und am allerwenigsten die auf Unschuld, Sittenreinheit und dauerndes Erdenglück. Entschieden vielmehr erklärte Wieland sich für die Liebe des Herzens, für sie, welche allein in den Zustand der schönen Menschheit

versezt, indem sie Geist und Sinn in ein wohltätiges Gleichgewicht bringt. In einem solchen fühlte Wieland in seiner damaligen Lage sich selbst, und wer erkennt nicht in der Schilderung von dem Zustande des Phanias seinen eigenen?

Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne,
Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch Musarion
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und bessers geben?
Die Weisheit nur, den ganzen Wert davon
Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,
Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!
Auch diese gab sie ihm. Sein Mentor war
Kein Cyniker mit ungekämtem Haar,
Kein runzlichter Kleanth, der, wenn die Flasche blinkt,
Wie Zeno spricht und wie Silenus trinkt.
Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite

Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räzelhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't,
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr spre-
chend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Diese Weisheit also war es, welche Wieland durch die Erfahrung, deren Mangel ihm die Kenner abmerkten, gewonnen hatte, und je glücklicher er sich selbst bei dieser Weisheit fühlte, desto größeren Reiz hatte es für ihn, auch Andere desselben Glücks teilhaftig zu ma-

chen. Viele Jahre lang trug er sich mit dem idealen Traumgesicht einer Art von allegorischer Naturgeschichte der Sele, die er in einem Gedicht Psyche betitelt, wozu des Apulejus bekante schöne Milesische Fabel den Anklang in seiner Sele gegeben hatte, niederlegen wolte. Unstreitig würden wir in diesem Gedicht seine ganze Theorie von der Liebe erhalten haben: allein da er nie jene besondere feine Stimmung des Gemüts, und jene äußere Ruhe und Muße fand, die ihm zur Ausführung und wirklichen Darstellung des ihm vorschwebenden Ideals notwendig waren; so sind nur wenige Bruchstücke davon auf uns gekommen. (Sämtl. Schr. Bd. 9. S. 279.) Indeß ist uns darum jene Theorie doch nicht vorenthalten worden, denn der dichtende Philosoph war dieses Stoffes zu voll, als sich nicht desselben zu entäußern. Zunächst suchte er mistrauisch zu machen gegen die Platonische Liebe, die ihn ja selbst „zum Narren von seinem Herzen gemacht," und in dieser Absicht schrieb er die kleine poetische Erzäh-

lung Aspasia (Bd. 9. S. 107—126.), die aber eigentlich auch ein Bruchstück aus seiner Psyche ist. Unmöglich kann man über seine Absicht sich deutlicher erklären, als der Dichter hier getan hat.

Der Mondschein hat dies eigen, wie uns däucht,
Er scheinet uns die Welt der Geister aufzuschließen:
Man fühlt sich federleicht,
Und glaubt in Luft dahin zu fließen;
Der Schlummer der Natur hält rings um uns herum
Aus Ehrfurcht alle Wesen stumm;
Und aus den Formen, die im zweifelhaften Schatten
Gar sonderbar sich mischen, wandeln, gatten,
Schafft unvermerkt der Geist sich ein Elysium.
Die Werktagswelt verschwindt. Ein wollustreiches Sehnen
Schwellt sanft das Herz. Befreit von irdischer Begier
Erhebt die Sele sich zum wesentlichen Schönen,
Und hohe Ahnungen entwickeln sich in ihr.

Es sey nun was ihr wollt, — denn hier es zu entscheiden
Ist nicht der Ort — es sey ein süßer Selbstbetrug,
Es sey Realität, es sey vermischt aus beiden,

Was diesen Selenstand so reizend macht; genug
Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht einem, der bei dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht Ort und Zeit
Und Er und Sie gar vielen Unterscheid.

Idris und Zemide würde, wenn wir alle zehn Gesänge, worauf es der Dichter angelegt, erhalten hätten, alle drei Arten von Liebe gegen einander in Kontrast gestellt, und die Irr- und Abwege der sinnlichen eben sowol als der Platonischen gezeigt haben, vielleicht — ohne daß es der Dichter anfangs selber beabsichtet hatte. Wie keine festen Regeln, so hatte er sich auch keinen bestimten Plan für diesen ersten Versuch eines romantischen Epos gemacht. „Ich bin — schrieb er an Geßner — sehr fest entschlossen, die ersten fünf Gesänge des Idris in künftiger Frühlingsmesse zu publiciren, um zu sehen, was die Teutschen zu ei-

nem Ding sagen werden, welches sie Mühe haben werden in eine Klasse zu bringen. Das Ganze wird in 10 Gesänge eingeschlossen seyn. Sie können aus den drei ersten Gesängen sich zwar keine Idee von dem Plan machen, aber dies ist auch das Wenigste bei einem Gedicht von dieser Art; es komt da lediglich auf die Erfindung, die Situazionen und die Schönheiten der Ausführung an.“ Wie sehr aber auch der Dichter sich dem mutwilligen Geiste Capriccio hingab, so hatte doch selbst dieser Geist

— ille sciens animos et pectora versans
Spiritus, a capreis montanis nomen adeptus,

nicht Gewalt genug über ihn, aus jenem Ideenkreis ihn herauszubringen, in welchen Geist und Herz und Phantasie nun einmal ihn gebannet hatten. Daß Idris der Repräsentant der Platonischen Liebe sey, beurkundet jeder Zug der Darstellung, und Itifall braucht wol nur seinen — Namen zu sagen, um als

Repräsentant der sinnlichen Liebe sogleich erkant zu werden. Wer ihn aber an dem Namen nicht erkennen solte, wird es doch unfehlbar an der Art, womit er gleich bei seinem ersten Auftreten sich ankündigt, als er den mit Ideen bewafneten Helden gegen einen Angrif der heißesten Sinnlichkeit im Kampf erblickt, und ihn anredet:

Was eurer Herrlichkeit in ihren Adern fleußt,
Ist wol kein Blut? — Verzeiht, ich rede dreist;
Allein ihr haltet nicht, was eure gute Miene
Die Kennerinnen hoffen heißt.
Sich aus dem schönsten Arm mit Abscheu loszureißen,
Kann euer Plato selbst, fürwahr! nicht Tugend heißen.

Ein Abenteuer fliehn, dem sich die Blödigkeit
Von jedem unversuchten Knaben
Gewachsen fühlt, ist einem Mann von Gaben
Und Mut, wie ihr, Herr Ritter, seyd,
Nicht zu verzeihn; es müßte denn der Neid
Von einer Zaubrerin die Hand im Spiele haben.
Wenn dieses ist, bedaur' ich euch von Herzen;
Die Menschlichkeit verbeut in solchem Fall zu scherzen.

Zum Ueberfluß hat der Dichter jeden dieser beiden, den ersten Ges. 1. Stanze 68—82, den andern Stanze 83—85 seine, von freilich sehr verschiedenartigen Erfahrungen abgezogene, Theorie vortragen lassen. Iris entrüstet sich sehr begreiflich über die des rohen Waldmannes und seine — bequemen Nymphen, und sagt unter anderm in dieser Entrüstung:

So trozt, von feilen Buhlerinnen
In den Geheimnissen von Paphos eingeweiht,
Der Gecken blödes Volk euch, Schönen, ungescheut,
Höhnt euren schönsten Reiz, die keusche Sittsamkeit,
Und prahlt, weil Lais wich, euch alle zu gewinnen.
Unzärtlich, stumpf an innern Sinnen,
Ist ihre Lieb' ein bloßes Fibernspiel,
Und ihre höchste Lust ein kizelndes Gefühl.

Der Kämpfer gegen die Platonische Liebe hat also doch keineswegs die Absicht, der sinnlichen Vorschub zu tun, und läßt uns keinen Zweifel, wohin er neige, indem er in Lila und Zerbin die Repräsentanten der Liebe des Herzens zwischen jene beiden in die Mitte

stellt. Man höre diesen Zerbin: (Ges. 5. Str. 17. 18.)

Wie, dacht' ich, müßt' ein Mädchen seyn,
Mir Aug' und Herz zugleich zu rühren?
Kann diesen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und ist ein Misgeschöpf ihm eine Venus? — Nein!
Ihn überwältigt blos ein Trieb, der allen Tieren
Gemein ist; jegliches nimt seines gleichen ein:
Der Pfau gefällt dem Pfau, die ungestalte Eule
Findt ihren Gatten schön, glaubt daß er lieblich heule.

Bin ich's allein, für den kein Wesen meiner Art,
Kein Gegenstand der unstillbaren Triebe,
Die ich in mir empfind', erschaffen ward?
In Luft und Flut seh' ich den Geist der Liebe,
Der alles, was sich fühlet, paart:
Vergaß mich die Natur, nur mich allein? wo bliebe
Ihr mütterlicher Sinn? Nein, nein! Mein Herz sagt Nein!
Es ahnet mir, mein Wunsch muß wirklich seyn.

Wer selbst einiges Ahnungsvermögen besizt, der kann nicht zweifelhaft bleiben, wohin der Dichter damit gezielt, und welche Absicht er

mit Idris selbst gehabt habe, sobald er einem vom Dichter selbst gegebenen Winke nachgeht (Ges. 2. Str. 101. fgg.).

Welch' ein geheimes Band verflicht
Das Schicksal dieses Paars mit meinen Abenteuern?
So, scheint es, frage stets sein staunendes Gesicht;
Bis, seiner Ungeduld zu steuern,
Zerbin den Becher füllt, und spricht:
Heil diesem Tag, — ihn soll mein Enkel feiern! —
Der uns den Helden finden ließ,
Den das Orakel uns so bald nicht hoffen hieß!

Von Schmerzen, die vielleicht unheilbar sind, zerrissen,
(Versezt der Paladin) was könte mir die Pein,
Wozu die Sterne mich verdammen, sonst versüßen,
Als meiner Freunde Glück beförderlich zu seyn?
Mein fühlend Herz macht ihr Vergnügen mein,
Allein was kann Zerbin in Lila's Armen missen?
Er, der geliebt sich sieht, und was er liebt genießt?
Was können Götter selbst für den, der glücklich ist?

Dem Glücke, das ihm lacht, den Unbestand verwehren,
Erwiedert ihm Zerbin.

Man sieht, Idris würde im Grunde dasselbe, nur auf andere Weise, ausgeführt haben, was der Dichter in seiner Psyche hatte ausführen wollen; Idris aber blieb, durch Schuld des Schicksals, ein Bruchstück wie Psyche. Jedoch auch jezo ließ der Dichter nicht ab, seinen Hauptgedanken durchzuführen, und immer neue Einkleidungen boten sich seiner blühenden Einbildungskraft dazu dar. Musarion (erschien zuerst 1768 und im folgenden Jahre schon eine neue Auflage) kündigte der Dichter selbst beim ersten Erscheinen als eine Philosophie der Grazien an. „Nur unter den Händen der Grazien," sagt er, (Grazien Bd. 5. S. 102.) „verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem moralischen Schönheitsmaas der Weisen, aufhört Weisheit und Tugend zu seyn. Dies war es, was Musarion ihren Schüler lehren wolte; und sagen

Sie mir, Danae, wie war es möglich, sie nicht zu verstehen?" Wir haben gesehen, daß durch Musarions Mund die Liebe selbst diese Philosophie lehrte. Die Liebe des Herzens ist es, die hier ins reinste Licht gestelt werden soll, ohne von der stoischen Apathie und pythagoräisch = platonischen Verzuckungen weiter verdunkelt werden zu können. Darum ruft Musarion dem Phanias zu:

Die hohe Schwärmerei taugt meiner Sele nicht,
Mein Element ist heitre sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht.
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen sezt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergözt.
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,
Und wird sich nur mit meinem Leben enden.

Man nehme dazu die folgende Stelle, um über des Dichters wahre Meinung jeden Zweifel gehoben zu finden.

Und ich, mein Herr, versezt sie, die so viel
Beweisen soll, bin ich, nach eurer Sittenlehre
Nicht auch befugt, daß ich Beweis begehre?
Und wie, wenn eure Glut ein bloßes Sinnenspiel,
Ein flüchtiger Geschmack, ein kleines Fieber wäre?
Wenn Phanias mich liebt, so räumt er, hoff' ich, ein
Daß ich, eh ich mich selbst verschenke,
Auf meine Sicherheit vorher ein wenig denke.
Bei Leuten von so warmem Blut
Ist diese Vorsicht wol nicht allzuweit getrieben.
Verzeihe, wenn sie dir ein wenig Unrecht tut;
Allein du selber willst, daß wir im Ernst uns lieben?
Sonst tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur:
Jezt, da er mich erhascht, ist's nicht mehr Zeit zum Lachen;
Es ist darum zu tun, daß wir uns glücklich machen,
Und nur vereinigt kann dies Weisheit und Natur.

Hatte der Dichter aber in Musarion die Liebe gegen übertriebene Schwärmereien in Schuz genommen, so suchte er auch gegen den rohen Trieb und den nur tierischen Geschlechtsgenuß ihre edleren Rechte zu behaupten, und stelte sie in seinen Grazien (erschienen zuerst

1770) in Kontrast gegen die Sinnlichkeit. Durch dieses und jenes aber stelte er sie in die Mitte, worin nach Aristoteles jegliche Tugend zwischen zwei Aeußersten, einem zu Viel und einem zu Wenig, sich befindet. Besonders an Dafnis und Fyllis hat der Dichter den Einfluß der Göttinnen der Anmut auf die Liebe gezeigt, die nun nicht mehr blose Geschlechtsneigung, sondern zugleich das höhere Vergnügen an der beselten menschlichen Anmut selbst war. „Noch niemals," sagt er (B. 4. S. 66.), „war eine Schäferin in Arkadien so reizend gewesen, und noch kein Schäfer hatte empfunden, was der Jüngling empfand, die feurigste Liebe von der zärtlichsten Ehrerbietung gefesselt. Unfähig, ihre liebenswürdige Schwachheit zu misbrauchen, schien er keine größere Wonne zu wünschen, noch zu kennen,

Als einen Blick, der ihm Gefühl gestand,
Und einen Kuß auf ihre schöne Hand.

Ich habe nicht nötig, Ihnen zu sagen, Danae, daß man so liebt, wenn die Grazien

mit Amorn die Herrschaft über unsre Herzen teilen.“

Um die Zeit, als Wieland mit all diesen Dichtungen beschäftigt war, erregte Tristram Shandy großes Aufsehen. Wieland fand dieses Werk in der Bibliothek des Grafen Stadion, und zu gleicher Zeit ein anderes humoristisches Gedicht unter dem Titel: the new Bath-Guide. Beide wirkten sehr lebhaft auf seine reizbare Phantasie, und der muntere Geist der Laune, der seit Idris von ihm gewichen schien, kehrte wieder. Da rief der Dichter aus:

Von irrenden Rittern und wandernden Schönen
Sing, komische Muse, in freier irrenden Tönen!
Den Helden sing, der lange die Welt Berg auf Berg ab
Durchzog, das Gegenbild von einer Schönen zu finden,
Die aus dem Reich der Ideen herab
Gestiegen war, sein junges Herz zu entzünden,
Und der, es desto gewisser zu finden,
Von einer zur andern sich unvermerkt allen ergab:
Bis endlich dem stillen Verdienst der wenig scheinbaren
Olinden

Das Wunder gelang, den Schwärmer in ihren Armen zu binden.

Wiewol aber der Sänger des Neuen Amadis (zuerst erschienen 1771.) seiner Laune den Zügel noch ungleich mehr schießen ließ, als der Sänger des Idris, und gerade in diesem Werke dem Geiste Capriccio alle möglichen Bewegungen, Wendungen und Sprünge humoristisch keck gestattete; so liegt doch im Wesentlichen dieselbe Idee zum Grunde, die bisher immer sein Gemüt und seine Phantasie beschäftigt hatte. Ich wenigstens finde des Dichters Absicht unverkenbar: zu zeigen, wie in einem schönen, gebildeten Jüngling eine innige Neigung zu einem körperlich häßlichen, aber an Geist und Herz schönem Mädchen entsprossen könne. Dasselbe Thema führte er als Greis noch einmal aus in seinem kleinen Roman Krates und Hipparchia, wo nur die Rollen vertauscht sind, indem hier ein schönes, gebildetes Mädchen die innere Wohlgestalt eines Mannes liebt, den die Natur von außen nicht

eben als ihren Günstling angekündigt hatte. Wenn in der Platonischen Liebe Psyche nach Amor sucht, so sucht umgekehrt in diesen Fällen Amor nach Psyche, und beide Fälle sind in Wahrheit gar sehr verschieden. Man sieht, der Dichter, mit seiner Theorie ins Reine, geht hiemit in die Kasuistik der Liebe ein, legt sich aber gleich das bedenklichste alle Probleme vor, dessen Auflösung seine Theorie von der edleren Liebe, die durch Sele, Geist und Gemüt sich bindet, bestätigen oder widerlegen muß. Er findet Bestätigung, denn — sagt er Ges. 18. Strophe 1. 2. —

So wahr es ist, daß Tugend, Verstand und andere Gaben
Des Geistes und Herzens, in einer schönen Gestalt
Mehr Reiz und raschere Allgewalt
Auf alle Herzen, sogar der rohesten Wilden, haben,
Als ohne äußern Schmuck blos durch den innern Gehalt:
So können wir doch getrost uns auf die Erfahrung beziehen,
Daß, wenn ein häßliches Mädchen es einmal so weit gebracht

Und sich durch geistige Schönheit, geheime Sympathien,
Durch Wiz und reizenden Umgang und unverwandtes Bemühen
Gefällig zu seyn, zur Dame von einem Herzen gemacht;
Daß dann die Leidenschaft, worin wir für sie glühen,
Das Stärkste ist, was man sich denken kann.
In diesem Falle befand sich der biedre Rittersmann
Prinz Amadis. Er fühlte, im ganzen Ernst, für Olinden,
Was seine Hoheit noch nie für ein weibliches Wesen gefühlt,
Was schöne Selen nur für schöne Selen empfinden,
Und was sie um so mehr für wahre Liebe hielt,
Da sie zu fromm, und vielleicht (aus ihr bekanten Gründen)
Zu klug war, die niedrige Kunst Begierden zu entzünden
Zu Hilfe zu nehmen, die Naso den häßlichen Schönen empfielt.

Daß der Dichter mit solchem Glaubensbekentniß den schönen Schönen, die sonst nichts sind als dies, ein abscheulicher Kezer dünken müsse, war ihm so wenig verborgen, daß er es m Folgenden Bambo's übrigen Töchtern sogar

indirekt in den Mund legte. So gewiß aber ist er seiner Sache, daß ihm gar nicht einfällt, sich zu verteidigen. Indeß denkt er den Kezereien in der Liebe doch überhaupt nach, und findet auch deren Quelle da, wo die Quelle so vieler Kezereien zu finden ist, in der Verschiedenheit der menschlichen Naturelle und Temperamente, nach denen die Neigungen und Gefühle arten, deren Verhältniß zu den Verstandeskräften unsere sämtlichen Ansichten, Gesinnungs- und Handlungsweise mehr zu bestimmen pflegt, als die Meisten selbst wissen, oder sich eingestehen mögen. Nahm nun unser Dichter die Liebe des Herzens als die Mitte der Wahrheit an, so mußten die nicht auf diesen Ton gestimten Gemüter entweder nach der Seite der Platonischen oder der sinlichen Liebe hin abweichen. Konte aber dem sorgfältigen Beobachter entgehen, daß nicht alle auf dem geraden Wege nach dem Ziele gingen, welches ihrer Natur gemäß war? daß aus Affektazion manche scheinen wolten, mit aller Anstrengung

nach einem idealen Ziele zu streben, da sie doch unaufhörlich das heimlich ersehnte reale im Sinne hatten, während andere jenes nur für keinen Umweg zu diesem hielten, und wieder andere bald dahin bald dorthin sich wendeten, je nachdem Zufall und Laune ihr quecksilbernes Wesen trieb? Aber auch die wirklich, von ihrer Natur getrieben, nach einem der beiden entgegengesezten Ziele zueilten, taten es nicht auf einem und demselben Wege, noch ganz aus den gleichen Beweggründen. Heißes oder kaltes Blut, mehr oder minder Erregbarkeit, Uebergewicht der Phantasie oder Sinlichkeit begründen auch hier wieder mancherlei Unterschiede, so daß bald nur befriedigte Eitelkeit, bald nur befriedigte Sinlichkeit, bald nur Spiel und Scherz, hier offenbarer, dort verdeckter, als Ziel des Strebens erscheinen. Der Dichter, der alle diese Entdeckungen gemacht hatte, glaubte mit Recht für seinen Hauptzweck nichts Besseres tun zu können, als wenn er jene Ziele, die er nicht würdigte, Ziel zu seyn, ebenfalls

ins Auge faßte, und die Eigenschaften und Umstände, die dahin führen, genauer bezeichnete. Da boten sich ihm denn Leoparde, die Strenge, die unerbittliche Spröde, Schatulliöse mit der gerühmten Keuschheit und der gezierten Anmut, Blaffardine die Blonde und Kalte, Kolifischette, die reizende Braune voll Launen und Uebermut, Dindonette die Runde und Platte, der weinerliche Blömurant, der platonische Karamell und sein Gegenbild Antiseladon, der windhafte Parasol und der handfeste Tulpan dar, in deren jedem der Dichter uns den Repräsentanten einer Abart der Liebe zeigt, und durch jeden eine neue Verirrung derselben in ihren Ursachen und Folgen anschaulich macht. Mehrere Nebenfiguren sind ganz offenbar zu keinem andern Zwecke da, und dienen, das große Gemälde vom Reiche der Liebe, als welches der Neue Amadis mir erscheint, zu vollenden. Nicht zum geringen Lobe desselben gereicht in dieser Hinsicht, daß der Dichter nur die reine Wahrheit gesagt habe, als er sagte:

Ihr seht, Schach Bambo's holde Kinder
Sind keine Kassandern, wie einst Herr Kalprenede geschnizt.
Sie sind die pure Natur, und ihre Ritter nicht minder.
Wir pfuschen nicht gern an den Werken der alma mater rerum,
Und lieben den Spruch: ridendo dicere verum.

Allein genug nun, um den Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem man diese Wielandischen Dichtungen betrachten muß, wenn man ein richtiges Urteil über sie fällen will. Zu lange dabei verweilt zu haben, kann ich schon deshalb mir nicht vorwerfen, weil ich je länger um so mehr mich überzeugte, daß eine Menge Vorwürfe, die unserm Dichter gemacht worden sind, ihren Grund nur in einem falschen Gesichtspunkt haben.

Unter diesen Vorwürfen ist keiner so oft wiederholt worden, als der, welcher mit dem Gegenstand unserer Untersuchung fast unzertrennlich zusammenhängt, daß Wieland nämlich ein Nachahmer der Franzosen gewesen, und als

solcher zu der Nacktheit gewisser Gemälde gekommen sey, welche der Tadel der Kunst- und Sittenrichter habe treffen müssen. Noch ganz neuerlich hat die Frau von Stael Wielanden als den Anführer einer französischen Schule in der teutschen Poesie bezeichnet; Andere hatten gar Crebillon den älteren Wieland, und Wieland den jüngeren Crebillon genant *). Eins

*) Klopstock tint le premier rang dans l'école anglaise, comme Wieland dans l'école française; mais Klopstock ouvrit une carrière nouvelle à ses successeurs, tandis que Wieland fut à la fois le premier et le dernier dans l'école française du dix-huitième siècle: le premier, parceque nul n'a pu dans ce genre s'égaler à lui; le dernier, parcequ' après lui les écrivains allemands suivirent une route tout-à-fait différente. Mad. de Stael de l'Allemagne T. 1. p. 186. sq. ed. de Leipsic. In dem Tableau de l'Allemagne et de la Litterature allemande par un Anglois, à Berlin 1782, einer der Schriften, die gegen Friedrichs II. Verunglimpfungen der teutschen Literatur gerichtet

ist im Grunde so wenig wahr, als das Andere. Was unsern Wieland in all den genanten Werken beschäftigte, ging bei ihm von Persönlich=

---

sind, heißt es S. 67. fgg.: La conformité de la manière de Wieland avec celle de Crebillon a donné occasion à l'Auteur d'un très-joli roman, intitulé: Petite chronique du royaume de Tatojaba, de se donner le nom de Wieland l'ainé, c'est à dire de Crebillon. On attribue cet ouvrage à M. Zachariae. — — Quoiqu' il en soit, l'auteur a très-bien marqué dans sa préface les ressemblances et les différences de la manière de Crebillon et de Wieland. Crebillon, dit-il, a excité le génie du Poëte Allemand: de là vient que celui-ci a composé ses premiers ouvrages comiques tout-à-fait dans la manière de l'écrivain français. Mais depuis il l'a abandonnée en partie, parce qu'il a senti que Crebillon ne joint pas assez de philosophie au don de l'agrément, pour captiver les lecteurs, dont le but n'est pas uniquement de s'amuser et de rire. Il a donc fait des recherches philosophiques sur la volupté, le plaisir et le charme des sens, il a comparé

keit aus, welche gerade in diesem Punkte so wenig Französisches hatte, daß die Franzosen ihn nie für den ihrigen anerkant haben. Mit großer Feinheit hat die Frau von Stael den Unterschied herausgefühlt, wenn sie sagt: „Man hat Wieland den Vorwurf gemacht, die Liebe mit zu wenig Ernst behandelt zu haben, und wol müssen die Teutschen so über ihn urteilen, welche die Frauen noch ein wenig nach Sitte ihrer Urahnen verehren. Welche Abschweifungen der Phantasie aber sich Wieland auch erlaubt haben möge, so kann man in ihm doch das wahre Gefühl (sensibilité veritable) nicht verkennen; oft hat er die gute oder schlimme Absicht, seinen Scherz mit der Liebe zu treiben, allein eine ernste Natur hindert ihn, sich keck dem Scherz zu überlassen. So gleicht er

---

la théorie et l'experience, et par là il s'est fait une manière à lui. Le premier fruit de cette nouvelle manière est l'excellent roman d'Agathon.

dem Propheten, welcher segnet statt zu fluchen; er hört mit Zärtlichkeit auf, wenn er mit Ironie anfing.“ Kurz also, Wieland hatte zu viel teutsches Gemüt, als die Liebe nach Franzosen Art blos wie Scherz, geselliges Spiel und ergözliche Sinnenlust zu behandeln, und beinahe möcht' ich sagen, daß weder Klopstocks Semida und Cidli, noch Schillers Max und Thekla so viel als Wielands Darstellungen der Liebe für Herrn Villers beweisen dürften. Unter allen Franzosen, die über den Charakter-Unterschied der Teutschen und Franzosen geschrieben haben, hat keiner so unbefangen und richtig gesehen und geurteilt als er, der beide Nazionen hinlänglich kennen gelernt hatte. Nach seiner Schilderung kann man sich kaum etwas Entgegengesezteres denken, als die Liebe bei den Franzosen und den Teutschen. „Wie die Religion,“ sagt er, „bei den Teutschen mehr in der Sele, bei den Franzosen mehr in den Sinnen ihren Siz hat, wonach sie dort mehr eine mystische Anbetung, hier mehr ein

sinlicher Kultus ist, so ist auch die Liebe, die ebenfalls eine Religion ist, geistiger und mystischer in Teutschland. In der Poesie beider Nazionen hat sich diese zwiefache Tendenz auf die augenscheinlichste Weise offenbart. Bei den französischen Dichtern ist die Liebe am gewöhnlichsten verstolen und sinlich; selbst wo sie sich in ihrer Reinheit zeigt, erhebt sie sich nie zu einer gewissen ganz ätherischen und himlischen Höhe. Bei Teutschlands Dichtern sinkt sie fast nie bis in die Sinnen herab; sie ist ernster, sittlicher, und beinahe behandelt man sie wie zwischen Engeln, wenn diese verschiedenen Geschlechtes wären *).“ Was könte nun mehr

*) Außer in einer Einleitung zu dem Werke der Frau von Stael über Teutschland (vor der Leipziger Ausgabe) hat Herr Villers diesen Gegenstand behandelt in einem eignen Aufsaz sur la manière de traiter l'amour chez les poëtes des deux nations in Reinhards Polyanthea v. J. 1807. Man sehe zugleich die Vorrede zu dem von Herrn Constant französisch bearbeiteten Wallenstein.

für die Wahrheit dieses Ausspruchs beweisen, als wenn selbst derjenige von unsern Dichtern, den wir am meisten im Verdacht hatten, französisch zu seyn, so unwandelbar teutscher Gesinnung blieb, daß nicht nur keine Danae ihn seines heiligen Delphi und der reinen Psyche vergessen machen konte, sondern auch alle seine Darstellungen der sinlichen Liebe (einige der früheren lüsternen ausgenommen) immer entweder als Versuchung erscheinen, oder lediglich um des Kontrastes willen da sind, und daß dann überall Ernst und Sittlichkeit im Hintergrunde lauern? Zu gefühlvoll, um in einer holen Galanterie, zu vernünftig, um in einem blos leidenschaftlichen Rausche, zu sittlich, um in Wollust die Liebe zu finden, wie hätte Wieland sie auf blos französische Art darstellen, oder gar Crebillon sich zum Muster nehmen können! Daß er es verstand, wie die Franzosen zuweilen von delikaten Gegenständen auf eine Art zu sprechen, als könte Niemand an ihnen Anstoß und Aergerniß

nehmen, macht ihn noch nicht zum Franzosen, und beweist noch keineswegs, daß er der französischen Darstellungsart, selbst wo er sie wirklich nachahmte, vorzüglichen Beifall gegeben habe. Stets blieb ihm jene, den Teutschen auszeichnende, Ehrerbietigkeit vor dem schönen Geschlechte, daß er wahrscheinlich so sentimental geblieben seyn würde, als die schmachtenden Liebhaber gewöhnlich sind, wenn nicht die Ehe seine heitere Laune befördert hätte. Daß ihn aber auch vor dieser, troz aller Entfernung vom Platonismus, seine teutsche Ehrerbietung nicht verließ, zu einer Zeit, wo seine Phantasie eigentlich lüstern war, dies beweist wol nichts so sehr, als daß sie auch dieses mit einiger Furchtsamkeit ist, und nie ist Wieland wieder so weit gegangen, als in seiner, doch nur nachgebildeten, und in der Nachbildung züchtiger gewordenen, Nadine. Nur im ersten Taumel also ließ der Dichter dieser Phantasie den Zügel schießen, bei weitem aber nicht

wie ein Ovid *). Von einem Renegaten hätte man weit mehr Uebertreibung erwarten dürfen, allein der Anti-Ovid sumte ihm auch jezt so sehr vor den Ohren, daß er ihn nicht überhören konte; und nicht lange, so regte sich dadurch der philosophische Geist des Dichters wieder, und wendete ihn vom mutwilligen Spiel zu sinnigem Ernste. Selbst der tiefste Ernst aber wehrte ihm nicht, die schönste wie die gefährlichste Neigung des Herzens zum Mittel-

*) Als mir bei Gelegenheit dieses Werks darum zu tun war, die verschiedenen Ausgaben der Wielandischen Werke mit einander zu vergleichen, erfuhr ich von einem alten Bücherhändler in Leipzig, daß die erste Ausgabe der Komischen Erzählungen weit teurer bezalt werde, als die folgenden, aber freilich nicht eben von Liebhabern der — Poesie. Ich habe diese erste Ausgabe nicht erhalten können, bin aber überzeugt, daß sie mein Urteil nicht geändert haben würde, gesezt auch, daß hin und wieder das Kolorit Ovidischer wäre. Auf Anderem beruht der Unterschied gewiß nicht.

punkte fast aller seiner Darstellungen zu machen, indem er von da Stralen ausgehen sah, die sich über das ganze Gebiet der Sittlichkeit und des geselligen Lebens erstrecken. Das persönlich Interessante erhielt dadurch eine welthistorische Wichtigkeit, und was anfangs nur der Phantasie zum Spiel gedient, wurde auch dem philosophischen Betrachter ein Gegenstand hoher Merkwürdigkeit.

Alles dieses zusammen machte ihn zu einem Erotiker in einem Sinne, wie es vielleicht nie ein anderer Schriftsteller vor ihm gewesen war, denn der Philosoph, Natur- und Geschichtforscher der Liebe wurde er, und dieser Philosoph, Natur- und Geschichtforscher bestimten den Charakter seiner poetischen Darstellungen. Zur Würdigung derselben dürfte daher nötig seyn, das wenigstens mit schnellem Blicke zu überschauen, was der Dichter auf diesem Wege beobachtend fand.

Der Punkt seines Ausgangs war Griechenland, wo er das Sinliche in der Liebe als vor-

herschenden Charakter fand: und in der Tat kann man alle Arten und Abarten der sinlichen Liebe hier studiren von jener naiven Sympathie der Geschlechter an bis zur tobenden Ausschweifung auf der einen, und der feinsten, die Lüsternheit erhöhenden und veredelnden, Koketterie auf der andern Seite. Daß in dem ehelichen Zusammenleben und dem verborgenen Kreise der Häuslichkeit nicht auch edlere und reinere Verhältnisse sich solten hervorgetan haben, bezweifelte wol niemand weniger als Wieland, dessen Schuld es gewiß nicht war, wenn er nicht mehrere Scenen aus diesem Kreise darstelte. Die eigentümliche Lage der Griechinnen aber machte auch ihm notwendig, sich in eine Gesellschaft zu begeben, worin man die Kunst zu reizen, zu gefallen und das Vergnügen des Umgangs und Genusses zu erhöhen, eben als — Kunst trieb, kurz in die Geselschaft der Hetären, mit denen allein hier eine Liebesintrigue anzuknüpfen war. Nicht wegen Mangels an Bildung der griechischen Frauen und Mädchen,

wie man gewöhnlich behauptet, sondern weil, wie Wieland glaubte, die Mannspersonen, denen fast aller gesellschaftliche Umgang mit dem ehrbaren Teile des schönen Geschlechts versagt war, für diese Entbehrung einer der größten Annehmlichkeiten des Lebens, die einem geselligen und polirten Volk in die Länge unerträglich fallen mußte, einigermaßen entschädigt seyn wolten, geschah dies: indeß aus welchem Grund auch, es knüpften sich wirklich nur solche Intriguen, und Wieland mußte Bekantschaft mit den Priesterinnen der Venus machen, zu denen ja auch Sokrates als Schüler und Lehrer gegangen war. Er sah hier eine Phryne und Lais, ausgezeichnet an Schönheit, eine Leontium, ausgezeichnet an Geist, eine Thargelia und Aspasia, die seltensten Vorzüge aller Arten in sich vereinigend, und war's ein Wunder, wenn die Interessanten ihn interessirten? wenn er gegen die schönen, reizenden, geistreichen Sünderinnen nicht unduldsamer seyn wolte, als ein Perikles und Sokrates? wenn er aufhörte,

sie für Sünderinnen zu halten, je mehr er sie mit den Augen eines Griechen ansah? Der Grieche aber hatte den sinlichen Reiz als Aphrodite unter die Götter gestellt, und erkante die Werke der Aphrodite als ein Glück, und scheute sich nicht, es zu gestehen.

Wie anders ward es, als vom Golgatha aus der Olymp erschüttert wurde, und an die Stelle der Göttin des sinlichen Reizes die mütterliche Jungfrau trat, das Urbild der Holdseligkeit, einer Eigenschaft, die an keiner Göttin Griechenlands sich findet. Die Ansicht des Lebens veränderte sich, die ganze sittliche Welt erhielt eine andre Gestalt, und die Meinung, die man von der Liebe faßte, trug dazu nicht wenig bei. Die Gaben der goldenen Aphrodite schienen Versuchungen eines verführerischen Dämons, die Werke der Aphrodite sündhaft als Werke des Fleisches, und Enthaltsamkeit von ihnen galt als um so höhere Tugend, je höher man die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau und das ehelose Leben des Gott-Soh-

nes anschlug. Hieraus entstand, was entstehen konte. Wiewol das Christentum die Verhältnisse der Geschlechter zu einander edler bestimt, die Frauen von unwürdiger Sklaverei und Erniedrigung erlöst, die Sinlichkeit durch Sittlichkeit geläutert, größere Reinheit und Züchtigkeit befördert, und mithin alles vorbereitet hatte, was Liebe und Ehe verschönern kann; so ward es doch auch, obschon auf die unschuldigste Weise, Mitursache aller der Verirrungen, die sich da zeigen müssen, wo Liebe zum Geschöpf ein Raub an der Liebe zum Schöpfer heißt. Nicht heilig blieben die Geseze der Natur, die doch auch die Geseze ihres Urhebers sind, und alle häuslichen Tugenden waren in Gefahr gesezt von einer eingebildeten Vollkommenheit, hauptsächlich als von Aegypten aus die Christliche Religion bis zur Unkenbarkeit verunstaltet wurde, und Pythagoras und Platon, vielleicht eben so misgekant und misverstanden als Christus, sich hergeben mußten, das Einfachste und Natürlichste in das

Spizfindigste und Unnatürlichste zu verdrehen. Seit im dritten Jahrhundert ein Gewebe von Juden-Christen und Christen-Heiden, gesponnen aus unverstandenen Ideen von Pythagoras, Platon und Christus, für Christliche Religion und höhere Moral des Christentums galt, nach welcher der Leib ein Feind der Sele, das Irdische ein Hinderniß fürs Ewige war, da entstand das ganze unselige Heer der Anachoreten, Eremiten, Cenobiten und Mönche und Nonnen mit ihren Ertödtungen, Reinigungen und Qualen. Aber die Anfechtungen des Teufels verließen sie nicht, denn auch in die Zelle des Mönchs und die Höle des Einsiedlers ging der Naturtrieb mit und zeigte sich, je mehr unterdrückt, um so mehr als Versuchung zur Wollust. Die Folgen davon geben abwechselnd bald ein sehr lächerliches, bald ein sehr ärgerliches, bald ein abscheuliches, schauderhaftes Schauspiel, wie immer, wo die gemishandelte Natur sich rächt.

Was durch die verunstaltete Religion verdorben zu werden in Gefahr stand, das wußte die Vorsehung zu retten durch den Charakter einer Nazion, die bald ihre Stämme über alle Teile von Europa verbreiten solte, der germanischen nämlich. Schon das Bild der teutschen Ehe, wie es Tacitus, groß und schön in jedem Zug, entworfen hat, verbürgt, daß der Germane kein Wilder war, der nur durch physisches Bedürfniß zum Weibe gefürt wird, denn er zeigt Wärme des Gefühls und Phantasie in seiner Liebe. Mehr noch aber verbürgt es des Tacitus ausdrückliches Zeugniß, daß nach dem Glauben der Germanen dem weiblichen Geschlecht etwas Heiliges und Prophetisches inwohne, weshalb sie weder dessen Rat verachteten, noch seine Antworten geringschäzten. In dem, was Tacitus von der Keuschheit der Teutschen und von ihren späten Ehen berichtet, welche beide durch Klima und Lebensweise begünstigt wurden, ist unstreitig der Grund dieser Erscheinung zu suchen. Alle

Schwärmer in der Liebe waren Enthaltsame, und merkwürdig ist es daher, daß die erotische Poesie der Ritterzeiten voll ist von Klagen über grausame Schönen. Die Grausamkeit der Schönen erzeugte ein Schmachten bei den Starken, und immer zärtlicher ergossen sich ihre Liebesseufzer. Diese sentimentale Liebe, die man man allerdings eine veredelte nennen muß, da sie moralische Beziehungen hat, sind manche um so eher geneizt gewesen, eine Folge der Christlichen Religion zu nennen, weil sich nachweisen läßt, daß gewisse Empfindungen der Liebe mit Gefühlen der Religion zusammenhängen, und daß Schwärmerei hier meist auch Schwärmerei dort erzeugt. Wo aber das Christentum auch hinkam, so hat es allein nie die völlig einzige Erscheinung hervorgebracht, daß das Weib eine Art von Vergötterung erhalten hätte, wol aber hat sie sich überall gezeigt, wohin Teutsche, auch vor der Zeit des verbreiteten Christentums, ihre Schwärmerei in der Liebe, ihr würdiges Verhältniß in der Ehe,

ihre Verehrung der Weiblichkeit brachten. Der Germanismus, wenn ich so sagen darf, war demnach ohne Zweifel der Grund zu dieser Erscheinung; die Religion kam nur hinzu, sie noch auffallender zu machen. Die keusche Verehrung des Weibes wurde durch sie religiöse Ehrerbietung; Liebe und Religion schmolzen nun zusammen, und es entstand jene Religiosität der Liebe, die sich auf eine außerordentliche Weise zu den Zeiten des Rittertums ausbildete, so daß der Ritter am Altare schwur, Gottes und der Frauen Sache zugleich zu verfechten. So weit die romantische Poesie ihren Zug über Europa nahm, zeigt sich diese religiös poetische Liebe, zu welcher germanische Stämme, da sie erobernd über die Grenzen des Vaterlandes hinausdrangen, den Keim nach Italien, Frankreich, Spanien und England trugen, so wie denn auch eine andere Eigenschaft des Romantischen, Gefühl für Ehre im Heroismus, von ihnen herzuleiten ist. Das Christentum predigt Sanftmut, Duldung, De=

mut. Das war aber keine Sache für den stolzen, kühnen Germanen, der sich halb Europa unterworfen hatte. Er fand sich mit dem Christentum ab, so gut es gehen wolte, war ein Christ gegen Gott, aber noch immer der alte Heide in der Welt, der gern mit dem Schwerte drein schlug. Ueberhaupt aber scheint es, als habe das Christentum, oder was man dafür ausgab, nicht gerade das gewirkt, was Einige, die jene Zeiten so gern, ich weiß nicht ob in religiöser oder poetischer Verklärung erblicken, der Welt bereden möchten. Wieland, der als Natur- und Geschichtforscher der Liebe mit unbefangenen Augen sehen mußte, fand, daß Thomas wol Recht haben dürfte, wenn er sagt: „Der Christianismus, nicht mehr in der Zeit des feurigsten Eifers, ähnlich einer halberschlafften Feder, war stark genug gegen kühlere Leidenschaften, allein nicht kräftig genug, die heftigen zu unterdrücken. Gewissensbisse entstanden durch ihn, er kam aber den Verbrechen nicht zuvor. Man trat Pilgerschaften an und raubte;

man mordete und tat dann Buße. Räuberei und Ausschweifungen gesellten sich zum Aberglauben *)." Durch ungünstige Umstände der Zeit war auch die keusche germanische Sitte entartet, und wenn nun der redliche Forscher entdeckte, daß nie mehr edle Frauen und Jungfrauen mishandelt wurden, als eben zu der Zeit, wo das Rittertum im höchsten Flor stand, war's ein Wunder, daß er von allem Pompe der Liebeshöfe, von allem Gepränge der Turniere sich nicht berücken ließ, das ganze Spiel mit erhabenen Empfindungen, großen Leidenschaften und reiner Liebe für kein falsches Spiel zu halten? wenn der Glaube sich in ihm festsezte, daß man hier einer Schönheit nur diene, um ihrer einst zu genießen, und eine Tugend nur preiße, um sie desto sicherer zu verderben? wenn er sich überzeugte, daß Schmeichelei über alle Grenzen der Wahrheit hinausgetrieben nicht

*) Sur le caractere, les moeurs et l'esprit des femmes. p. 50. fg.

die innig empfundene Sprache der wahren Liebe und Hochachtung sey? Zwar fanden sich von Zeit zu Zeit auch einige wahre Helden der Tugend und reinen Liebe; allein sie machten doch nur die Ausnahme, und erschienen unter ihren Zeitgenossen wie einzelne Sterne an einem trüben Himmel. Zu diesen Ausnahmen gehörten auch zwei Dichter, deren Gesänge man als die höchste Blüte jener germanisch=christianisirten Liebe betrachten muß, Dante und Petrarca, sie, durch welche der Platonismus zuerst Einfluß in die Ansichten der Liebe gewann. Keiner hat so wie Petrarca das Sinliche vergeistigt, das Irdische zum Himlischen emporgehoben, und beides fast bis zum Untrenbaren mit einander gemischt. Wie aber, wenn auch hier ein ziemlicher Grad von Selbsttäuschung mitunterlaufen wäre? Wer die Geschichte von Petrarca's Leben und Dichtungen kent, kann darüber eben so wenig zweifelhaft seyn, als der, welcher die Geschichte von Petrarca's Zeit kent, darüber, ob dieser Zustand, diese Empfindungs=

weise, diese ganze Ansicht dem Dichter mit seiner Zeit gemein oder ihm eigentümlich waren. Petrarca malt uns nur seine Sele, Boccaccio malt uns seine Welt, und wie anders sieht es in dieser aus, als in jener! Aus Petrarca selbst wissen wir, daß zu seiner Zeit allein zu Avignon eilf Kupler lebten, die unter den Augen des Papstes ihr Gewerb öffentlich und ungestört trieben, und bald genug war in Italien die Zeit der griechischen Hetären erneuert. In der Tat bildeten sich hier die Bulerinnen nach jenen, und „wurden wieder die Muster und Lehrerinnen der Hofdamen zuerst in Italien, und dann auch in den benachbarten Ländern, sowol in der Kunst sich zu puzen, als in den eigentlichen bulerischen Künsten, durch welche die Reize der sinlichen Liebe erweckt, erhöht und verlängert werden *).“

Die germanisch-christliche Religiosität der Liebe hatte schon längst einer bloßen Galanterie

*) Meiners Gesch. d. weibl. Geschl. 2, 13. fg.

Plaz gemacht, die man vielleicht am besten mit dem Namen der Chevalerie bezeichnen kann, weil sie eine Frucht französischer Sitten und des mehr und mehr umgreifenden französischen Einflusses war. So wie die Könige Frankreichs das Uebergewicht über die Vasallen ihrer Krone sich errungen hatten, der Adel beiderlei Geschlechts am Hofe zusammenfloß, Hoffeste an die Stelle der Turniere traten und die Rittersitten in Hofsitten sich verwandelten, da bildete die ehemalige Galanterie der Chevalerie sich in eigentliche Courtoisie aus; man machte dem Gegenstande seiner Neigung den Hof. Besonders seit Ludwig XII. und Franz I. wurde der französische Hof ein Muster der Nachahmung für alle übrigen Europäischen Höfe und Paris in Galanterie und Mode Tonangebend; fast überall herschte nun in der sogenanten großen Welt französische Liebe, die in all ihren Abwandlungen an jene Kunst erinnert, deren Lehrer Ovid war. Statt der germanischen Achtung für Frauenwürde nahm man

den Grundsaz, welchen Franz I. zu Chambord in eine Fensterscheibe schrieb: Toute femme varie, in die Gesinnung auf. Mit dem verlornen Glauben an weibliche Tugend und Treue mußte man notwendig an Schamhaftigkeit und Züchtigkeit einbüßen: wie viel aber man davon einbüßte, davon vermag sich keine Vorstellung zu machen, wer die Beweise dazu nicht in den Geschichtbüchern jener Zeit, besonders bei Brantome, selbst gelesen hat. Sogar den Schein der Züchtigkeit, den äußern Anstand, suchte man häufig so wenig zu retten, daß sich schwerlich unter uns jemand finden dürfte, der in gesitteter Geselschaft nacherzählen möchte, was man am französischen Hof (und andre blieben nicht zurück) öffentlich zu tun sich nicht gescheuet hatte. Wo indeß auch der Anstand gerettet wurde, da stelte sich doch das schöne sittliche Verhältniß der Geschlechter zu einander nicht wieder her; eine schlaue Geschicklichkeit, Unschuld und Treue zu verführen, oder sie mit Anstand verführen zu lassen, hieß Liebe. In

die flüchtigste Neigung webte sich so der Geist der Intrigue, und sie spann sich zu einem größeren oder kleineren Roman aus, worin Pomp der Rede und fast kriechende Demut im Betragen den Mangel wahrer Ehrerbietigkeit kaum notdürftig verbirgt, indem doch alles nur darauf berechnet ist, den günstigen d. h. den schwachen Augenblick desto sicherer zu erlauern. „Worin bestand — so fragt Meiners (a. a. O. 318. fg.) — die so sehr gepriesene Galanterie unter Heinrich IV? Etwa in einem ernstlichen und gleichförmigen Bestreben, schönen, geistreichen und tugendhaften Frauen und Jungfrauen unverdächtige Beweise der Liebe, der Achtung und Ehrfurcht zu geben, und nicht nur ihren guten Namen zu schonen und zu verteidigen, sondern auch aus allen Kräften für ihr wahres Bestes zu sorgen? Mit nichten! Die Galanterie zu den Zeiten Heinrichs IV. bestand vielmehr in der Kunst, die Unschuld von Jungfrauen und die Tugend von Frauen zu verführen, den Geist und das Herz

von beiden zu verderben, und denen, welchen man Unschuld und Tugend geraubt hatte, auch noch die Ehre und den guten Namen zu rauben. Diese Verführungskunst verlor dadurch nur wenig von ihrer innern Gehässigkeit, daß die Verführer sich prächtig kleideten und sorgfältig puzten, daß sie die Damen, welche sie verführt hatten oder verführen wolten, durch Schmeicheleien oder lustige Erzählungen unterhielten, daß sie auf jede Gelegenheit lauerten, den Damen kleine Dienste zu erweisen, welche ihnen ihre Kammerdiener oder Kammermädchen hätten erzeigen sollen, daß sie zu ihrem Vergnügen auf Unkosten anderer Menschen glänzende Feste anstelten, daß sie den Weibern allein ihre Kräfte und ihre Zeit schenkten, welche sie im Dienste des Vaterlandes nüzlich hätten anwenden sollen." Unter Ludwig XIII. änderte sich zwar der Ton, aber nicht das Wesen. Frauen mußten allerdings zuerst fühlen, teils daß alle diese Galanterie, die mehr Tournure des Geistes als Gefühl war, dem Herzen nichts ge-

währe, teils daß sie an wahrer Hochachtung doch gerade so viel verlören, als sie durch schlaue Benuzung männlicher Sinlichkeit an Einfluß gewannen, und neigten daher um so mehr zu jener Spanischen Galanterie hin, die des guten Altertümlichen mehr beibehalten hatte, und jezt auch von Anna von Oesterreich ins Andenken zurückgerufen wurde. Die Marquise de Sablé bereitete vor, was im Hotel de Rambouillet zur Vollendung gedieh, den Ton der feierlichen und ehrerbietigen Liebe, wie er sich in den Romanen der hier gebildeten Fräulein Scuderi, nach Menage's Ausspruch der Erfinderin de l'amour de tendresse, ausgesprochen hat. Zuverlässig trug zur weiteren Verbreitung dieses Tons nicht wenig bei, daß die Marquise von Rambouillet die vorzüglichsten Schriftsteller jener Zeit, Balzac, Voiture, Chapelain, Menage, Sarrazin, um sich versammelt hatte, in deren Schriften er mehr oder minder atmet, jedoch am meisten in denen der Scuderi, die denn auch den größten Einfluß ge-

wann. Indeß war diese ganze Manier zu geschraubt, zu künstlich fein (wie denn der ganze gesellige Ton im Hotel Rambouillet der Natur und Leichtigkeit ermangelte), als auf die Dauer sich behaupten zu können. Wol die Meisten kamen in den Fall des Grafen Bussy-Rabutin (s. dessen Mémoir. T. I. p. 33.), sich mit diesen Begriffen ein wenig gimpelhaft zu finden, und eilten weit lieber in die Schule einer Ninon, dieser Aspasia Frankreichs, welche gar bald die vornehmsten Familien ihren Kindern als Muster vorstelten. Bedarf es noch eines Beweises, wohin es gediehen war? Man war aber auch in die Tage des vierzehnten Ludwigs vorgerückt, der schon in seinem funfzehnten Jahre geheime Liebeshändel hatte, dem frühzeitig erwachten Naturtriebe sich uneingeschränkt überließ, doch immer den Schein zu retten suchte und den Anstand nie verlezt wissen wolte. Von den persönlichen Eigenschaften dieses Königs, der durch edle Hoheit und würdevolle Anmut seines Aeußern so liebenswürdig war, ging

der neue Ton der guten Geselschaft, die neue Manier der Schriftsteller und die neue Galänterie aus, die nun über Europa herschend wurden, und wovon die Decenz der französischen Bühne nur eine Folge war. „Die ausschweifendsten Hofleute," sagt Duclos, „waren doch zu einer Art von äußerlicher Anständigkeit gezwungen, oder sie liefen Gefahr, dem König zu misfallen." Die Kunst der feinen Bulerei ward hiedurch Ton, und wäre dieser Ton gleich noch nicht der beste, so wie Anstand nie das Höchste seyn kann, so mag man ihn doch insofern einen guten Ton nennen, als Mäßigung der brutalen Hize, Höflichkeit der Grobheit, Feinheit dem zutäppischen Wesen, Geist und Wiz dem Verschrobenen und Schwerfälligen allezeit vorzuziehen sind. Mußte einmal Bulerei seyn, so war die feinste und anständigste doch wol die beste, und schwerlich wird dies einer leugnen, der die nachfolgenden Zeiten mit Ludwigs Regirung vergleicht. Dieser Herzog von Orleans, von welchem seine eigne Mutter

sagte, daß bei seiner Geburt die guten Feen ihm alle vortreflichen Eigenschaften, zulezt aber die bösen den Fluch gegeben haben, daß er sie alle misbrauchen solle, diese Mätressenregirung einer Pompadour und Du Barry unter Ludwig XV., was haben sie nicht gewirkt? „Den Verlust einer gewissen Würde," sagt Duclos, „kann man bedauern, durch welche zu Ludwigs XIV. Zeit die Männer in öffentlichen Aemtern sich Ehrerbietung verschaften. Es ist gegenwärtig weniger Decenz in unsern Sitten. Ich weiß, daß man von jeher die Tugenden der vergangenen Zeiten hochgepriesen hat. Diese Reden, die von Zeitalter zu Zeitalter wiederholt werden, beweisen, daß die Menschen sich im Grunde immer gleich bleiben. Indessen gibt es Epochen, wo das Laster sich mehr oder weniger offenbar sehen läßt; und nie hat man sich weniger verstekt, als nach und seit der lezten Regentschaft. Man könte mir das niedrige und verhaßte Laster der Heuchelei einwenden, das in den lezten Jahren Ludwigs XIV. so ge=

mein war; aber die Sünder gingen damals ab, welche das Beispiel erzeugt.“ Was das neue Beispiel erzeugte, hat Thomas treffend geschildert. „Freiere Wollust,“ sagt er, „ward Mode. Verwegenheit und Ungestüm zeigten sich in der Begierde, und man zerriß einen Teil des Schleiers, welcher die Galanterie bedeckte. Den Anstand, sonst als eine Pflicht geachtet, behielt man nicht einmal als ein Vergnügen bei. Man sprach sich wechselseitig von der Schande los. Leichtfertigkeit vereinigte sich mit Ausschweifung, und eine so tiefe als leichtsinnige Verdorbenheit entstand, die, um über nichts erröten zu müssen, die Partie ergrif, über alles zu lachen. — — — Seit mehr als sechs Jahrhunderten war Galanterie Charakter der Nazion gewesen, der Geist des Rittertums aber, unzertrenlich von der Ehre, hatte gemacht, daß die Galanterie der Liebe wenigstens ähnlich sah, und das Laster alle die Tugend hatte, deren das Laster fähig ist. Als aber die Reste jener alten Ehre mehr und mehr

verloren gingen, artete auch die Galanterie vollends aus; sie wurde eine niedrige Gesinnung, die alle Schwachheiten voraussezte oder erzeugte.“

Solches nun hatte der Geschichtforscher der Liebe gefunden, und das Geschäft des Naturforschers kam an die Reihe, die Arten in Klassen zu bringen, die Eigentümlichkeit jeder Art, ihre spezifischen Wirkungen und die, durch Einflüsse des Klima, der Religionen und Verfassungen bewirkten, Abwandlungen zu untersuchen. Er hatte zu unterscheiden die sinliche, die sittliche, die phantastische, die platonische und die galante Liebe, jede mit Varietäten und Spielarten oft gar sonderbarer Natur, die Ausartungen ungerechnet, die doch den Forschungsgeist mit nicht geringerem Interesse beschäftigten. Sorgfältig betrachtete er die Reihe dieser Mannichfaltigkeiten, die im Wesentlichen doch nur zur Bestätigung seiner individuellen Erfahrung dienten, denn er sah, daß auf Sinn, Herz und Einbildungskraft und

das jedesmalige Verhältniß, worin diese zu einander stehen und in einander wirken, alles ankomme, und daß genau genommen eigentlich auch alle Arten der Liebe dadurch bestimt seyen. Indem der Betrachter jede als ein Naturgewächs ansah, fand er jede an sich gut, und dies gab ihm die Toleranz, ohne welche niemand das, was da ist, rein genießen oder nur ertragen, ja, soll ich die reine Wahrheit bekennen, den Schöpfer um seiner Schöpfung willen nicht tadellos finden kann. Jene Toleranz ist deshalb nicht Gleichgiltigkeit gegen das Bessere und Volkomnere: wird der Botaniker durch sein Gefallen an einer wildwachsenden Pflanze von deren Veredlung abgehalten? So hinderte auch Wielanden seine Toleranz gegen das, was er an sich für gut hielt, nicht, weiter zu forschen, ob es auch das möglich Beste und durch Pflegung und Veredlung keiner höheren Vollkommenheit fähig sey; und zu diesem Behufe verglich er jene Arten der Liebe mit einander in Beziehung des Einflusses, den jeg=

liche auf die Glückseligkeit einzelner Menschen und des ganzen menschlichen Geschlechts geäußert habe und allezeit äußern müsse. Dies war das Thema des Philosophen der Liebe, der nun wol, nach allem, was vorausgegangen war, in den unvermeidlichen Kollisionsfällen mit möglicher Unparteilichkeit urteilen mußte, und weit entfernt war, in seiner Kasuistik Jesuit zu seyn. Hiemit leugne ich jedoch nicht, daß seine Persönlichkeit und sein individueller Standpunkt nicht einen beträchtlichen Einfluß gehabt habe; ich habe dies bereits gestanden, und werde wieder darauf kommen. Am nächsten liegt uns jezt, zu erfahren, wie denn nun, was oben behauptet wurde, dieser Philosoph, Natur- und Geschichtforscher der Liebe in Wieland den Charakter seiner poetischen Darstellungen bestimt habe.

Eine Erklärung hat uns hierüber Wieland selbst gegeben, und diese muß ich zuerst mitteilen. „Die Pflicht des Dichters," sagt er, „wie des Beobachters und Geschichtschreibers

der Menschheit, ist, alle Arten von Charaktere (an deren getreuer Abschilderung doch wol so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w., welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstrakzionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion, sind in der Natur; es sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwiz frisch aufgeblasener Homunkulus und mancher alte halbkindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekantschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen u. s. w. sind freilich, wie die Magdalenen des Correggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht wiederfahren las-

sen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu tun: so kann warlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die sich nur für die Ahalas und Ahalibas (Ezech. 23, 4.) schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwol Wiz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kentnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern, wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemälde sich selbst ähnlich, und also eben so verführerisch ist, als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemalt habe, in der Absicht, das Volk

sündigen zu machen?" *) — — „Für solche Geschöpfe," fährt er späterhin fort, „wie wenigstens neun und neunzig Hundertteile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nötigste, was Leute wie wir zu tun haben, — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irtümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherlei

*) Unterred. m. d. Pfarrer. Bd. 30. S. 473 fgg. 514 fgg.

Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattirungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Phantasie! Wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannichfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irtums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß beinah in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Ich möchte darum nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Charakter jeder besondern Klasse von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigentümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Far-

ben und Schattirungen geschildert haben; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich die Nüzlichkeit solcher Gemälde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkentniß, der Selbsterkentniß, der Lebensklugheit und der stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nuzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsere Menschenmaler sich weder wissentliche Verschönerung noch vorsezliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmütigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Tiere kennen lehren; wo es keinem einfällt, z. B. den Uhu häßlicher oder

den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen, als er ist *)."

Dieses nun ist genau das Verfahren, welches Wieland bei der Schilderung und Darstellung derjenigen Neigung, die sich zur Herrin über die Welt gemacht hatte, sich vorschrieb, und um so genauer beobachten zu müssen glaubte, je größer er den Einfluß gerade dieser Neigung auf die menschliche Glückseligkeit gesehen hatte. Wolte er aber auf diese Weise verfahren, so war er genötigt, da, wo die eigene Erfahrung ihn verließ und die eigne Beobachtung nicht hinreichte, fremde Berichte hinzuzuziehen und Schilderungen früherer Beobachter zu benuzen. Um die Liebe in ihren verschiedenen Perioden und ihrem abwechselnden Charakter darzustellen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Farben mischen zu lernen, bald bei den Erotikern der Griechen, denen ich die Liebesbriefe des Philostratos, Aristenätos und Al-

*) Unterred. m. d. Pfarrer a. a. O.

kiphron, und einige ähnliche Werke Anderer gleich beizählen will, bald bei Kirchenschriftstellern, bald bei den Romanschreibern und sonstigen romantischen Dichtern des Mittelalters, bald bei Petrarca, bald bei Brantome und andern französischen Verfassern von Memoires, bald bei den decenteren Dichtern und Schriftstellern aus Ludwigs XIV., bald bei den frivoleren aus des Regenten und Ludwigs XV. Zeit. Wenn er nun, jezt als ein Nachahmer der Griechen, dann der älteren Franzosen, hierauf der Italiener und endlich der neueren Franzosen erscheint, so geschah hieran nichts weiter, als was unvermeidlich war; sein Stoff führte ihn jezt hier-, dann dorthin, und nach dem Stoffe mußte die Manier sich richten. Deshalb kann man nicht sagen, Wielands erotische Poesie habe die Pariser Farbe der Zeit getragen, in welcher sie entstand; höchstens nahm Wieland von den Ninons Frankreichs den Maasstab für die Hetären Griechenlands, und versinlichte sich Athen durch Paris, aber auch nicht

das damals neueste Paris. Wieland als Franzos hätte nie ein anderer seyn können, als aus Ludwigs XIV. Zeitalter, weil ihn nie jene innere und äußere Wohlanständigkeit verließ, in welcher am Ende doch allein die ihm niemals abgesprochene Urbanität, und seine Kunst, über Unziemliches den Schleier der Grazien zu breiten, besteht. Indeß war er auch nicht ein solcher, sondern er war bald ein Grieche, bald ein Italiener, bald ein Franzos, und immer — ein Teutscher. Und nur in dieser Mischung konte er ein Romantiker werden, etwas, wovon die neueren Franzosen nichts wissen. Die Griechen freilich eben so wenig, wiewol aus einem andern Grunde.

War denn aber auch Wieland wirklich ein alter Grieche? eine antike Natur? Wer beide nur einigermaßen kent, wird dieses leugnen müssen. Wieland gehört durchaus der modernen Poesie an, und wie oft er auch die Scene seiner Dichtungen nach Griechenland verlegt hat, so kann er doch, schon weil er die

Liebe zum Mittelpunkte seiner Darstellungen macht, weder zu den Griechen überhaupt, noch zu ihren Dichtern in einem andern Verhältniß stehen, als jene griechischen Erotiker, die auf dem Wendepunkte zwischen dem Antiken und Modernen sich befinden. Daß namentlich Wielands Agathon mit den Romanen eines Heliodoros, Achilles Tatios u. s. w. gar manche, und zum Teil auffallende, Aehnlichkeit des Stoffes und Gehalts hat, will ich weiter nicht berühren; denn weit merkwürdiger scheint mir die Aehnlichkeit des Standpunktes beider, von welchem aus sie die Liebe bei den Griechen nicht in ihrer wahren Natur darstellen konten, weil sie dieselbe mit römischen oder christlichen Augen betrachteten, unvermögend, dem mächtigen Einfluß der Zeit sich zu entziehen. Dem Bischof Heliodoros, dessen Züchtigkeit in der Darstellung einer Liebe voll Innerlichkeit und keuscher Enthaltsamkeit ohne allen Zweifel eine Frucht seiner Religion und seines Standes war, würde Wieland als Herzens-Verwandter am nächsten

gestanden haben; allein er konte sich nicht verhehlen, daß diese Liebe den Griechen doch allzufremd gewesen seyn dürfte, und mußte sich nun wol den übrigen anschließen, deren bisweilen ungezügelte Ueppigkeit dem christlichen Betrachter zwar anstößig war, der Wahrheit aber näher zu kommen schien. Darum verließ ihn auch die christliche Schüchternheit und Züchtigkeit nie bis dahin, daß er jenen, gewissen französischen aus jener Zeit nur allzuähnlichen, Mustern in *Natürlichkeit* und Keckheit gefolgt wäre, und gesagt hätte, was nur ein πασαν ἐρωτικην μυθολογιαν ἐν τοις των ἀσωτων συμποσιοις πεπαιδευμενος sagen konte. Wieland war also zu sehr Christ, um mit gutem Gewissen ganz Heide werden zu können; oder soll ich sagen: zu sehr Teutscher, um ganz Grieche zu seyn? Am Ende vereinigt sich beides darin, daß er zu modern war, um jemals ganz antik zu werden, wenn man dies *werden* kann und nicht *seyn* muß. Will sich hiebei jemand dessen erinnern, was ein anderer großer Dichter

von mehr griechischer Natur gegen Wielands Herkules und Alceste gesagt hat, so habe ich nichts dagegen.

Wie gesagt aber, Wieland war auf den Wendepunkt zwischen dem Antiken und Modernen gestelt, und sehr wahrscheinlich würde er sich ganz für das Moderne entschieden haben, wofern es nur sein sonstiger Opposizions-Standpunkt gestattet hätte. Vor ihm öfnete sich die neue romantische Welt, in deren Darstellung sich seine Phantasie gar wohl gefiel. Wie aber stelte er sie dar? „Schon ganz frühe," sagt Fr. Schlegel, „gesellt sich zu der gigantischen Größe, zu dem phantastischen Leben des romantischen Gedichts eine leise Persiflage, die oft laut genug wird. Dies ist der beständige Charakter dieser Dichtart vom Pulci bis zum Ricciardetto geblieben; und Wieland, der die Gradazionen dieser launigten Mischung fast in jedem seiner romantischen Gedichte verschieden, immer überraschend neu und immer glücklich nüancirt hat, ist ihr selbst doch in allen

durchgängig treu geblieben. Gewiß war dies nicht zufällig. Die romantische Fabel und das romantische Kostum hätten in ihrer ursprünglichen Bildung rein = menschlicher und schöner seyn müssen, um der glückliche Stoff eines tragischen, schön und einfach geordneten Epos werden zu können *)." Was bei den übrigen Romantikern eine Wirkung des Abenteuerlichen überhaupt gewesen war, das bewirkte bei Wieland das besondere Abenteuerliche, welches er in der Liebe dieser Zeit entdeckte. Christlich oder germanisch, rittertümlich oder petrarca-platonisch, überall sah er das Phantastische vorwalten, das sich vermißt, über die Natur zu seyn, und mit überirdischen Gefühlen groß tut, die doch sehr irdischen Ursprungs sind. Wie sehr er nun auch eine jede dieser Arten in ihrer Reinheit achtete, so fand er doch im Ganzen mehr Selbstbetrug als Wahrheit, und oft so viel gefährliche Unnatur, daß ihm unter ge-

*) Die Griechen und Römer. S. 202 fg.

wissen Bedingungen Rückkehr zur Natur der Griechen rathsamer dünkte, um der, Menschen möglichen, Glückseligkeit weniger Eintrag zu tun und für das Leben tauglicher zu werden.

Indeß hätte dies allein vielleicht doch jenen Ton der Persiflage nicht in seine Darstellungen der romantischen Welt gebracht, wenn nicht seine Persönlichkeit und seine individuellen Erfahrungen hinzugekommen wären. Nach allen jenen Beobachtungen und Untersuchungen und daraus gewonnenen Ueberzeugungen kehrte der philosophirende Dichter wieder zurück zu seinem zergliedernden, prüfenden Selbstgespräch, und überraschte sich selbst mit der Entdeckung, daß wenigstens die ganze christliche Welt fast zwei Jahrtausende lang, wiewol von Zeit zu Zeit auf verschiedene Weise, bald mit größerer, bald mit minderer Gefahr, eben der Selbsttäuschung unterlegen habe, von welcher er nur in der — Ehe genesen war. Was er an sich selbst erfahren hatte, machte sein Urteil milder gegen Andere, und verhinderte, daß menschliche

Schwachheiten ihm, wie ehedem, böses Blut machten oder seine Galle reizten. Nur durften diese Schwachheiten nicht mit Stärke pralen, der Zwerg sich nicht für einen Riesen, das Kind des Staubes nicht für einen Engel geben wollen, seit er allen diesen Erscheinungen auf den Grund gesehen hatte in dem Christentum, in dem Rittertum, in dem Platonismus und in der Galanterie. Anmaßungen dieser Art konte er nicht bemerken, ohne mehr und mehr von einem Geiste sich ergriffen zu fühlen, den schon Sokrates ihm früher zu einer Art spiritus familiaris gemacht hatte, der aber jezt bei des philosophischen Dichters guter Laune und heitern Stimmung von Tage zu Tage zutätiger ward, — ich meine den Geist der Ironie, der, nach Wieland (Grazien B. 6.) als ein kleines Impromtu der artigsten unter den Grazien und des liebenswürdigsten jungen Fauns, in Gestalt und Zügen ein seltsames Gemisch von Leichtfertigkeit und Anmut ist.

Er lehrte Phänaretens Sohn
Die Kunst, durch lauerndes Verstellen,
Der Narren, die vor Weisheit schwellen,
Der Gorgiassen, Stolz zu fällen;
Und dich, Horaz, den eleganten Ton,
Die Narren Roms, die Nata's, die Metallen,
Die Kazius und Kupiennius,
Und zwanzig andre Narren in us
So fein zum Gegenstand von unserm Spott zu machen,
Daß selbst der Thor, indem wir ihn belachen,
Gern oder nicht uns lachen helfen muß.
Den schönen Geistern neuer Zeiten
Scheint er nicht minder hold zu seyn.
Er gab den Lockenraub, den frommen Verdverd ein,
Ließ Mancha's Helden kühn mit Klappermühlen streiten,
Den schönen Fakardin an Kristallinens Seiten,
Ein Spinnrad in der Hand, im Schlafrock, unversehrt
Durch funfzig Mohrensäbel schreiten,
Und meinen lieben Stern' auf seinem Steckenpferd —
Poor Yorick! — sich zu Tode reiten.

Und wessen Dichtungen waren mehr Eingebung dieses Geistes, als des Urhebers dieser

Schilderung selber? „Wenn ich in vielen meiner Schriften," sagt er, „mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jezigen Stimmung des teutschen Nazionalgeistes (wofern wir anders einen haben solten) angemessen ist: so geschah es gewiß in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemals unter den Athenern, die ihn größtentheils nicht besser verstanden, als mich die Teutschen, das Nämliche tat." Wie viel Grund der gute Wieland zu dieser Klage hatte, sieht man deutlich genug daraus, daß selbst ein Schiller — und gar Viele urteilten ja bei weitem unbilliger und ungerechter — ihn misverstehen konte. Wenigstens aber in dem Augenblicke, wo Schiller, so vorzüglich in Allem, was Ernst und Würde heischt, so groß im Großen und Erhabnen, sein oben mitgeteiltes Urteil über Wieland niederschrieb, verkante er den Wert der Gattung von Poesie, welche durchaus auf Ironie gegründet ist, und höchst wahrscheinlich die Ironie selber.

Einseitiger als der heilige Hieronymus *), der nach Vergießung häufiger Tränen über seine begangenen Sünden, den — Plautus zur Hand nahm, ohne Zweifel nicht in der Absicht, ein Feuer, das die Tränen ausgelöscht hatten, wieder anzuzünden, dachte Schiller nicht daran, daß es Dinge gebe, die man nur aus der Welt hinauslachen kann. Doch es ist nun Zeit, Schillern auf seine Frage zu antworten, und durch diese Antwort unsern Dichter zugleich gegen manche andre Verunglimpfung zu retten.

Wenn es ein Unglück war, daß Wielands Schilderungen der sinlichen Liebe durch den Plan seiner Dichtungen notwendig gemacht wurden, so hatte Schiller sehr Recht, es ein ganz eigenes Unglück zu nennen, indem

---

*) Post noctium crebras vigilias, post lacrymas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur ad manus. Ad Eustoch. de custod. Virginit.

der Grund davon in Wielands Persönlichkeit und dem Opposizions-Standpunkte lag, worauf er in dieser Beziehung sich anfangs gegen sich selbst, dann gegen die halbe Weltgeschichte, und endlich, was ihm wol zunächst lag, gegen Klopstocks überschwengliche religiös-germanisch-empfindsame Liebe gestelt sah. Dieser Umstand erklärt Wielands häufige Wiederkehr zu einem Gegenstand ohne Vorliebe dafür, weshalb Schiller auch, und mit Recht, blos den kalten Verstand dabei tätig erkent. Unglück aber, oder nicht; Schiller fragt: ob es dem Dichter erlaubt sey, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusezen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen könne, der nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören (?), und ohne bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt? — Es liegt in dieser Frage weit mehr Vieldeutiges, als auf den ersten Anblick scheint;

es liegt auch Willkürliches darin. So muß offenbar der Ausdruck poetisch in einem ganz anderen als dem gewöhnlichen Sinne genommen seyn, denn hören wol z. B. Ovids Kunst zu lieben oder der Ardinghello darum auf poetisch, d. h. Werke der dichtenden Einbildungskraft, zu seyn, weil sie unsittlich sind und zu Unsittlichkeiten verleiten können? Und war es dem Dichter als Dichter nicht erlaubt, schlüpfrige und wollüstige Schildereien zu entwerfen, oder hat man sie dem Dichter nur zum Vorwurf zu machen, insofern wir in dem Dichter den sittlichen Menschen nicht vermissen wollen? Dann löst sich die Frage in das alte, noch immer nicht zureichend aufgelöste Problem auf, wie weit die Gesezgebung der Moral in der Aesthetik gehe. Schiller hatte hierüber so strenge als würdige Begriffe. Seine subjektive Idealität, die im Grunde nichts anders ist als die reinste Humanität, war ihm so heilig, daß alle Virtuosität des Talents ihm kein Ersaz für jenen Mangel dünkte, und daß ihm nichts ästhetisch oder poe-

tisch schien, was nicht zugleich als Ausfluß eines edlen Gemüts mit dem Stempel reiner Sittlichkeit bezeichnet war, Reinheit der Empfindung, Adel der Gesinnung und Würde der Gedanken mit einander vereinigte. In diesem Schillerischen Sinn ist denn auch hier das Poetische genommen. Gesezt nun, es habe damit seine Richtigkeit, wie steht es dann um Wieland? Ich glaube Schillers Erklärung ohne alle Bedingung annehmen zu können, ohne daß Wieland fürchten darf, dabei zu verlieren, nur muß er, wie gesagt, verstanden werden.

Nur die naive Empfindung kann, nach Schiller, dergleichen Schilderungen ästhetisch sowol als moralisch rechtfertigen, und er verwirft sie als Werk der Wahl und des Verstandes, wie es scheint aus keinem andern Grunde, als weil er dabei heillosen Anschlag auf unsre Begierden voraussezt. Nun spricht er zwar Wielanden von jedem Argwohn einer materiellen Tendenz frei; allein da er seine Ausführungen dieser Art für Werke des kalten Ver-

standes erkent, wäre er dann nicht auch verurteilt? Ausdruck der unschuldigen Natur, naive Empfindung können solche Schilderungen nur bei einer antiken Natur seyn,„ und wir haben gesehen, daß Wieland eine solche nicht war; macht das seine Sache nicht noch schlimmer? Gewiß würde dies der Fall seyn, wenn allein eine naive Empfindung, das reine Werk der Natur, rechtfertigen könte, denn Wieland lebte nicht in einer natürlichen Unschuldswelt, sondern in der künstlichen des Anstandes. Wie aber, wenn er durch naive Gesinnung, durch einen naiven Charakter zu jener Unschuldswelt zurückgekommen wäre? „Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen, sagt Schiller, müssen das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade seyn.“ Wenn das ist, so hat Wieland gewonnen, denn ich habe wenige Sterbliche gefunden, die alles dies in einem höhern Grade gewesen wären, und jeder, der ihn gekant hat, wird

sein Urteil über sich unterschreiben müssen: „daß er gar keinen Begrif davon hatte, wie man etwas mit böser Absicht reden oder tun, daß man sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen könne, als ihn.“ Demnach bedurfte es bei ihm nur der Ueberzeugung, daß die sinliche Liebe an sich nichts Verwerfliches oder Schändliches, nichts den Menschen Entehrendes sey, daß die keusche Natur so wenig Anstoß an ihr nehme als Homer, um von ihr zu reden wie — ein Dichter, der eigentlich nichts zu vermeiden hat, als was Abscheu und Ekel erregt, worin er mit den wahrhaft Gebildeten aller Völker und Zeiten übereinstimt, weil das Schönheitsgefühl jenen wie sie belebt. Und wo hätte denn Wieland dieses verlezt? Weit entfernt von dem Irtum, zu welchem den Grafen Buffon die Gattung seiner Studien verleitet hatte, daß in der Liebe das Physische allein gut sey und das Moralische nichts tauge, konte er nie ins Niedrige und Gemeine fallen, oder

die erotische Entschleierung roh und grob aus-üben: denn gesezt auch, er hätte ein Moralisches in der sinlichen Liebe nicht anerkant, was jedoch sein Fall nicht war, indem er auf Keuschheit und Mäßigung im Genusse überall dringt; so wußte er zu gut, daß der höchste Zauber auch der sinlichen Liebe in dem Aesthetischen bestehe, das sie umgibt, wodurch das Aeußere an Anmut gewinnt, die Stimme rührender, der Blick ausdrucksvoller, und das Schweigen selbst zu einer Sprache wird. An alles dieses hielt er sich, und aufs Höchste lief ein wenig scheue Lüsternheit mitunter: allein diese schien ihm von einer einmal belohnten sinlichen Liebe so unzertrenlich als die schmachtende Sentimentalität von einer unbelohnten. Darin bestand nun aber die Naivetät seines Charakters und seiner Gesinnung, daß er das, was er als natürlich, wahr und unabänderlich anerkant hatte, gegen Sitte und Gewohnheit einer herkömmlichen Decenz gar nicht verleugnen oder bemänteln konte, sondern frei und offen und

ohne allen Rückhalt bekant, weil er nichts seyn wollte, als ein Mensch, aber auch wirklich ein Mensch. Eben diese Naivität machte, daß seine Phantasie ihn in die Zeit versezte,

Eh' gleißnerische Heiligkeit
Das höchste Gut der Sterblichkeit,
Den frohen Sinn, um seine Unschuld brachte,

in die Zeit also, worin es noch keine Sündhaftigkeit der sinlichen Liebe gab, sondern nur eine Unziemlichkeit und Schädlichkeit derselben unter gewissen Bedingungen. Der Kontrast, welchen diese Zeit und Sitte machte mit der, worin der Dichter lebte, war freilich zu groß, um nicht von ihm bemerkt zu werden: wie nun aber, wenn eben dieser Kontrast nur ein Antrieb mehr für ihn gewesen wäre, sich seiner Zeit nicht zu bequemen? Er mochte wol meinen, daß unserer steifen Gravität etwas Natürlichkeit nicht schaden könne, und daß die Einfalt der Natur überall vor der Verkünstelung, die Wahrheit überall vor der Lüge den Vorzug behaupten müsse.

Bis hieher ist nichts, was nach den Gesezen der Aesthetik und Moral an Wieland zu tadeln wäre, wofern nicht irgend ein milzsüchtiger Kritiker die ganze erotische Poesie, worin Amor sein fröhliches Wesen treibt, verwerfen will; aber freilich paßt diese Schilderung nur auf einen Teil seiner Werke, auf denjenigen nämlich, worin es ihm ganz eigentlich darum zu tun ist, seine neu gewonnene menschliche Philosophie der Liebe vorzutragen, und die aus diesem Grunde fast alle didaktischer Art sind, z. B. die Grazien, Musarion und ähnliche. Von dieser Gattung seiner Werke unterscheidet sich eine andere allerdings zum Teil sehr auffallend, die nämlich, worin der Kontrast der künstlichen Welt und ihrer Anmaßungen mit dem, was der Dichter als Natur-Wahrheit aufgestelt hatte, hervorgehoben und beleuchtet ist. Hier ist es, wo nicht mehr naive Darstellung statt findet; aber an deren Stelle tritt die ironische, die mit jener im Grunde näher verwandt ist, als es auf den ersten Anblick scheint.

Zur Naivetät gehört eine natürliche, bewußtlos richtige Ansicht der menschlichen Verhältnisse, und offenherziges, absichtloses Urteil darüber, ohne den Kontrast dieses Urteils mit dem Konvenzionellen, von der Natur und Wahrheit sich gleich weit Entfernenden, nur zu ahnen. Vereinigt sich mit jener Ansicht das Bewußtseyn des hier statt findenden Kontrastes, und wird, gleich offenherzig, aber mit Absicht, jedoch absichtlos scheinend, das Urteil geäußert, so ist Ironie vorhanden, welche, wenn sie die Maske der Naivetät vornimt, Schalkhaftigkeit wird, wie sehr häufig bei Sokrates und fast durchgehends bei dem sokratischen — Wieland. Man sieht, Ironie, die man eine zum Bewußtseyn erhobene Naivetät nennen könte, ist der Grund und die Wurzel alles Komischen und Satyrischen, welche beide zum Zweck haben, menschliche Verkehrtheit durch den Kontrast, worein sie es mit dem Wahren und Rechten stellen, zu dem Wahren und Rechten zurückzuführen. Kann nun aber einer Verkehrtheit darstellen wol-

len, ohne daß sie als solche erscheine? — Wird er nicht in seiner Darstellung eben so weit gehen müssen, als der Erfahrung gemäß die Verkehrtheit selbst geht? Mache man hievon die Anwendung auf Wielands Darstellungen der Verkehrtheit in der Liebe! Gibt es hier faunische Naturen, schlüpfrige Scenen, ärgerliche Situazionen, wessen Schuld ist es, des Dichters oder der Welt, die ihm dazu die Originale lieferte? In der Gattung von Poesie, die er sich gewählt hat, und unter den obwaltenden Umständen wählen mußte, war es ihm nicht blos erlaubt, es war ihm notwendig, bei der Entwerfung des Plans ein Aergerniß, das daraus entstehen konte, nicht zu vermeiden. Empört es die keusche Empfindung des Lesers,— desto besser, so hat ja der Dichter seinen Zweck erreicht, der nicht darum mit kaltem Verstande — die Ironie ist ja ihrer Natur nach kalt und verständig, sezt einen kalten aber hellen Kopf voraus — solchen Plan entwarf, um uns zur Sünde anzureizen, sondern vielmehr davon

abzuhalten. Was Schiller also an Wieland tadelte, daß der kalte Verstand ihn bei solchen Schilderungen geleitet habe, das dient gerade zu seiner Rechtfertigung, indem es uns den Dichter auf seinem ironischen Standpunkte zeigt. Was wären denn der komische und satyrische Dichter, wenn auch sie nicht aufrichtig gestehen dürften, was eigentlich in dem Herzen und Leben der Menschen vorgeht, und was diese nur darum verbergen, weil sie gern etwas Besseres scheinen möchten, als sie sind, und ohne eigentlich Lust zu haben, besser zu werden? Und hätte der Schalk, der nun das Verborgene ans Tageslicht zieht, uns lachend an einen Spiegel stellt und ruft: Siehe, so siehst du eigentlich aus! hätte dieser Schalk nicht Verdienste um uns, nicht um die Tugend selbst? — Und verdiente sein Plan nicht auch in Schillers Sinne poetisch zu heißen, da er die Geseze des Anstandes nur verlezt, um die höheren Geseze der Humanität desto geltender zu machen? Nur die verleugnete Decenz, hinter welcher die Welt=

leute so gern Versteckens spielen, führt hier zum Ziel, und Wieland hätte noch viel weiter gehen können, als er gegangen ist, ohne daß man ihn hätte tadeln dürfen, wenn er nämlich Grotesken hätte aufstellen wollen. Zu solchem Aristophanisch = keckem Cynismus gebrach es ihm indeß, zwar bisweilen nicht an Lust und Neigung, aber im Ganzen an Mut, weil er die Decenz doch nicht bis zu dem Grade verleugnen konte, der dazu nötig gewesen wäre. Dazu war er zu sehr aus Ludwigs XIV. Zeitalter, und übrigens wol auch zu sehr der Ueberzeugung, daß mit Darstellung des völlig umgekehrten Ideals (ich meine Schillers sittliches) der Welt weniger gedient sey, als mit Darstellung des blos verkehrten. Das stimte ihn denn auf den Ton des feineren Spottes, der Persiflage, der an ihm wahrscheinlich nur darum verkant worden ist, weil er ihn aus echt ästhetischer Schalkheit so gut hinter der Miene der treuherzigen Einfalt zu verbergen wußte. Was ein Verdienst mehr an seinen poetischen Darstel-

lungen war, die komische Objektivität derselben, die nicht selten wahrhaft plastisch ist, das hat man ihm aus Gründen, die der Poetik fremd sind, zum Tadel gemacht. Weil Wieland voraussah, daß es so kommen und man den Ernst in seinem Scherze nicht erkennen würde, hielt er sich einer einstigen Apologie für bedürftig, glaubte aber nicht, dieselbe vermeiden zu müssen, weil er doch Recht habe.

Daß in dem Scherze der Ernst und hinter dem Scheine das Seyn an Wieland verkant ward, verwundert mich bei einem Einzigen mehr als den meisten Uebrigen, und dieser Einzige ist Jean Paul, welcher, vom Cynismus des Wizes und Humors redend, sich also erklärt: „Ein Aristophanes, Rabelais, Swift sind so keusch als ein anatomisches Lehrbuch. Etwas anderes, aber schlimmeres ist jenes persiflirende Gedicht, z. B. der Franzosen, der Weltleute und manches von Wieland, das zwischen den Grenzen des Ernstes und Lachens schwebend, nur Geister vernichtend belacht und Kör-

per ernst schaffend malt. — In dieser französischen Gattung ist ein umgekehrter Zentaur, der Mensch wird besiegt und das Tier befreiet; alles Edle wird lachend, d. h. vernichtend behandelt, alles Sinliche ernst und warm ins Feld geführt, und der Mensch zum Affen des Urangutangs gemacht *)." Dieses Leztere schildert eigentlich nicht das persiflirende Gedicht, sondern die Groteske, und tut recht daran, da es ihr Amt ist, das Ideale im Realen ganz untergehen zu lassen und ironisch die Bestialität als Humanität auf den Thron zu sezen, den kühnen Versuch wagend, durch Verachtung zur Achtung des Edlen und Reinen aufzuschrek-

---

*) Vorschule der Aesthetik S. 966 fg. Jean Paul, so unparteiisch, weil er so reich ist, hat in der neuen Auflage die in der alten gegen Wieland ihm entfahrene Ungerechtigkeit gut zu machen gesucht. In der alten spricht er nämlich von Wielands Gedichten überhaupt, in der neuen nur von manchen. Ich wollte, er hätte sie namhaft gemacht.

ken. Bei wem auch dieses Mittel nicht mehr anschlägt, über den muß man nicht den Dichter, sondern den Büttel schicken. Da Wieland nur selten an die Groteske anstreift, so ginge also auch nur die erste Hälfte der Schilderung auf ihn. Er belacht Geister vernichtend und malt Körper ernst schaffend, heißt ohne Zweifel hier doch nichts anders als: er stelt die reale Liebe dar zum Nachteil der idealen, gibt der sinlichen den Vorzug vor der geistigen. Dies ist freilich in gewissem Sinne wahr, sofern es nämlich die ideale oder geistige Liebe ist, gegen die Wieland ankämpft wie gegen jede Schwärmerei: allein es ist nicht wahr in dem Sinne, daß er anders als ironisch das Sinliche in der Liebe für das gäbe, was allein Wert an ihr hätte. Haben die Franzosen und die Weltleute im Ernste solch einen Ton angestimt, oder, was fast noch schlimmer ist, aus Leichtsinn und Leichtfertigkeit die Sache spaßhaft-ernst behandelt, so werde ich der Lezte seyn, ihre Rechtfertigung zu übernehmen: Wieland hat

nie im Ernste daran gedacht, denn in seiner Sele lebte ein sittliches Ideal, für welches er vielleicht gerade dann am wirksamsten war, wenn er als Komiker die Abweichungen davon darstelte. Ihn rechtfertigt, daß er es als Komiker tat. Wenn da mehr Körper als Geister erscheinen, das Sinliche häufiger hervortritt, als das Edle, so ist das weiter nichts als Natur der Sache, und der Dichter kann höchstens sagen: Werdet schöner, so will ich euch auch schöner malen. Vor der Hand bitte ich euch, den Komiker euch nie anders zu denken, als jene Satyrstatuen, in deren Inneren man die Bilder der Grazien fand. Für Wollustkammern malt er nicht, fragt euch aber, ob ihr denn gar zu ernst-finsterer, grießgrämischer und sauertöpfischer Natur seid, um der heitern Stimmung, der frohen Laune, dem neckenden Scherz, und allen den muntern, mutwilligen Genien, die den Komiker umringen müssen, gar nichts zu gute halten zu können? „Nicht alles," sagt Herder, „läßt sich in der

Menschheit zum Helden und Gott idealisiren; deshalb aber ist dieser Teil unsres Geschlechts so ganz und gar nicht verwerflich. Es gibt eine geringere, eine Faunen- und Satyrennatur in der menschlichen Bildung, die wir nicht verleugnen können; sie ist behend, aufgeweckt, lustig, munter in Einfällen, in Scherzen und Spielen; dabei lüstern, üppig; übrigens einem Teil nach (denn es gibt auch grobe, böse Faunen) gutartig, dienstfertig, wohlgefällig, freundlich. Warum solte man diesen Geschöpfen, die einst die Besizer der jungen Welt waren, ihre Freuden und ihre Spiele stören? Warum solte man diesem Satyrus, der mit so unendlichem Appetit die süße Traube kostet, jenem Faunchen, das die Nymphe belauscht oder haschet, jenem andern, der mit kindischer Freude die Flöte bläset, oder gaukelnd aufhüpfet, ihre jugendliche Freude, ihre unerfahrene Lüsternheit und Neugier rauben? Vergnügungen oder Lustkeime dieser Art machen ja einen so großen Teil der Jugendfreuden aus, die

man unschuldige Freuden zu nennen gewohnt ist; und manche Charaktere haften daran Zeitlebens."

Man wird also bei Wieland dreierlei erotische Darstellungen zu unterscheiden haben, die naive, die ironische und die blos launige. Daß sie nicht hie und da in einander spielen solten, war wol unvermeidlich, und die ironische Ader zieht leiser oder stärker sich wirklich auch durch seine naiven Darstellungen; allein dennoch glaube ich bemerkt zu haben, daß er im Ganzen für jede Art der Darstellung auch seine eigene Welt hat. Bei seinen naiven Darstellungen, die durchgehends etwas Didaktisches haben, ist die Scene ohne Ausnahme nach Griechenland, bei den ironischen in die romantische Ritterwelt, bei den blos launigen fast ohne Ausnahme in das blos poetische Land der Götter, Feen und des Orients verlegt, auf keinen Fall mit Absicht, denn der Ton ward vielmehr jedesmal durch die Scene selbst bestimt. Vielleicht verdient es aber bemerkt zu werden, daß,

wenn man das kleine Fragment aus Bonifaz Schleichers Jugendgeschichte ausnimt, Wieland zu seinen Dichtungen nie eine andere Scene gewählt, und keine einzige auf einen nahen Schauplaz oder in eine nahe Zeit versezt hat; wenigstens scheint mir, daß hiedurch eine verstärkte Bedeutung erhalte, was oben von seiner Stellung auf dem Wendepunkte zwischen dem Antiken und Modernen gesagt ward.

Alles vereinigte sich bei Wieland, seine höchste Aufmerksamkeit auf die Zeit der Gestaltung einer neuen moralischen Welt zu richten, in die Jahrhunderte des beginnenden und sich bildenden Christianismus, wo die Endpunkte der Vor- und Nachzeit alle in einander laufen. Der Blick rückwärts auf das alte Athen, vorwärts auf das neue Rom, hatte ihn eben in die Mitte des Kontrastes gestelt, dessen Ausdruck Ironie ist, die, auch als Lehrerin hoher Weisheit, nicht ohne Beimischung von etwas Komischem bleibt: allein er solte in diesen Jahrhunderten, die seine ganze Weltansicht bestim-

ten, noch mehr finden, zwei kongeniale Geister nämlich, deren Zwecke, deren Charakter, deren Ton seinem ganzen Wesen so ungemein angemessen waren, daß er sich an sie vorzüglich anschloß, und Hand in Hand mit ihnen, nicht ein Nachahmer, sondern ein Geistesbruder, wandelte. Kaum brauche ich zu sagen, daß Horaz und Lukianos gemeint sind, in deren vertrautem Umgang unser Dichter sein früherhin wenig gebrauchtes Talent für eine Kunst, die schwerer ist, als mancher sich einbilden mag, für die Kunst: Lachend die Wahrheit zu sagen, zu immer höherer Volkommenheit ausbildete. Wie Horaz will auch Er weniger die Laster züchtigen, als die Narrheiten in ihrer Blöße zeigen, und da Er bei Gelegenheit sich selbst von einer Porzion Narrheit nicht frei spricht, so fällt manches humoristische Streiflicht in seine Gemälde. „Daß Horaz der beste Maler der Sitten ist," sagt Johannes Müller, „diesen Vorzug hatte er seinem System von Lebensphilosophie zu danken. Er nahm genug-

samen Anteil an den Gegenständen menschlicher Leidenschaft, um die Empfindungen zu begreifen, welche ihre Diener begeistern, und er hatte zu viel Mäßigung, um ihr Sklave zu werden, und eine Güte und Billigkeit, welche den Sterblichen ihre Schwachheiten gern vergab." Wie genau paßt eben dieses auf Wieland! Und wie gleichen sich beide als Geistes-Aerzte! Den Vorurteilen und Irtümern sezen sie eine Philosophie des Lebens entgegen, die, weit entfernt den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter stelt, und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß unmöglich wird. Was er mit Lukianos gemein hatte, das hat er selbst gezeigt, denn die Schilderung, die er von diesem geistreichen Spötter entwirft, ist sichtlich in Beziehung auf seine eigene Individualität und Zeit verfertigt. Ich kann nicht umhin, sie mitzuteilen.

„Schwärmerei und Aberglaube," sagt er (Lucians Werke Bd. 1. Einl. S. XXXIII.

sgg.), „vertragen sich nicht nur sehr gut mit jedem Grade der Verderbniß des Herzens und der Sitten, von welcher sie nicht selten die Folgen sind, sondern werden auch, vermöge der Natur der Sache, hinwieder zu reichen Quellen und kräftigen Beförderungsmitteln derselben. Eben die Unmacht der Sele, die der Erschütterung eines geschwächten Gehirnes und den Visionen einer kranken Phantasie nicht widerstehen kann, wird auch von jedem Stoß der Leidenschaften, jeder Verführung der Sinne überwältigt. Daher haben sich die Zeiten, wo Dämonisterei und Fanatismus die Oberhand gewannen, immer auch durch einen höhern Grad von sittlicher Verdorbenheit ausgezeichnet. — — So wüst und schwindlicht sah es in den meisten Köpfen aus, und so sehr waren diejenigen, die von der Heilkunst der Sele Profession machten, selbst des Arztes bedürftig, als Lucian den Entschluß faßte, den taumelnden Genius seiner Zeit mit den einzigen Waffen, die er fürchtet und gegen die ihn seine

bezauberte Rüstung nicht schüzen kann, mit dem wizigen Spotte des kaltblütigen Menschenverstandes zu bekämpfen. Begabt mit einem geraden Sinn und aufrichtigen Hang zum Wahren in allen Dingen, ein geborner herzlicher Feind aller Affektazion und falschen Anmaßung, alles Ueberspanten und Unnatürlichen, aller Uebervorteilung der treuherigen Einfalt, aller Obermacht, die ein schlauer Betrüger durch künstlich versteckte Anstalten, oder ein schwärmender Selbstbetrogner durch blendende Naturgaben und das ansteckende Feuer seines Selenfiebers, über den blöden Haufen der Armen und Schwachen am Geiste zu erhalten weiß, machte er zum Geschäfte seines Lebens und zum Hauptzweck seiner Schriften, alle Arten von Lügen, Blendwerken und Künsten des Betrugs, von den theologischen Lügen der Dichter bis zu den Märchen der Geisterseher und Zaubermeister seiner Zeit, und von den Schlichen und Hinterlisten der reizenden Schwestern einer Lais, Phryne und Glycera bis zu den unendlichmal

wichtigern Kniffen der religiösen Gaukler, Orakelschmidte und Theophanienspieler, hauptsächlich aber und mit der unerbittlichsten Strenge, die falsche Weisheit und Gravität, die unwissende Vielwisserei, die gleißnerische Tugend, die niedrige Sinnesart und pöbelhaften Sitten der Handwerks-Philosophen seiner Zeit zu entlarven, alle diese verschiedenen Gattungen der großen Betrügerzunft in ihrer wahren Gestalt und Blöße darzustellen, und dadurch zu einem desto größern Wohltäter seiner Zeit zu werden, je weniger er auf ihren Dank, und je gewisser er hingegen auf Haß und Verfolgung von Seiten einer vielköpfigen und tausendarmigen Partei rechnen konte. Denn selbst der Umstand, daß er seine sehr ernsthafte Absicht, um sie desto gewisser zu erreichen, so oft unter einem Schein von Frivolität verbergen mußte, und blos zu belustigen schien, wo es ihm um Belehrung und Besserung seiner Leser zu tun war, muß in den Augen weiser und gerechter Leser sein Verdienst um so viel erhöhen,

als es, eben dadurch, in dem blöden Urteile des großen Haufens, der sich immer durch den Schein der Dinge täuschen läßt, herabgewürdiget wird." — — „Wir wären mit demjenigen zufrieden, der Gaben wie die seinige auch blos zu Belustigung unsers Wizes, zu angenehmer Unterhaltung unsers Geschmacks angewandt hätte. Lucian tut, indem er beides tut, noch viel mehr! Er unterrichtet, indem er belustiget, — er rächt Wahrheit und Natur an ihren gefährlichsten Feinden, — er rottet das Unkraut mit der Wurzel aus, das dem Fortkommen gesunder Pflanzen hinderlich ist, — verwahrt den noch gelehrigen Verstand einer jüngern Generazion gegen die Verirrungen ihrer Voreltern, — warnt sie vor den Schlingen, Fallgruben und Mörderhölen, die jenen verderblich waren, — weiset sie auf den ebenen Pfad der Natur, worauf der gesunde Menschensinn das Ziel, wonach wir alle streben, unmöglich verfehlen kann, — und wir verlangen noch mehr von ihm? Möchten doch so manche,

die man für große Wahrheitslehrer gelten läßt, selbst unter denen, die mit einem Lichtzirkel um den Kopf prangen, der Wahrheit so viele Dienste und so wenig Schaden getan haben, als er! Aber um die moralischen Krankheiten seiner Zeit mit Erfolg zu bekämpfen, brauchte es gerade einen Mann von Lucians Sinnesart und Grundsäzen. — Wer dies ist, wird sich freilich, wenn ihm die Wahl frei steht, lieber zu Demokrit und Epikur, seinen natürlichen Verwandten, halten, als zu Pythagoras und Plato, deren Vorstellungsart sich mit der seinigen so wenig als Oel mit dem Wasser vereinigen läßt." — „Hoffentlich wird das Gegenwärtige etwas dazu beitragen, unsere Leser zu überzeugen, daß er uns in den meisten seiner Schriften wahre Sokratische Weisheit, den reinsten Vonsens und die feinste Welt- und Menschenkentniß, bald mit Horazischem Wize, bald mit Aristophanischer Laune gewärzt, auftrage, und kurz, daß er — wenige Ergießungen einer zu leichtsinnigen Jovialität, und eine zuweilen über die

Aristotelische Linie zwischen zuviel und zuwenig ausschweifende Prävenzion gegen die Sektenstifter und ihre Verehrer, abgerechnet, — ein eben so weiser als wiziger Schriftsteller sey."

Hätte Wieland wirklich seine eigne Apologie, wie er willens war, geschrieben, was hätte er viel mehr und anderes für sich sagen können? Eins unstreitig, was ihm seine Bescheidenheit zu sagen nicht gestattet hätte, daß nämlich gerade ein solcher Genius für die Zeit, worin er mit dieser Gattung von Schriften hervortrat, ein ungemein wohltätiger Genius war, und daß er nicht blos durch das Dargestellte, sondern eben so viel durch die Art der Darstellung und seinen Ton, sich Verdienste um das gesellige Leben und die teutsche Literatur erworben hat, die noch lange nicht genug anerkant sind.

Wieland wurde der erste gesellschaftliche Schriftsteller Teutschlands. Ich nenne einen gesellschaftlichen Schriftsteller den, welcher die Schäze der Literatur nicht blos wieder für die Schule verarbeitet oder vermehrt,

sondern sie für das Leben anwendet; der das Wahre, Gute und Schöne in die Gesellschaft einzuführen bemüht ist, nicht als ein Lehrer oder Gesezgeber, sondern als ein Glied der Gesellschaft selber; der mithin an die Stelle des mündlichen Erzälers oder Unterredners tritt, und in seinem ganzen Vortrage durchaus auf den Ton der wahrhaft guten Gesellschaft gestimt ist. Daß ein solcher wahre Lebensphilosophie, ausgebreitete Kentniß der Welt und Menschen, feine Sitten, von Anmaßung und Vordringlichkeit eben so weit, als von steifer Blödigkeit entfernt, besizen müsse, ist wol die erste unerläßliche Bedingniß, so wie die zweite, daß er nie den Pedanten und Schulmeister mache, die nur das Schwere und Ungelenke für das Bedeutende halten, und ewig die gesellige Harmonie unterbrechen, weil sie nicht zu unterhalten wissen, indem sie belehren, und nicht artig zu seyn, indem sie scherzen. Menschen dieser Art können an ihrer Stelle sogar ehrwürdig seyn, und die Wissenschaften befinden

sich bei ihnen gewiß besser, als bei denen, die sie à portée de tout le monde behandeln; allein man darf auch dieses leichte literarische Völkchen nicht mit dem gesellschaftlichen Schriftsteller verwechseln, dem es nicht darum zu tun ist, von jeder Wissenschaft dem großen Haufen etwas zu kosten zu geben, wol aber darum, daß die Wissenschaft des Lebens eine Kunst des Lebens werde, durch welche das Wahre und Gute sich als Schön darstelle. Darum ist seine eigentliche Sphäre die Philosophie des Lebens, die, wenn auch nicht die höchste oder tiefste für den Menschen, dessen Bestimmung über das Grab hinausreicht, doch warlich für den Menschen, insofern er siebzig bis achtzig Jahre unter Menschen, mit ihnen und für sie, und doch hoffentlich nicht blos als seufzende Kreatur leben soll, ehe er ans Grab komt, auch so unwichtig oder entbehrlich nicht ist, als uns manche bereden möchten. Wenn er diese Philosophie nicht blos zur Ueberzeugung des Verstandes, sondern auch in einer Form mitteilt, welche zugleich den

Schönheitssinn befriedigt, so liegt diesem dieselbe Absicht zum Grunde, die im geselligen Leben die Formen der Achtung bestimte, den Wert des Dargebotenen nämlich durch die Art des Darbietens noch zu erhöhen. Und macht es nicht zuweilen blos die Art, daß man etwas nicht von sich weisen kann?

Solte ich einen solchen Schriftsteller schildern, wenn er unterhaltend belehrt, so wüßte ich kaum andere Züge zu finden, als Wieland zur Schilderung Aristipps gebraucht hat. „Er hatte seine schönsten Jahre zu Athen, in dem Umgange mit Sokrates und den größten Männern dieses berühmten Zeitalters, zugebracht; die Euripiden und Aristophanen, die Phidias und Polygnote, und (die Wahrheit zu sagen) auch die Phrynen und Laidion, hatten seinen Wiz gebildet, hatten jenes zarte Gefühl des Schönen in ihm entwickelt, welches ihn die Munterkeit der Grazien mit dem Ernste der Philosophie verbinden lehrte. Nichts übertraf die Annehmlichkeit seines Umgangs. Niemand

wußte, so wie er, die Weisheit unter der gefälligen Gestalt des Scherzes und der guten Laune in solche Gesellschaften einzuführen, wo sie in ihrer eigenen Gestalt nicht willkommen wäre. Er besaß das Geheimniß, den Großen selbst die unangenehmsten Wahrheiten mit Hilfe eines Einfalls oder einer Wendung erträglich zu machen, und sich an dem langweiligen Geschlechte der Narren und Gecken, wovon die Höfe der damaligen Fürsten wimmelten, durch einen feinen Spott zu rächen, den sie dumm genug waren mit dankbarem Lächeln für Beifall aufzunehmen.“ (Agathon Bd. 3. S. 18)

Solte ich einen solchen Schriftsteller schildern, wo er blos unterhält, wo es ihm nur darum zu tun ist, unsre Heiterkeit zu befördern, — gewiß nichts Kleines, denn der heitere und frohe Mensch ist nie lasterhaft, und wird das Menschenwohl mehr befördern, als der Grämling und der Murrkopf —; so würde ich die Züge von einer Dame entlehnen, welche

Wieland (Liebe um Liebe Ges. 5. V. 39 fgg.) also schildert. Sie

> Erzählt mit Laune, satyrisirt,
> Malt Porträts, wie Marivaux nicht feiner
> Sie malt', und macht (wie sich's gebührt,
> Damit die Erzählung interessirt)
> Das Kleine größer, das Große kleiner.
> Das ging wie ein Wetter! Bliz auf Bliz,
> Einfall auf Einfall! Empfindung und Wiz
> In ewigem Wechsel! Und solch ein Leben
> In ihrem Ausdruck! Die Farben so warm!
> Die Schatten so sanft, man sah sie schweben!
> Alles so leicht, so ohne Bestreben
> Zu schimmern, und doch so fein gegeben!
> Und selbst ihr Spott so ohne Harm!

Irre ich aber wol, wenn ich sage, daß Wieland in diesen beiden Schilderungen Wielanden geschildert habe? Und wo hatte Teutschland vor ihm einen solchen Schriftsteller? Gerade so feindenkend und gewandt, so geistreich und so wizig, so ernst und so harmlos launig, so spöttisch und so anmutig mußte der seyn, der für uns werden solte, was wir noch nicht hatten,

und der uns zu dem machen solte, was wir noch nicht waren. Man vergesse doch ja nicht, daß damals die Zeit war, wo man, mit Beutelperüquen und ausgesteiften Rockschößen angetan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen stacken, in Alleen herumführte, die so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurturm eingeschnürt da saß, daß sie einer Nürnberger Holzpuppe glich, zu deren Stummheit sie auch verdammt war, während die alten Basen in Gottschedischer Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten. Bei aller dieser jämmerlichen Geschraubtheit und Unnatur herschte von der andern Seite eine Rustizität und Barbarei, die kaum größer seyn konte, denn man denke nur an die Toasts voll Zweideutigkeiten und förmlicher Zoten, welche die Stelle des Wizes ersezten und mit wieherndem Gelächter aufgenommen wurden, oder an die Bakchanale der Musensöhne, „die sich oft, nach Thrazischer Weise, in Schlachten

mit Bechern und Krügen, und allemal in einem allgemeinem Rausch endigten.“ Wie, und dürfte ich hier nicht mit Wieland fortfahren? „Das feinere Gefühl des Schönen und Anständigen, den züchtigen Scherz und das wizige Lachen, und diese liebliche Trunkenheit, welche die Sele nicht ersäuft, nur sanft begeistert, sie, wie der Homerische Nepenthe, in süßes Vergessen aller Sorgen einwiegt, unfähig zur Traurigkeit macht, und jeder zärtlichen Regung und schuldlosen Freude öfnet, — von allem diesem wußten die guten Leute nichts. Zwar hatten die Musen angefangen, ihnen ihre Gaben mitzuteilen; aber ohne die Grazien und Amorn in ihrer Gesellschaft ist es selbst den Musen nicht gegeben, die Verschönerung des Menschen zu vollenden.“ (Grazien B. 4.)

Wie denn, und Wieland, welcher zuerst Amorn und die Grazien im Geleite der Musen in unsre Gesellschaften einführte, hier die peinliche Steifheit und dort die lärmende, zügel-

lose Fröhlichkeit daraus verscheuchte, die Wildheit des Jünglings in feine Sitte, die Blödigkeit des Mädchens in beselte Anmut verwandelte, der unsern Wiz zugleich mit unserm Gefühl verfeinerte, unsre Vergnügen veredelte, indem er unsre Sitten verschönerte, der dem Ernst Milde und der Tugend Heiterkeit gab, — dieser Wieland hätte nicht große, bedeutende und wahrscheinlich unvergängliche Verdienste um uns, um unser ganzes geselliges Leben und dessen Annehmlichkeiten? Wer sagen wollte, daß ich zu viel auf Wielands Rechnung geschrieben hätte, der hat wol schwerlich erwogen, daß der Einfluß des gesellschaftlichen Schriftstellers in keinem Lande größer und bedeutender ist, als in Teutschland, wo keine Hauptstadt und kein einzelner Hof den Ton für alle Provinzen angibt, wo nur die Feder des Schriftstellers in alle Provinzen reicht, und die Literatur das einzige Band war, welches alle Provinzen vereinigte. Nur in Einem noch vereinigten sich wenigstens alle Höfe und aller Hof-Adel und

alles, was diesem sich zunächst anschloß, in der Nachahmung des Hofes und der Hauptstadt Frankreichs; welche für die Muster des guten und feinen Tones gehalten wurden, und zur Zeit Ludwigs XIV. unstreitig auch waren. Eben das Volk aber, welches die Formen der geselligen Sitte für ganz Europa bestimt hatte, dessen Hauptneigung die Geselligkeit und dessen Glück und Stolz Repräsentazion ist, hatte auch die ersten und berühmtesten gesellschaftlichen Schriftsteller hervorgebracht, welche mit ihrer Feder mehr für Frankreich eroberten, als Ludwig mit all seinen Feldherren und Heeren. Wielands Blick mußte demnach in zwiefacher Hinsicht auf Frankreich gerichtet seyn, und welcher Billige kann ihm verargen, wenn er sich in diesen beiden Beziehungen den Franzosen näher anzuschließen suchte und wirklich anschloß? Das Griechische in ihm sagte ja öfters diesem Französischen zu, wie denn Athen und Paris gar manche Vergleichung gestatten; wenn er aber die französische Decenz bisweilen nach Athen

bringen zu müssen vermeinte, so verbesserte er auch wieder mit Attischer Urbanität die französische Courtoisie. Ich nante ihn einst einen Franzosen, der in Athen das Bürgerrecht erlangt habe, und er erwiederte: „Warum nennen Sie mich denn keinen Athener, der unter die Franzosen verschlagen ward?“ Wirklich schloß er sich den Franzosen in diesen Beziehungen als ein Grieche an. Die Meisten sahen zwar nur den Franzosen, und vielleicht trug das nicht wenig dazu bei, seine Wirksamkeit und seinen Einfluß zu verstärken und mehr zu verbreiten.

Wie gesagt aber, es kam hiebei nicht weniger auf die Art der Darstellung als das Dargestelte selbst an. Der gesellschaftliche Schriftsteller soll durchaus auf den Ton der wahrhaft guten Gesellschaft gestimt seyn: welche Anfoderung war dies für Wielanden zu einer Zeit, wo man in Gesellschaften von feinem und gutem, das hieß französischem, Ton auch nur der französischen Sprache sich bedienen zu kön-

nen glaubte! Mit Feinheit und Anstand, Wiz und Zierlichkeit sich auszudrücken traute man der Muttersprache nicht zu, und hatte vielleicht nicht ganz Unrecht, insofern man nach deren damaliger Beschaffenheit urteilte. Zwar hatte, was sie an Kraft und Erhabenheit, an Pracht und Würde, an tiefem und zartem Ausdruck des Gemüts, zu leisten fähig sey, welche Gediegenheit und Fülle in ihr liege, Klopstock auf eine glänzende Weise gezeigt: allein gesezt auch, der erzteutsche Klopstock hätte an den französischen Höfen Teutschlands den Eingang gefunden, den er nicht fand, so hätte das doch die Frage nicht gehindert, ob denn eben diese Sprache auch für den Ausdruck der feineren Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens Geschmeidigkeit genug besize. Dies in seinem ganzen Umfange zu beweisen, mußte Wieland so ganz für die Sphäre der schönen Poesie geschaffen seyn, als Klopstock es für die der erhabenen war. Beide stehen sich hier an Verdiensten gleich, und jeder ist in seiner Sphäre gleich

groß. Wieland wurde der Schöpfer unsers feineren Umgangstones, und zeigte zuerst, was an Leichtigkeit und Sanftheit, an Reiz und Anmut, in feinem Scherze, leisem Spotte, zierlicher Wendung und tändelndem Spiele die verachtete Sprache vermöge, und welcher unendlichen Bildsamkeit sie auch von dieser Seite fähig sey. Hier fand man zum erstenmale das Sanfte nicht matt und gedehnt, das Niedliche ungezwungen, das Naive ungeziert, die Grazie nicht platt, den Scherz nicht plump, und die Galanterie nicht fad, einen gefälligen munteren Ton statt des steifen altväterischen, und auf der angenehmen Mittelbahn zwischen dem Kostbaren und Gemeinen so leichten ungezwungenen Gang, daß man sich wie durch einen Zauberschlag in eine neue Welt versezt glaubte. Und war es nicht eine neue Welt, in die uns Wieland versezte? „Daß, wie der trefliche Kolbe sagt, die Geistesbildung eines Volks mit der Kultur der Muttersprache gleichen Schritt hält; daß durch diese, und fast durch diese

allein, in ihren leisesten zartesten Regungen die Sele sich ausspricht; daß, wie die Sprache veredelnde Pflege des Menschen annimt, sie auch wiederum veredelnd auf sein Innres zurückwirkt:" wer wird dieses leugnen wollen? Ist's aber dann noch nötig zu sagen, daß Wieland auch darum so ungemein auf die Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens wirkte, weil er in seiner Sprache dem Geiste gleichsam das Organ dazu gab? Warlich und dafür sind wir ihm mehr Dank schuldig, als mancher sich einbilden mag. Die französischen gesellschaftlichen Schriftsteller hatten für ihre Literatur, und eben damit auch für ihre Nazion, die Höfe und höheren Stände von ganz Europa erobert, Wieland eroberte uns unsre Fürsten und Großen für Teutschland. Sonderbar genug findet sich also, daß er gerade durch das, was Französisches an ihm seyn mochte, den Franzosen eine für uns so wichtige Eroberung entriß. Nicht als man sogleich aufgehört hätte, in den Zimmern der Großen

französisch zu reden: allein man fing doch nachgerade an, wenigstens über ein teutsches Buch französisch zu reden; allgemach fanden sich Mehrere, die sich nicht schämten, ein teutsches Buch zu lesen; das alte durchaus französische Geschlecht ging ab, und das neue konte sich nicht verhehlen, daß das Vaterländische doch wenigstens eben so gut sey, als das Ausländische, zumal da das Ausland selber uns an Gerechtigkeit gegen uns selbst übertroffen, und Wieland namentlich Eingang in Frankreich, ja Nachahmer daselbst gefunden, und einer seiner Nachahmer, Dorat, sogar bereits über Germanomanie sich beklagt hatte. So war denn vor allen sein Eingang in die höheren französisch-teutschen Zirkel entschieden, wie sein Einfluß auf alle zu größerer Feinheit sich bildenden teutschen Zirkel entscheidend gewesen war. Beide näherte er einander, und wenn er diesen, wie nicht zu leugnen, aber doch wol auch nicht geradehin zu verwerfen ist, etwas Französisches gab, so flößte er hergegen den ersteren unver-

merkt auch eben so viel Teutsches ein. Beide Teile konten dadurch nur gewinnen, denn wenn die teutsche, oftmals derbe, Ehrlichkeit zu einiger feinen Lebensart, und die französische, meist gemütlose, Politesse zu einiger Herzlichkeit kam, so erhielt jede, was ihr gebrach.

Konte nun aber Wieland, um alles dies zu wirken und zu leisten, wol anders seyn, als er eben war? Was Delbrück irgendwo von Klopstock gesagt hat, dieser Mann sey bestimt gewesen, die Bildung der Teutschen zu gründen, und habe hiezu beitragen müssen durch seine Tugend nicht weniger, als durch seine Fehler, — eben dieses scheint mir mit dem vollesten Recht anwendbar auch auf unsern Wieland.

Wieland aber hätte weit weniger leisten dürfen, als er geleistet hat, um immer noch unsre Bewunderung zu verdienen, denn er hatte keinen Vorgänger, keinen Rival und keine Aufmunterung. Nicht in einer glänzenden volkreichen Hauptstadt, im aufregenden Wechselverkehr mit den geistreichsten, wizigsten Köpfen

der Nazion, unter dem Einflusse jener Kotte= rien, die in Paris von der Zeit der Marquise Sablé bis zu Madam Geoffrin und l'Espinasse sich zu Bureaux d'esprit erhoben, son= dern in einer kleinen Stadt im Winkel von Schwaben, wohin nur die Gunst eines seltenen Zufalls ihm eine kleine, aber erwählte, Gesell= schaft verschlagen hatte, da blühte unser erster gesellschaftlicher Schriftsteller auf. Meist ab= geschieden von aller Gesellschaft, ohne bedeu= tenden literarischen Briefwechsel, schloß er sich auch hier desto enger an seine toden und abwe= senden Freunde, die Weisen und Dichter aller Zeiten und Völker an, die aber für ihn nicht tod und abwesend blieben. Hatte er dadurch den Vorteil, nur selten Plattheiten hören zu müs= sen, so sezte es ihn freilich auch von der andern Seite dem Nachteil aus, daß man ihm leicht, und zum Teil mit bösem Willen, nachweisen konte, wo sein Genie an einem andern sich ent= zündet, wo er dieses oder jenes gelernt, einen oder den andern Kunstgrif abgesehen hatte;

manchem fiel es wol gar ein, den Reichtum und die Originalität seines Geistes dadurch verdächtig zu machen. Gesezt, dies hätte Grund, so wüßte ich doch nicht, wo mehr poetischer Bildungstrieb zu finden wäre, denn wie groß und stark mußte dieser nicht seyn, um von den ungünstigsten Umständen nicht unterdrückt zu werden. Es ist wahr, die Einsamkeit ist dem Genie beförderlich wie dem Gemüt; allein eine Einsamkeit, in der dem Genie auch Muße gegeben ist, und die hatte der gute Wieland nun gerade gar nicht. Wolte er mitteilen, was sein Geist gedacht, sein Herz gefühlt und seine Phantasie gestaltet hatte, so konte dies nur in Nebenstunden geschehen, oder in Nächten, wo der innere Drang die müde Natur um ihren Zoll betrog; sehr oft aber mußten auch Musen und Grazien, seine Psychen und Danaen, seine Musarion und Zeniden und Zauberer und Feen sich bequemen, den Dichter zwischen den bestaubten Aktenbündeln einer sehr unästhetischen Kanzleistube zu besuchen, — denn nach sechs

Wochen seiner Anwesenheit in Biberach war die Stelle des Kanzleidirektors erledigt worden, und Wieland erhielt sie, wurde aber dadurch fast zwei Jahre lang in einen Zustand peinlicher Besorgniß versezt. Zwischen dem evangelischen und katholischen Teile des Magistrats war nämlich über die Ausgleichung der Kanzlei und des Syndikats ein Prozeß entstanden, der unsern Wieland unaufhörlich mit dem Verlust seiner Stelle bedrohte, bis im Jahr 1764 die katholische Partei emerkte, daß eine deshalb in Wien niedergesezte Hofkommission zu Gunsten des evangelischen Anteils überhaupt und Wielands insbesondere entscheiden würde. Nun ging sie einen Vergleich ein, durch welchen Wielands Zustand wenigstens von einer Seite leidlicher, und sein Siz in jener Kanzleistube gesichert wurde. In ihr sind ein ziemlicher Teil des Agathon, des Idris, der Musarion u. a. geschrieben, und -- wer hat an ihnen den verstimmenden Prozeß, die Nähe der Protokolle, Lampenrauch oder Kanzleistaub bemerkt? Glück-

lich in sich und in dem Vergnügen, das er Andern bereitete, gab Wieland sich ganz dem rastlosen Drange seines Innern hin, und sezte das Leben an die schöne Bildung des Lebens. Wer würde seiner Lage nicht verzeihen, wenn der Dichter sich blos hätte gehen lassen? Was aber jeder Billige gern tun würde, das tat er selbst nicht, weil er sich selbst, d. h. einer für jedes Schöne ungemein empfänglichen, zartfühlenden und richtig urteilenden Sele, genügen wolte. In manchem arbeitete er, echt genial, sich selbst unbewußt dessen, was er leistete (nicht was er wolte), wie aus dem hervorgeht, was er an Geßner schrieb (29. Aug. 1766): „Musarion ist gewissermaßen eine neue Art von Gedichten, welche zwischen dem Lehrgedicht, der Komödie und der Erzählung das Mittel hält, oder von allen dreien etwas hat. Ich habe vor, dergleichen künftig mehr zu machen, unter denen das Gastmal des Solon und Aspasia, oder die Kunst zu gefallen, seyn werden. Die Grazien werden gleichfalls, — aber ich fange an zu

merken, daß ich nicht klug bin, Ihnen von allen den Einfällen zu sagen, die mir im Kopfe herumgehen, und deren Ausführung von so vielen zufälligen Umständen abhängt. So viel ist gewiß, daß ich eine Menge Sujets habe, welche, wenn ich lebe, mich nach und nach beschäftigen, und vielleicht das Publikum ermüden werden zu lesen, ehe ich müde werde zu reimen; so unbegreiflich groß ist der Reiz, der mit diesem seltsamen und tändelhaften Hexenwerk verbunden ist.“ Damit er aber, was er ein tändelhaftes Hexenwerk nennt, sich selbst genügend zu Stande brächte, war ihm nun auch noch für den Teil, welcher Sache des Verstandes und des hartnäckigen Fleißes ist, Studium und unverdroßne Arbeitsamkeit vonnöten, um Schwierigkeiten zu überwinden, die oft um so verdrüßlicher machen, je geringfügiger sie scheinen, und die von den Wenigsten bemerkt, von den Meisten kaum geahnet werden, weil sie das vollendete Werk mit dem Ansehn der Leichtigkeit täuscht. Wieland, der nur zu gut einsah, wie

viel auf diese scheinbaren Geringfügigkeiten ankomme, wenn der Körper die schöne Sele gleichend in allen Teilen umhüllen solle, wendete daher auch auf sie die größte Aufmerksamkeit und den hartnäckigsten Fleiß; und so kam es denn, daß an gerundeter Komposizion, angemessenem Ausdruck, Wohlklange der Sprache und Melodie des Verses nur wenige Dichter jener Zeit ihm gleich kamen, keiner ihn übertraf.

„Die Sprache der Musen," sagt er in einem Schreiben aus jener Zeit, „ist eine Art von Musik, welche die zartesten Saiten der Sele rühren soll. Ich verweise es den Dichtern und mir selbst, daß die meisten durch die Gelindigkeit des größern Teils der Leser verfürt, sich selbst allzugelinde sind. Auf der andern Seite aber scheinen mir die Kunstrichter, welche so viel von uns fodern, nicht allemal zu bedenken, ob die Vollkommenheit, die sie in unsern Werken vermissen, in gewissen Umständen, in dem Zeitalter, in dem Lande, worin wir leben, bei den Sitten, bei den Beispielen, von denen

wir unvermerkt angesteckt werden, bei den Zerstreuungen, die wir nicht vermeiden konten, oder bei den Aufmunterungen, die uns gefehlt haben, möglich gewesen sey. Was für ein Unterschied, der Mitbürger eines Volks zu seyn, wo den Tugenden und Talenten Statuen aufgerichtet werden, oder unter einem andern zu leben, wo sich beide allzuglücklich schätzen müssen, wenn sie nur Verzeihung erhalten! Was Wunder also, da unsere Verfassung, unsere Erziehung, unsere Sitten den Musen so wenig günstig sind, daß eine Menge sonderbarer Umstände zusammen kommen müssen, bis unter den poetischen Genien, deren unsere Nazion ohne Zweifel so viele hervorbringt, als irgend eine andre, einer oder der andre wirklich entwickelt und zu demjenigen gebildet wird, wozu ihn die Natur bestimt hatte? Aufrichtigkeit und Liebe zur Freiheit gehören unter die Eigenschaften, womit die Natur mich bis zum Ueberfluß zu begaben gut gefunden hat. Ein gerührtes Herz, ein wirklicher Enthusiasmus, eine

von einem wirklichen Gegenstand entzückte Sele, war die Quelle von allem, was ich geschrieben habe. Wenn ich hierin von vielen andern Poeten verschieden bin, so dienet zu wissen, daß ich niemals ein Poet, wie diese sind, zu seyn verlangt habe. Was diejenige Art von Ehrgeiz betrift, die dazu erfodert wird, es sey nun als Ritter oder Stallmeister, sich mit den poetischen Riesen, Zwergen, Mauleseltreibern und bezauberten Mohren einzulassen, so versichere ich, so wahr mir die Musen günstig seyn mögen! daß sie mich niemals angefochten hat; und überhaupt muß ich gestehen, daß ich nach der allergenauesten Selbstprüfung schon vorlängst die Entdeckung gemacht, daß mir die Natur den Ehrgeiz gänzlich versagt hat, der die Gelehrten, es sey nun, daß sie sich in Prosa oder Versen, in Reimen oder Hexametern zu verewigen suchen, begeistern soll, und von welchem ich nur nicht einmal fähig bin, mir einen deutlichen Begrif zu machen."

Gerade solch eine Natur ward aber auch erfodert, um in Wielands Lage zu leisten, was er geleistet hat, geleistet blos durch eigene Kraft, anerkanten Mustern und seinem feinen Gefühle mehr vertrauend, als der schwankenden Kritik seiner Zeit. Höchstens nahm er Horaz und Diderot zu Leitern, welcher Leztere ihn besonders von seinem alten Uebel der Caricature en beau glücklich heilte. Daß er von dem Einflusse der Sulzerschen ästhetischen Einseitigkeit, der Ramlerschen Kälte und aller andern Geschmacksspruderie sich frei erhalten, und mit alter Künstlerunschuld ungehindert und ungeirrt sich blos seinem Genius hingeben konte, war ein Vorteil, den er aus Biberach zog, wol aber auch der einzige, denn allen übrigen hatte ihm Warthausen gebracht. Dieses Warthausen selbst aber war ihm eine Zeitlang verleidet gewesen, weil er, um den Rechten seiner Vaterstadt nichts zu vergeben, lieber des Grafen Ungnade sich zuziehen und freiwillig der ange=

nehmsten Erholungen berauben wolte *). Das gute Verhältniß wurde zwar, wiewol erst nach zwei Jahren, wieder hergestelt, bald darauf aber entfernte sich der Graf mit seiner Umgebung auf längere Zeit von Warthausen, und

*) Mad. la Roche n'est plus ici; elle a suivi son mari et son maitre à Bönigheim, terre du Comte de Stadion. Nous ne nous écrivons plus, parceque j'ai eu le malheur d'encourir la disgrace de son excellence en faisant mon devoir et rien de plus. — — J'aurai le plaisir de vous raconter toutes les circonstances d'un événement méprisable en soi-même, mais qui m'est bien important, parcequ' il m'a appris bien des choses que je ne savois pas et quae nescire malum erat. Aus einem Briefe Wielands an Zimmermann v. 17. Nov. 1766. An denselben schrieb er d. 19. März 1767: „Seitdem ich durch einen Anfall von Patriotismus für die Stadt Biberach mir die Ungnade des Grafen v. St. zugezogen habe, erfahre ich nicht das mindeste mehr von allem, was mich interessirt, und lebe von der gelehrten und politen Welt so abgeschieden, als in irgend einer Klause in Tyrol."

eben jezo stand dieses für ihn ganz verödet, denn der Graf Stadion war gegen Ende des Jahres 1768 daselbst gestorben. Wieland dürfte daher, bei allem innern Reichtum, doch Gefahr gelaufen haben, daß bei längerer Dauer seiner Lage der Dichter über dem Kanzleidirektor verkümmert wäre, ungeachtet er in der lezteren Zeit beide recht gut mit einander ausgeglichen hatte. „Was meine Kanzellei betrift,“ schrieb er d. 24. Aug. 1765 an Riedel, „so müssen Sie sich die Sachen eben auch nicht so gar gräßlich vorstellen. Ordentlicher Weise habe ich die meisten Nachmittage zu meiner Disposizion, und meine Geschäfte gehen mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expeditivsten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Tuskulanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde (wozu vor den nächsten zwanzig Jahren wenig Hofnung ist), sehe ich auch keine Möglichkeit, eines zu bekommen. In Ermangelung dessen habe ich ganz nahe an unserer Stadt, aber doch

in einem etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemietet, wo ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und so nahe es meinem Hause in der Stadt ist, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich des Sommers meine meisten müßigen Stunden zu, solus cum sola, aber ganz allein mit den Musen, Faunen und Grasnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Gesicht habe, welche auch den enthaltsamsten Einsiedler unversucht lassen würden. Hier sehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblich erfrischenden Geruch des Heues; ich sehe schneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben soll, so lange und so gut ich kann; — auf der andern lockt mir ein durch Gebüsche halb verdeckter Galgen fernher den Wunsch ab: daß ein halb Duzend Schurken, die ich ganz trozig tête levée herumgehen sehe, daran hängen möchten. Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe; ein langes

angenehmes Thal, das sich mit einem zwischen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem schönen, schneeweißen Kirchthurm endet, und über demselben eine Reihe ferner, blauer Berge, aus denen im Abenstral Horn, ein uraltes, seit Kurzem von den jezigen Besizern neu aufgebautes Schlößchen herausglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich Alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und mit diesem Prospekt vor mir, size ich an einem kleinen Tische und — reime."

Da indeß nicht jeder Tag ein schöner Sommertag ist, und andere Zeiten auch andere Stimmungen gebracht haben würden; so dürfte es doch wol ein Glück zu nennen seyn, daß gerade zu einer Zeit, wo Wieland aus seiner bisherigen Lage all den Vorteil gezogen hatte, der möglicher Weise für ihn und unsre poetische Literatur nur irgend daraus zu ziehen war, sein erworbener Ruhm und der bei den Großen erhaltene Eingang eine Veränderung dieser Lage

herbeiführten. Schrieb er doch schon am 17. September 1769 an Salomo Geßner:

„Nein, liebenswürdigster meiner Freunde, glauben Sie nicht, daß es möglich sey, jemals von mir vergessen zu werden. Im Gegenteil wünsche und hoffe ich, daß die mir bevorstehende Veränderung ein neuer Beweggrund werden möge, unsre alte Freundschaft von neuem zu beleben und wirksamer zu machen, als sie seit geraumer Zeit aus zufälligen Ursachen gewesen ist. — Was für eine Veränderung? werden Sie sagen. — Eine sehr große in Absicht meiner gegenwärtigen Situazion, und, wie ich hoffe, eine glückliche. Ich habe von dem Kurfürsten zu Mainz (c'est à dire von demjenigen, aus dessen Augen er sieht, von dem jezigen Großhofmeister Freih. von Großschlag, einem Mann, auf den sich das Prädikat Arbiter elegantiarum so vollkommen schickt, als es sich seit dem alten Petronius auf irgend jemand geschickt hat) einen Ruf als Regirungsrath und Professor Primarius der Philosophie auf der Uni-

versität zu Erfurt, mit 600 Rthlr. Gehalt, bekommen, und alle Umstände und Bedingungen sind so beschaffen, daß ich so viel als entschlossen bin, diesen Ruf anzunehmen. Man hat mir zu erkennen gegeben, daß man mich nur um meines Namens willen haben wolle, und daß man zufrieden sey, wenn ich komme, solte ich auch gleich nichts anders tun, als daseyn und machen, was mir selbst gefalle. Sie sehen, mein Theuerster, mit einem Blicke alle agrémens und desagrémens dieser Verpflanzung; vermutlich werden Sie mit mir der Meinung seyn, daß die ersten, in Vergleichung wenigstens mit dem sklavenmäßigen Amte, das ich unter diesen Kamtschadalen von Biberach schleppe, die lezten weit übersteigen. Ich werde also, so Gott will, gehen, und nun stellen Sie sich die Figur vor, die ich unter diesen neumodischen, süßen, philosophischen und literarischen Kleinmeistern, womit die Baumgartensche, Meyerische und Klotzische

Schule Sachsen angefüllt hat, machen werde. Ich verspreche Ihnen, mich so ganz leidentlich aus der Sache zu ziehen, und vielleicht, ohne große Bewegungen und viele Maschinen dazu zu gebrauchen, den Sachen eine andere Gestalt zu geben, als sie dermalen haben.“

Corrigenda.

S. 76 Z. 16 drei l. vier.
— 102 — 3 v. unt. Thomson l. Milton.
— 112 — lezte Zeile — eine l. ein.
— 113 — 6 übersezt l. benuzt.
— 115 — 11 gogossen l. gegössen.
— 123 — 1 folgenden l. selbigen.
— 134 — 5 Dicheer l. Dichter.
— 142 — 15 es l. er.
— 161 — 8 See inen l. Seite einen.
— 166 — 11 dem l. denn.
— 183 — 10 nichts ehrwürdiger l. nichts weniger ehrwürdig.
— 206 — 5 einem l. einen.
— 238 — 13 hätte l. hatte.
— 246 — 3 v. unt. Dir l. Die.
— 250 — 9 Zemide l. Zenide.
— 357 — 2 v. unt. als man l. als ob man.






Gruber
Wielands
Leben







1475

No. ~~3621.~~

wöchentl. Sgr. Lehrgeld

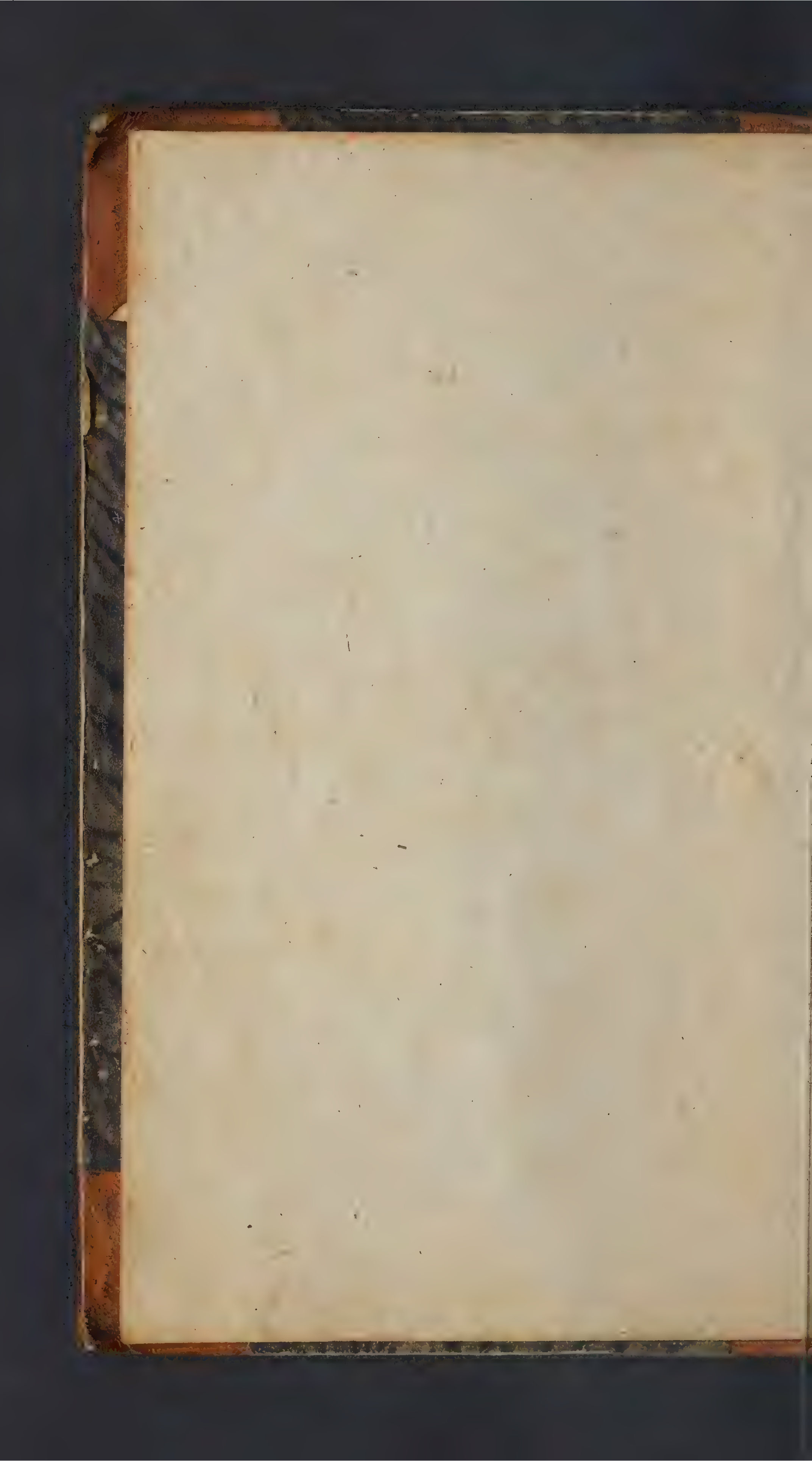
~~Kaufhaus.~~

~~Schneider gebracht~~

J. Reichard.

1 Lit. Kupf.

J. Reichard's Buchhandlung
in
Torgau



Christoph Martin Wieland

geschildert

von

J. G. Gruber.

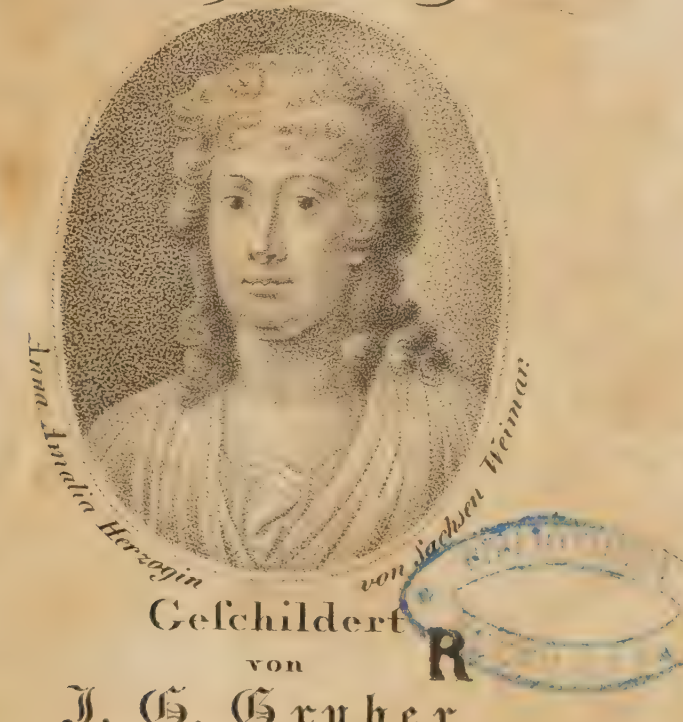
Zweiter Theil.

Nachricht über die zum 2ten Bande gehörigen Kupfer.

Zu diesem zweiten Bande gehören, außer dem gestochnen Titel, drei Kupfer:

1) Facsimile eines Briefes an den Freiherrn von Sonnenberg (s. S. 341.)
2) Eine Medaille (s. S. 524.)
3) Wielands Grabmal (s. S. 528.)

Christ.ph Martin Wieland.



Geschildert
von
J. G. Gruber.

Zweiter Theil.

Mit zwei Kupfern und einem Fac-simile.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1816.



Wieland in Erfurt.

1769 — 1772.

Wie schwer unserm Wieland auch die Trennung von seinem alten, redlichen Vater, einer geliebten Mutter und so trauten Freunden, als la Roche und dessen Gattin wurde, so wog doch endlich die Betrachtung, daß er einen für seine Talente und Neigungen angemessenern Wirkungskreis finden werde, jede Bedenklichkeit nieder. Ehrenvoll von seiner Vaterstadt entlassen, kam er also, nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren, wieder an den Ort zurück, wo er die Philosophie zuerst studirt hatte, um sie jetzt daselbst zu lehren. Ungeachtet man bei seiner Berufung mehr auf seinen berühmten Namen als seine Lehrer-Thätigkeit gerechnet hatte, so ging er doch mit den redlichsten

Entschließungen nach Erfurt, auch durch diese so nüzlich zu werden, als er nur irgend vermöchte. Besonders hatte er sich vorgesezt, öffentliche Vorlesungen über die Geschichte der Menschheit nach Iselins bekanntem Werke zu halten. „Gefällt Ihnen dieses Vorhaben, schrieb er deshalb an Bodmer, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir aus dem reichen Schaz Ihrer Lectur, Erfahrung und Meditazion, gelegentlich, einen Beitrag tun wolten. Denn ich möchte nicht gern einen Philosophen von der Art agiren, in welche Aristophanes den ehrlichen Sokrates travestirt hat. Das bene mereri de humano genere hat einen mächtigern Reiz für mich als jemals."

Wenn der Erfolg nicht seinen Erwartungen entsprach, so war dies wenigstens nicht seine Schuld. Leider fand er nur zu bald zu Klagen hierüber sich veranlaßt. So schrieb er d. 18 Oktober 1769 an seinen Geßner: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein

Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Roheit, Geist- Herz- und Geschmacklosigkeit! — Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaeso! was für ein Thaumaturge müßte ich seyn. Das wäre alles, was eine Kolonie von Lavater, die zu uns käme, zu unternehmen wagen möchte. — Leute, welche Glauben haben, um Berge zu versezen." Indeß hielt nichts destoweniger Wieland vier Tage in der Woche an jedem zwei Stunden Vorlesungen, und sein Ruf vermehrte wirklich die Anzahl der Studirenden um die Hälfte, d. h. sie stieg von 25 auf 50.

Nach dem Willen des ehrwürdigen Kurfürsten Joseph Emmerich und seines Ministers des Freiherrn von Großschlag solte die Erfurter Universität gegen ihre übrigen teutschen Schwestern nicht mehr zurückstehn, und man berief zu diesem Behufe mehrere neue Lehrer dahin, von denen indeß damals der einzige Wieland berühmt war, denn, Riedeln etwa

ausgenommen, begründeten die übrigen erst späterhin ihren Ruf. Unstreitig waren sie die vorzüglichsten Lehrer der Universität, denn von den älteren Professoren war kaum einer zu zählen: allein da sie doch nicht geeignet waren, dem Institut durch ihre Namen Ansehn zu verschaffen, so blieb es eben bei dem alten traurigen Verfall, zumal da Neid und Kabale noch überall zu verhindern strebten, was etwa Besseres hätte gewirkt werden können. Die katholischen Professoren wirkten den protestantischen, diese sich unter einander selbst entgegen, und die neu angestellten waren den alten ein Dorn in den Augen. Diese neu Angestellten gehörten zu keiner Fakultät, wurden nicht aus dem Fonds der Universität, sondern blos aus der kurfürstlichen Kasse besoldet, und standen mit der Universität fast außer allem Zusammenhange. Selbst Mielands Berufung als Professor primarius Philosophiae war eigentlich nur eine gnädige Intenzion des Hofes und des Ministers; denn wäre sie von

der Universität anerkannt worden, so hätte er doch unmöglich erst nach sieben Monaten seiner Anwesenheit durch eine besondere Verfügung des Kurfürsten zum außerordentlichen Beisizer des concilii academici und zum Mitglied der Kurfürstlichen Kommission bei der Akademie ernannt werden müssen, wie dieses wirklich geschah. Der Hof scheint die alten Formen nicht haben antasten zu wollen, denn wiewol er eben damals bei einem heftigen Streite, welchen die Universität gegen Riedel erregt hatte, zu durchgreifenden Maasregeln fest entschlossen schien, so kam es doch nie zur Ausführung. Blos der einzige Professor H... wurde durch ein strenges Dekret seiner Stelle beraubt, und von dem Plane, mehrere Andre in Ruhestand zu versezen, Wieland aber und Riedel an die Spize der ganzen Universität zu stellen, war nachher nicht weiter die Rede.

Die neu angestellten Professoren waren daher im Grunde nur außerordentliche, und ihr

so lockerer Zusammenhang mit der Universität hatte die schlimme Folge, daß ihre beste Einsicht und ihr redlichster Wille zur Verbesserung des gebrechlichen Instituts auch dann nichts hätte beitragen können, wenn ja in einem oder dem andern Professor alter Stiftung noch ein Funke von Empfänglichkeit fürs Bessere geschlummert hätte. Die Professoren der neuen Stiftung blieben eine Partei für sich; je mehr aber diese Partei von dem Kurfürsten selbst und seinen würdigen Räten v. Großschlag und v. Benzel, dem Statthalter v. Breitenbach, dem Regierungsrath Genau, einer Art von Kurator der Universität, einigen andern Räten und allen hellen Köpfen unter den Studirenden geachtet wurde, desto mehr war sie dem Haß und zum Teil der Verfolgung des eigentlichen corporis academici ausgesezt. Am ärgsten verfolgten jedoch die Theologen, und Wieland solte für seine Person bald die Erfahrung machen, daß man im Lande der Puffbohnen nicht ungestraft ein

Grieche sey. Ein Priester rief von der Kanzel seinen Zuhörern zu: „Geliebte! laßt uns den Kelch des Leidens trinken, indeß andre mit Wein und Rosen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verscherzen!" Schlimmer noch als ihm erging es jedoch Bahrdten, der hier, in seine nachher so verrufene Kezerei hinein gehezt, den Grund zu seiner Feindschaft gegen die positive Theologie legte.

War aber für den Ruhm und die schönere Wirksamkeit der Universität nichts zu tun, so war in dem gesellschaftlichen Leben Erfurts nichts zu gewinnen. Gerade das Haus, wo es am glänzendsten herging, und wo sich täglich alles versammelte, was auf Geschmack, Wiz und Weltton Anspruch machte, zeichnete sich durch eine Frechheit und Unverschämtheit aus, bei welcher es die Schamhaftigkeit und Delikatesse Wielands am wenigsten aushalten konte. Eben so wenig als dieser ausgelassene Ton behagte ihm der ehrlichteutsche, der ziem-

lich plump und unbeholfen in andern Zirkeln herrschte.

Wie erfreulich würde es für Wieland gewesen seyn, wenn jezt sein Lehrer in der Philosophie, Baumer, noch hier gewesen wäre, denn dessen Wiz und Laune, heitere Lebensansicht und Spott über den Wahn und die Narrheiten der Menschen würden ihm gewiß vergessen gemacht haben, daß er vor 20 Jahren über seine zu magere Körper- und zu schwere Selenspeise geseufzt hatte; Baumer aber war schon seit einiger Zeit als Professor und Bergrath nach Gießen abgegangen. Wieland zog sich also auch in Erfurt von den meisten Gesellschaften zurück, die er bei der Welt, die er in sich trug, und bei dem Glücke seines häuslichen Lebens nie vermißte. „Unser liebster Wieland, — schreibt Heinse, der Verfasser des Ardinghello, auch einer von denen, die damals Wielands Ruhm nach Erfurt gezogen hatte, unterm 28 Jan. 1771 an Gleim — hat zwei Töchterchen; mit diesen scherzt, plau-

dert, und kurzweilt er. O könten Sie nur minutenlang das Vergnügen genießen, ihm hiebei zuzusehen! Jedes Lallen, jedes Wörtchen, jeder Blick, jede Miene, jede Geberde ist dem tiefsehenden Manne eine neue Entdeckung in der Philosophie des menschlichen Herzens und der musikalischen Sprache. Mit einem Blicke, nur mit einem einzigen solte der Bürger von Genf, der Verfasser der Schrift über die Ungleichheit der Menschen, diese Vaterliebe sehen; reisen durch ganz Europa würde er dann gewiß, und stehlen und verbrennen dieses sein Buch! — wenigstens würd' er widerrufen, daß die vage Liebe des vaterlosen wilden Zustandes des menschlichen Geschlechts die glückseligmachende Liebe sey!" Außer der eigenen Kinder erfreute sich Wieland auch noch der Entwickelung des jungen la Roche, der ihm von Biberach hieher gefolgt war. Im Kreise seines Weibes und seiner Kinder, in der Gnade des Hofes und des Statthalters, der Achtung der Achtungswerten, störte kein

ungenügsamer Wunsch die stille Heiterkeit seiner Sele.

Erweckenden Umgang hatte Wieland vor Biberach in Erfurt mit den neuangestellten Professoren voraus. Mit Riedel, dem Verfasser einer Theorie der schönen Wissenschaften und der Briefe an das Publikum, hatte er schon seit Jahren in einem freundschaftlichen Briefwechsel gestanden. Wenn gleich kein tiefer, war er doch ein heller Kopf, und hatte, bei zwar unverkennbarem Leichtsinn, doch so viele gute Seiten des Herzens und so viel Zuneigung zu Wieland, daß schon darum ein traulicheres Verhältniß würde statt gefunden haben, wenn auch beide nicht in gemeinschaftlicher Liebe zur schönen Literatur sich begegnet wären. Mit Herel, der bei der größten Frauenscheu, die Liebesbriefe der Alten übersezte, ließ zwar sein schmuziger Geiz kein eigentliches Herzensverhältniß zu, allein seine große Gelehrsamkeit und sein nicht geringeres Genie boten Wielanden doch in wissenschafti-

cher und artistischer Hinsicht nähere Berührungspunkte zu ihm dar. Bahrdt interessirte ihn durch hellere Ansichten und Freimütigkeit; und Meusel, der sich damals mit Poesie und Kunst nicht weniger als mit Geschichte beschäftigte, empfal sich ihm zugleich durch Aehnlichkeit des Charakters und Betragens. Uebrigens war ein bedeutender Vorteil, welchen Wieland aus seiner Verpflanzung nach Erfurt zog, unstreitig die größere Muße, die ihm zu Teil geworden war, und auch diese Muße war wieder gänzlich den Musen gewidmet. Sehen wir, was diese ihrem treuen Jünger hier eingaben.

Eine nicht zu verkennende Veränderung an Wieland dem Dichter ist, daß er aufhörte blos Erotiker zu seyn. Nachdem er den Amadis und die Grazien, beide in Biberach begonnen, in Erfurt vollendet hatte, entwarf er in dieser Art nur noch den verklagten Amor, der zuerst als Bruchstück in Werthes Hirtenliedern (1772) erschien, und offenbar nichts anderes

ist als eine poetische Rechtfertigung seiner bisherigen erotischen Poesie. Ich zweifle nicht, daß jeder, sobald er diese heitere Dichtung voll Wizes und der schalkhaftesten Laune gelesen hat, mit Momus ausrufen wird:

So arg der Schalk auch ist, man kann ihn
nicht entbehren!

Und vielleicht daß mancher eben dies auf den Schalk von Dichter anwendet, weil er bemerkte, daß er in noch so verdrießlicher Stimmung dies Gedicht nicht lesen konnte, ohne sich erheitert zu fühlen, und zwar so sehr, daß er gar nicht gewahr ward, er habe ein Lehrgedicht gelesen.

Wie der verklagte Amor seiner erotischen Poesie, so dient der Nachlaß des Diogenes von Sinope (Bd 13 der sämtl. W., zuerst unter dem Titel Σωκρατης μαινομενος oder die Dialogen des Diogenes 1770 erschienen), der ganzen Gattung, welcher Wieland nun bereits acht Jahre gewidmet hatte, zur Recht-

fertigung. Längst hatte seine angeborne Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein sind, ihn zu diesem Sonderling aus der sokratischen Schule hingezogen, als er bemerkte, daß er sich mit ihm in ziemlich ähnlicher Lage befinde. Nicht genug, daß eine gewisse Klasse von Leuten meinen mochte, der Dichter wälze doch auch nur eine Tonne, fand er sogar, — da in der That die komische Poesie ohne einigen Cynismus nicht einmal gedenkbar ist, — daß er selbst als Cyniker zu ihm in Beziehung stehe. Teils nun um dem Publikum zu zeigen, was es denn eigentlich mit diesem Cynismus auf sich habe, teils um das Werk seines Lebens selbst ins gehörige Licht zu stellen, ließ er den Aldermann der Cyniker für sich auftreten als den gutherzigsten, frohsinnigsten und vernünftigsten Sonderling, den es je mag gegeben haben. Und hat jemals einer auf eine anmutige Weise gezeigt, daß ein Sonderling kein Narr, ein komischer Dichter kein bloßer Spaßmacher, ein Cyniker, bei aller

Natürlichkeit und Offenheit, eben so wenig ein plumper Gesell, als der Tugendhafte ein Murrkopf sey, so hat Er es, der uns beinahe die Ueberzeugung abzwingt, es sey doch eigentlich eine verkehrte Welt, worin man den einen Sonderling schilt, der der Natur am getreusten blieb. Die Darstellung des Dichters ist humoristisch, und gewiß war es ein glücklicher Gedanke, gerade den Diogenes so einzuführen, der gewissermaßen selbst als das Vorbild der Humoristen betrachtet werden kann. Daß Sterne unserm Dichter den Ton angegeben habe, ist wol außer Zweifel, wie es gewiß eben so außer Zweifel ist, daß von allen Nachfolgern Sterne's keiner seinen Ton glücklicher getroffen hat. Das macht, Wieland war auch hier kein bloßer Nachahmer, sondern ihn beselte ein verwandter Geist. Man betrachte diese Galerie von Gemälden, aus denen des Diogenes Nachlaß besteht, und sage dann selbst, ob ein bloßer Kopist sie so hätte liefern können. Bei aller Unähnlichkeit des Inhalts und des Stils,

der zwischen Tristram Shandy und des Diogenes Nachlaß herrscht, findet sich doch an den Urhebern beider dieselbe Gutmüthigkeit und Frohherzigkeit, derselbe feine Beobachtungsgeist, derselbe tiefe Blick ins menschliche Herz, der die leisesten Züge erhascht und darstellt, dieselbe naive Nacktheit, dasselbe Gemisch von Tiefsinn und Frivolität, dieselbe Milde des Urtheils und Wärme des Herzens, derselbe harmlose Spott über eine närrische Welt, der sich so gut verträgt mit der Liebe zu den Menschen, dieselbe Ueberraschung mit der größten sittlichen Zartheit bei allem Mutwillen. Gewisse humoristische Keckheiten in Wendungen, Abbrechungen, Sprüngen u. s. w. waren dagegen weniger in Wielands Natur; und da er nur seiner Natur zu folgen gewohnt war, so nahm er von jenem humoristischen Zugehör nicht mehr auf, als sich ihm von selbst anbot, und ließ sich am wenigsten einfallen, sich die Composizion des Tristram Shandy, wie ungemein hoch er diesen auch schäzte, zum Muster zu

nehmen. In dieser Hinsicht ist des Diogenes Nachlaß Yoriks Reisen ähnlicher. Nicht also gegen das Ganze des Tristram Shandy halte man das Wielandische Werk, wol aber die einzelnen Gemälde gegen einander, wobei man finden dürfte, daß es hier Scenen gibt, die selbst an die Episode von dem Lieutenant le Fevre reichen. Hätte Wieland auch nur durch Diogenes den armen Lamon, seine schöne Frau und unschuldigen Kinder retten, oder die schöne und gute Glycerion schildern lassen, so würden ihn alle Zeiten für einen Geistes-Verwandten Sterne's nicht nur, sondern für den menschenfreundlichsten Liebling der Musen und Grazien halten müssen.

Merkwürdig in mehrfacher Hinsicht ist der in dieser Zeit gedichtete (1770 zuerst erschienene) Kombabus. Wie sehr unser Dichter zwischen den Griechen und Franzosen in der Mitte stehe, zeigt vielleicht kein Gedicht auffallender als dieses, dessen Stoff von einem Griechen entlehnt (Lukianos von der Syri-

schen Göttin) und von einem Franzosen gleichzeitig bearbeitet wurde. Der Letztere hat ein Gedicht im Geschmacke Grecourt's daraus gemacht, da hergegen Wieland diesen delikaten Stoff mit einer Züchtigkeit zu behandeln suchte, wie sie nur irgend dabei möglich war. Zu diesem Behufe hat er die Königin in ein weit schöneres Licht gestellt, und die Hauptsituazion weit zarter eingeleitet und durchgeführt, als er sie in seinem griechischen Vorbilde fand; überdies aber auch der ganzen Handlung einen edlern Bewegungsgrund untergelegt. „Sie mußte eine Heldentat seyn, sagt er, und dies konte sie nur dadurch werden, daß sie die Wirkung eines ganz uneigennüzigen Triebes war, und daß Kombab ein Opfer, das einen so schweren Grad von Selbstverleugnung erfoderte, nicht der Furcht für sein Leben, sondern dem Gefühl seiner Pflicht, der Tugend, brachte." Man kann aus diesem Grunde den Kombabus nicht in Eine Linie stellen mit den komischen Erzählungen, denen er nur einiger-

maßen im Tone ähnlich ist; solte man ihn vielleicht eine moralische Erzälung nennen können, wenn man dabei nicht an moralisirende dächte, oder gar an aufgestellte moralische Musterbilder? Kein Vernünftiger wird glauben, daß Wieland ein solches in einem Helden habe aufstellen wollen, der sich Nachahmer so wenig versprechen dürfte als sie wünschenswürdig wären, und darum hat der Dichter, zum Ueberfluß, den launigen Ton für seine Darstellung gewählt, der sie indeß noch keineswegs zu einer komischen macht. Hätte er aber nichts als eine launige Erzälung liefern wollen; so tat er besser, die Motive seines Vorgängers beizubehalten, statt ihm eine sittliche unterzuschieben, womit er die ganze Ansicht veränderte, weil er die Begebenheit ins Gebiet der Moral herüberspielte. Die Erzälung wurde dadurch zu einer launig-moralischen, an welche man andere Anforderungen dürfte zu machen haben als an die blos launige und die blos moralische. Soll nämlich die, versteht sich ästhetische, Laune mit

der Moral oder der Moralität ein Spiel treiben, so kann es durchaus nur in problematischen Fällen geschehen, und die Kasuistik ist das eigentliche Gebiet, wo beide sich mit einander herumtummeln mögen. In dieses Gebiet zog denn auch Wieland seinen Stoff, und kündigt dies sogar durch die Einleitung an, wo es unter anderem heißt:

Der große Punkt, worin wir alle, wie ich denke,
Zusammen treffen, ist: Ein echter Biedermann
Zeigt seine Theorie im Leben.
So schön und gut sie immer heißen kann,
So wollt' ich keine Nuß um eure Tugend geben,
Wofern sie euch im Kopfe sitzt.
Warum, laßt euch den Oheim Toby sagen,
Und Trim, den Korporal! —. Für izt
Sey mir (mit allem Respekt vor euren Bärten, Kragen,
Kapuzen, Mänteln, Bireten, und allem Zubehör
Der Sapienz) erlaubt, euch aus der praktischen Spähr'
Ein klein Problemchen vorzutragen.

Wer sieht hier nicht die Ironie durchschimmern? Aber sie ist nicht gegen die Handlung gerichtet, sondern gegen die Moralphilosophen, die der Dichter gerade mit dieser Handlung ein wenig chikanirt, wahrscheinlich weil sie ihn als Anwald der sinnlichen Liebe chikanirt hatten. Vielleicht hoffte er eine gewisse Klasse derselben, die etwa dem Bruder Robert gleichen möchten, den seine Schalkheit nicht umsonst mit einmischte, billiger im Urteilen zu machen, indem er ihnen zurief:

Ihr, die ein rascher Schwur verpflichtet,
Die schönste Sünderin begierlos anzusehn:
Seht, welchen Zoll Kombab der Tugend hier entrichtet!
Und müsset ihr euch selbst gestehn,
Dies sey der nächste Weg dem Satan auszuweichen,
So gehet hin, und tut desgleichen!

Solte nun aber nach diesem Plane die Erzälung nicht mit eben dieser Stelle schließen? Wenigstens scheint dies mir so, und es ist keine Frage, daß von Vers 301 an bis zum Ende die

Erzälung blos launig wird, und zu dem Anfange nicht weiter paßt. Was aber noch schlimmer ist, dieser leztere Teil steht sogar im Widerspruche mit dem ersten; denn nun ist von der sittlichen Motive nicht weiter die Rede, sondern lediglich von der klugen des griechischen Erzälers. Hätte der tugendhafte Kombabus wol sagen können:

Dies Kästchen, Herr, enthält
Das Kostbarste von allem in der Welt,
Was dein Kombab besaß. —?

hätte er bei der Entdeckung seiner Unschuld sagen können:

aus was für weisen Schlüssen
Er sich, nach langem Kampf, (weil er, was nun geschehen,
Nur gar zu wohl vorher gesehn)
Zu dem entschlossen, was wir wissen?

Der tugendhafte Kombabus hatte freilich sehr Recht, auf seine Tugend jezt nicht sonderlich stolz zu seyn, denn er hatte sich, auch nach der verzweifelten Vorsorge, nicht eben helden-

haft genommen, indem er seine Tat, wo er sich ihrer am meisten hätte freuen sollen, — bereute, und sich doch gar zu kläglich geberdete.

Die Schwachheit, die er uns gezeigt,
Macht ihm (ich seh's an ihrem Achselzücken)
Die nichts verzeihenden Katonen ungeneigt.
Mein Held verliert in wenig Augenblicken
Was noch vielleicht an seiner Tat
Verdienstlich war. — Wer schafft für alles Rat?
Ich lasse der Natur gern ihre kleinen Mängel;
Und freilich macht ein Schnitt noch keinen Engel!

Mit diesen Worten sucht der Dichter seinen Helden zu entschuldigen; ich fürchte aber gar sehr, daß er sich hiebei, aus Furcht, die Tugend übermenschlich zu malen, was man in früheren Zeiten ihm so oft vorwarf, in den entgegengesezten Fehler verirrt hat, der Tugend allzuwenig zuzutrauen, indem er die Keuschheit nicht einmal bei einem tugendhaften Verschnittenen sicher seyn läßt; wobei ihm der heilige Basilius und eine lange Note von Bayle wol einen Streich gespielt haben könten. Auffallend ist es, daß sich der Kombabus des Griechen weit

würdiger in diesem Falle benimmt, dem allenfalls, wenn er keine betrunkene Königin vor sich gehabt hätte, solch ein Betragen eher geziemt haben möchte. Wie mag aber, wer der Tugend solch ein Opfer zu bringen fähig war, hinterher so bejammern, daß er nicht die Tugend zum Opfer bringen kann? Dies können die ärgsten Beobachtungen des heiligen Basilius nicht wahrscheinlich machen, und ich begreife nicht, wie Wielanden dies hat entgehen können. Allein es kommt noch schlimmer: und hat der Dichter vorher die Kasuisten chikanirt, so können ihn diese jezt wieder chikaniren. Hat nämlich der heilige Basilius richtig beobachtet, wie Wieland selbst anzunehmen scheint, so ist des Kombabus Tat ja nicht einmal ein vollgiltiger Beweis seiner Unschuld. Indeß dies versichert der Dichter ausdrücklich, und wir müssen ihm glauben. Wie aber, was hat denn am Ende diese Tat anders verhindert als das gröbste Verbrechen? Daß der tugendhafte Kombabus seinem königlichen Freunde

das Herz seiner Gemalin entwendet, macht ihm nicht die geringste Sorge; der platonische Liebeshandel geht seinen Gang, weil nun einmal kein anderer anzuspinnen war, und es ist ein Glück für die Beschuldigten, daß der König nicht so subtil raisonnirte wie Bayle, und mit dem Körper seiner Gemalin vorlieb nahm.

Genug, je genauer ich diese Erzälung betrachte, desto überzeugter werde ich, daß sie, aus Mangel an Einheit des Grundtons, kein reines Ganzes geworden ist, und wie aus widersprechenden Elementen zusammengesezt erscheint. Wie Wieland aber dazu gekommen sey, einen Fehler zu begehen, vor welchem sein Freund Horaz nicht genug warnen kann, das, scheint mir, kann nur aus einer damaligen Wendung seines Geistes erklärt werden, deren er sich selbst nicht genau bewußt war. Der Stoff reizte den Verfasser der Komischen Erzälungen, und dieser würde sich desselben wol auch ausschließlich bemächtigt haben, wenn nicht sein Geist eben jezt der Philosophie vor-

züglich wäre zugewendet worden, die immer eine Art von skeptischer Laune bei ihm rege machte. So kämpften zwei Geister in ihm, deren jeder nach der Reihe die Oberhand behielt, bis kurz darauf der Dichter sich mehr auf die Seite der Philosophie neigte. Alles, was er noch in Erfurt schrieb, hat eine philosophische Richtung.

Nicht aber blos Amts- und Berufshalber, sondern aus dem innigsten Interesse wendete Wieland sich zu der zweiten Freundin seiner Jugend, der Philosophie, die eben um jene Zeit eine für den Menschenfreund und den Dichter gleich erfreuliche Wendung zu nehmen im Begrif war. Der Einfluß Friedrichs von Preußen hatte dem Geiste der britisch-französischen Philosophie des gesunden Menschenverstandes nun auch in Teutschland manchen Anhänger gewonnen; und wenn schon meistens nur unter solchen, die ohnehin eine französische Bildung erhalten hatten, so ging doch von diesen die Wirkung weiter und weiter. Unter den teut-

schen Philosophen selbst verlor sich zuerst die (an ihrem Orte doch nicht zu verwerfende) strenge und steife Methode, so daß selbst die lezten Anhänger der Wolfisch-Baumgartenschen Schule, Mendelssohn und Sulzer, der Philosophie auch außerhalb der Hörsäle durch einen würdig schönen Vortrag Gehör zu verschaffen bemüht waren. Zu dem, was man späterhin Popularphilosophie genant hat, war hiemit der erste Schritt geschehen, und vielleicht geschah durch die beiden Genanten auch noch der zweite und dritte, indem sie das Gebiet der Psychologie wenigstens eben so sehr anbauten als das der Metaphysik. Mit der Form der Darstellung auch den Stoff der Philosophie zu verändern, das war einem Manne vorbehalten, den meines Wissens, außer Degerando's, noch keine Geschichte der Philosophie genant hat, und jede nennen solte, keinem andern nämlich als unserm — Wieland, dessen Einwirkung aus demselben Grunde so bedeutend wurde, aus welchem er unbe-

merkt geblieben ist, weil er nämlich kein Kompendium geschrieben hat: und er schrieb vielleicht keins, weil er, wie Hamlet, zwischen Himmel und Erde so mancherlei bemerkte, wovon in den Kompendien nichts steht, wovon zu reden doch aber auch der Mühe wert sey.

Zwei Merkwürdigkeiten jener Zeit gaben dem philosophischen Forschungsgeiste Wielands seine besondre Richtung, das, was Rousseau schrieb, und das, was Joseph der Zweite tat oder wolte. Die interessanten Paradoxen des Genfer Philosophen über den Naturstand des Menschen und über die Schädlichkeit der Wissenschaften und Künste veranlaßten bei Wieland, der über die Geschichte der Menschheit Vorlesungen hielt und ein eigenes Werk darüber zu schreiben vor hatte, ein eigenes Studium der Naturgeschichte des sittlichen Menschen, und als Beiträge zu einer solchen sind zu betrachten sein kleiner Roman Koxkox und Kikeqvetzel, worin er Rous-

seau mit Voltaire's Waffen bekämpft, und drei gegen Rousseau gerichtete Abhandlungen: über den ursprünglichen Zustand des Menschen; über die Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken; über die Behauptung, daß ungehemte Ausbildung der menschlichen Gattung nachteilig sey. Diese kleinen Schriften, sämtlich im Jahre 1770 verfertigt, gab Wieland heraus unter dem Titel: Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen; *) und wenn diese jezt vielleicht durch ihren Inhalt weniger wichtig solten geworden

*) Machen jezt den 14ten Band der sämtl. Werke aus, unter dem Titel: Beiträge z. geh. Gesch. d. Menschheit. Die Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Afrika, so wie die Bekentnisse des Abulfauaris (jezt im 15 Bd. der sämtl. W.) waren in der ersten Ausgabe ebenfals damit verbunden, sind jezt aber durch einen späteren Aufsaz: über die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts (vom Jahr 1777) davon getrent worden.

seyn, als sie zur Zeit des ersten Erscheinens unstreitig waren, so werden sie doch für den Geschichtforscher der Philosophie stets wichtig bleiben, weil keine andere Schrift den damaligen Umschwung der Philosophie so genau bezeichnet als eben diese Beiträge, die ihn mit bewirken halfen. Der Uebergang der Philosophie von dem Dogmatismus der Wolfischen Schule zu der eklektischen, wie sie durch Feder, Platner, Eberhard, Garve, Meiners, Herder u. A. gebildet wurde, war nur durch eine Zwischenstufe möglich, die wir eben bei Wieland kennen lernen. Hier finden wir den Einfluß der britisch-französischen Erfahrungsphilosophie, die Neigung zur Anthropologie, welche durch das neu belebte Studium der Völkerkunde an Reiz und Gehalt eben damals ungemein gewann, die raisonnirte Geschichte, die zu unerwarteten Resultaten über den Gang des Menschen- und Nazionenlebens führte, und den Gemeinsinn als höchsten Richter in Sachen der Philosophie, kurz also, alles das vereinigt, was

von England und Frankreich herüber die Geister zur Empfänglichkeit für das Neue gestimmt haben mußte. Wieland fand damit um so leichteren und größeren Eingang, da er, den Weg verfolgend, den Shaftesbury, Addison, Steele, Bolingbroke, gegangen waren, seine Ueberzeugungen auf eine auch dem gebildeten Weltmann anziehende Weise mitteilte. Nächst dem Stoffe aber, den er bearbeitete, nächst der anziehenden Art der Darstellung und der Form der Einkleidung, gewann Wieland noch größern Einfluß durch seinen Geist der unbefangenen Prüfung und seine Baylesche Skepsis in Ansehung aller, ihrer Natur nach problematischen, Gegenstände. Ohne selbst ein wissenschaftliches System der Philosophie entworfen zu haben, bereitete er durch diese vereinten Eigenschaften die bald darauf folgenden vor, bahnte ihnen als gesellschaftlicher Schriftsteller den Weg, und kann demnach nicht mit Unrecht unter uns als Stifter der Philosophie genant werden, die innerhalb ihrer Grenzen sich des Namens der Popular-Philosophie gar

nicht zu schämen hat. Es ist hier nicht der Ort, über ihre Vorzüge und Mängel mich zu verbreiten, allein verschweigen darf ich nicht, daß zu der Zeit, wo, und unter den Umständen, worin sie unter uns entstand, schwerlich irgend eine andere von so wohltätigen und erfreulichen Folgen würde gewesen seyn; und ich verschweige dies nur darum nicht, weil der Dank für einen guten Teil dieser Folgen Wielanden gebührt. Wohin dessen eigenstes und angelegenstes Streben ging, das hat er selbst in einer jener Abhandlungen uns genau bezeichnet.

Große Ursache haben wir, sagt er, gegen alle und jede auf unsrer Hut zu seyn, die uns zu etwas schlechterm als Menschen, ja sogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns aus Hinterlist oder misverstandener guter Meinung, zu etwas besserem machen wollen. Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiß auch recht daran getan, daß sie uns gerade so machte wie wir sind; und warlich es ist nicht ihre Schuld, wenn gewisse Leute,

aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, tausend Schönheiten an der menschlichen Natur überschielen, oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler ansehen. Uns däucht, man solte die menschliche Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen lange beobachtet, und sehr fleißig, nicht in Systemen oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studirt haben, ehe man sich anmaßen darf, ihre Auswüchse und üppigen Schößlinge abschneiden, und zuverläßig bestimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit bestehe. — — Alle Verderbnisse der Menschheit scheinen mir aus zwei Hauptwurzeln zu entspringen, der Unterdrückung und der Ausgelassenheit, wovon jene Mutlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränksucht, Neid und Grausamkeit, diese alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Mutwillen, fanatische Schwärmerei, Herschsucht und Gewalttätigkeit

hervorbringt. Die Verderbnisse von der zweiten Klasse würden von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Statseinrichtung und Gesezgebung, vorgebauet würde. Aber ungereimt ist es, einigen dauerhaften Nuzen von den Maßnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen einzelnen Zweig der sittlichen Verderbniß besonders nimt, so lange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift oder angreifen darf; das ist, so lange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, in welche die Tyrannei des Aberglaubens und wilkürlich ausgeübter Statsgewalt sie geschmiedet hat. Bis dahin scheint alles, was die Philosophie — es sey nun auf einem Thron oder auf einem Lehrstul, aus dem Kabinet eines Ministers oder eines Schriftstellers — zum Besten des menschlichen Geschlechts, oder eines jeden Volkes, welches noch mehr oder weniger die Ketten des Aberglaubens und der wilkürlichen Gewalt

trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln, (welche das Uebel meistens nur so lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr ausbricht,) oder in Zubereitungen zu bestehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbesserung näher gebracht werden. Diese gründliche Verbesserung scheint bei einem jeden Volke, das in der Ausbildung schon so weit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fähig zu seyn, demjenigen aufbehalten zu seyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesezgebung und Statsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Stats sind; durch welche die möglichste Freiheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat als das Beste des gemeinen Wesens; wo die verschiedenen Stände und Klassen zu ihrer Bestimmung durch die zweckmäßigsten Institute gebildet

werden, und die Geseze nicht als Geseze, sondern als Gewonheiten ihre Wirkung tun; wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenstate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezalen, und dem Laster so gut vorgebauet ist, daß die Gerechtigkeit nur selten strafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunst, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, den Sitten unnachteilig, und nicht blos der Anteil einer kleinen Anzal privilegirter Glücklichen ist; mit Einem Worte, wo dieser lezte Wunsch eines jeden Menschenfreundes, öffentliche Glückseligkeit, nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht: — — eine Gesezgebung und Statsver-

fassung, deren Möglichkeit nur solche leugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt sind, zu ihrer Bewerkstelligung mitzuwirken.

„Alles müßte mich betrügen, oder diese Säze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzal der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen ist, und welche entweder der Kern oder der Zweck, oder der Schlüssel von oder zu allen meinen Werken, Rhapsodien, Geschichten und Märchen in Prose und Versen sind, dürften wol noch nicht so allgemein erkant und angenommen seyn, daß es überflüßig wäre, wenn sich alle, an welchen der fromme Wunsch der Juvenalischen Amme

Sapere et fari quod sentias

erfüllt worden ist, mit uns vereinigten, nicht müde zu werden, sie in Prose und Versen, in Scherz und Ernst, in beweisender oder überredender Form, so lange vorzutragen, zu entwickeln und einzuschärfen, — bis sie end-

sich über lang oder kurz ihre wohltätige Wirkung tun werden." (Ueb. Rouss. urspr. Zust. Bd. 14. S. 208. fgg.)

Wieland für seine Person ist in Wahrheit nie müde worden, für diesen Zweck zu wirken, und hätte damals sein Eifer noch eines Sporns bedurft, so würde er ihn gefunden haben in dem Streben Josephs, der durch die Art, wie er sich ankündigte, alle nicht tag- und lichtscheuen Geister zu den schönsten Hofnungen berechtigte. „Billig erwarten wir von Josephs Zeiten alles was schön und groß und herrlich ist. Glücklich wer gelebt hat, seine Tage zu sehen, glücklich wer dazu ersehen ist, in dem glorreichen Werke, ganze Nazionen zu bilden, zu erleuchten, und glücklich zu machen, sein Gehilfe zu seyn!" So schrieb Wieland am 25. Aug. 1772 an den, auch als dramatischen Dichter bekanten, K. K. österr. geh. Rath und Vicekanzler, Freiherrn v. Gebler, ließ es aber nicht bei den guten Wünschen, sondern suchte kräftig mitzuwirken, indem er sich den

Verfassern der Kyropädie, des Telemach und Belisar würdig anschloß. Er schrieb seinen Goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian (1ste Ausg. 1772. 4 Thle), „eine Art von summarischem Auszuge des Nüzlichsten, was die Großen und Edeln einer gesitteten Nazion aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben": und wer hat je in diesen goldenen Spiegel geblickt, ohne zu erkennen, daß es dieselbe Idee war, welche Josephen zum Handeln und Wielanden zum Schreiben begeisterte? Daß den erkanten Gebrechen der Gesezgebung, Statsverfassung und Verwaltung abgeholfen, die Herschaft des Papstes gebrochen, Priester- und Mönchstum veredelt, religiöse Duldsamkeit befördert, wahre Aufklärung verbreitet, und so das Glück der Völker und der Einzelnen dauerhaft begründet werden möchte, war die menschenfreundliche Absicht des Regenten und des Schriftstellers. Wenn ich jemals (schreibt Wieland an den Herrn v. Gebler d. 19. Mai 1772) nach dem Beifall von

principibus viris gestrebet habe, so geschah es bei diesem Werke, wodurch ich, unter dem Vehikel einer ergözenden Erzälung, große, gemeinnüzige, freimütige und zum Teil kühne Wahrheiten den Edeln und Großen unserer Nazion unter die Augen gestellt habe. Ew. — werden zu Ende des dritten Teils eine Stelle finden, die nur auf einen Fürsten, unter allen die je gewesen sind, paßt. Schon seit geraumer Zeit suchte die bewunderungsvolle Liebe, die mein Herz, welches sonst ziemlich Ikonoklastische Gesinnungen zu hegen gewohnt ist, für diesen wahrhaft großen Herrn erfüllet, irgend einen Ausgang, und immer hielt mich die Besorgniß zurück, die Welt möchte das, was ein bloses Ueberfließen eines gerührten Herzens gewesen wäre, irgend einer Nebenabsicht beimessen, wovon mich doch alles weit entfernt. Aber da sich in dem Fortgang meines Buches für Könige eine so natürliche Gelegenheit meinem Herzen Luft zu machen, und zugleich es auf eine von allem Ver-

dacht einiger Prätension gänzlich freie Art zu tun, anbot, konte ich nicht widerstehen." *)

Wie Joseph sich bisweilen in den Maasregeln, so hat sich Wieland hie und da in den Vorschlägen geirrt, deren einige unausführbar, andere, wenn sie ausgeführt würden, sogar schädlich seyn dürften, wohin z. B. die ganze Einrichtung des Kastenwesens ohne Widerrede gehört (Bd. 7. S. 306. fg.): allein man bedenke auch, daß die Nachzeit selbst an dem Verfehlten Beider gelernt hat. Und wie vielen Dank ist sie ihnen nicht schuldig für das, was beiden gelungen ist? Ist es bei einem Buche Wielands nötig, sich in die Zeit zurück zu versezen, worin es geschrieben wurde, so ist es bei diesem goldenen Spiegel, welcher Misbräuche der mannichfaltigsten Art entdecken half. Wären sie nicht entdeckt, nicht gerügt

*) Man findet diese Stelle in der alten Ausgabe B. 3. S. 196. in der neuen, wo der goldene Spiegel Bd. 6. und 7 der sämtl. Werke ausmacht, Bd. 7. S. 137. fgg.

worden, so würden sie noch nicht abgestellt seyn: sind wir nun aber nicht undankbar, wenn wir diese Entschleierungen, diese Rügen für unnötig erklären, weil sie unserer Zeit entbehrlich dünken? Wer die Ausfälle gegen die Bonzen und Yafaous für zu häufig, die Geschichten von den Anhängern des blauen und des feuerfarbenen Affen für überflüßig erklärt, beweißt damit nur, er habe nicht bedacht, daß ein Jahr nach Erscheinung des goldenen Spiegels der Jesuiterorden aufgehoben wurde, daß in der protestantischen Kirche selber die Götze noch gewaltig lärmten, daß Leopold, gegen Ueberzeugung, die Schritte rückwärts tun mußte, die sein Bruder Joseph vorwärts getan, daß die alte Geistesſklaverei sogar in Friedrichs Staten noch einmal das Medusenhaupt erhob, daß — im Jahre der Freiheit 1814 die Gespenster hier der Inqvisizion und dort des Jesuitismus wieder aus den Gräbern erstiegen, und daß die ganze Drachensaat der Mönche wieder emporsproß, die der Verfasser der Briefe

über das Mönchswesen und der mit ihm verbundene Verfasser des goldenen Spiegels so glücklich niedergekämpft hatten. Konte das Schicksal die Recensenten schneidender recensiren? Zu einer Zeit, wo selber Protestanten sich nicht schämen, den Protestantismus zu lästern; wo in der Rückkehr zur Finsterniß der alten Nacht allein uns Heil verheißen wird; wo eine argwöhnische Politik der Schrift und Rede Freiheit hemte; — in einem Moment, wo es gilt, die Menschheit zu erheben oder niederzuschlagen auf Jahrhunderte hinaus; in einem Moment, über dessen Anwendung die folgenden Geschlechter uns segnen oder fluchen, hochachten oder verabscheuen werden: o da stellt ihn doch ja wieder auf den goldenen Spiegel, blickt achtsam hinein, und vergleicht wol mit dem, was Wieland 1771 sagte, alles, was von da bis 1815 geschah. Klarer und immer klarer wird dadurch der Spiegel, ihr aber werdet mit Erstaunen gewahr werden, wie dem Geiste, der unbefangen die Vergangenheit und

Gegenwart sah und beide begrif, auch die prophetische Gabe beiwohnte.

Manchen, die wol zum Teil nicht gern in den Spiegel sehen mochten, hat der Namen desselben misfallen, und sehr ernsthafte Leute haben sehr ernsthaft versichert, daß man von sehr ernsthaften Dingen auch nur sehr ernsthaft reden müsse. Wie denn, auch auf die Gefahr hin, daß Schach Gebal dabei einschläft? Ein anderer sagt vielleicht, das Nicht-Einschlafen sey nicht genug verhindert, und für den Ernst zu viel, für Scherz zu wenig getan. Und wer möchte leugnen, daß zwischen Einkleidung und Inhalt ein Misverhältniß sey? Nur ist es so auffallend, daß es Wielanden unmöglich entgehen konte, weshalb er denn seine Gründe gehabt haben mag, es nicht zu vermeiden. Sein Hauptgrund aber lag unstreitig in seiner Ueberzeugung, daß die Großen und die Weisen der Erde sich wol zu keiner Zeit mit Herbeiführung eines die Menschheit ehrenden Zustandes für die Menschen all-

zugroße Mühe müßten gegeben haben, weil man sonst in sechstausend Jahren doch wol etwas weiter würde gekommen seyn. Darum stelte er seinen Schach Gebal, seine Sultanin und seinen Hofphilosophen Danischmende als Repräsentanten aller deren hin, die bei allem guten Willen und aller gewonnenen Einsicht es — gehen ließen wie es ging, oder höchstens einmal planlos zu unrechter Zeit und am unrechten Ort eingriffen. Daß es durch die Einführung dieser Personen das Ansehen gewann, als habe es der Verfasser mit der Geschichte von Scheschian selbst auf eine humoristische Vernichtung abgesehen, war nun nicht seine Schuld, denn was konte Er dafür, daß die Sultane und Sultaninnen selbst von leidlichem Schlage so ärgerlich kontrastirten gegen die Vorstellung, die man sich von den Beförderern des Wahren und Guten macht? Und wie denn, wenn der schalkhafte Autor das, was man nur für den Ramen des goldenen Spiegels hielt, als ein Paar Nebenspiegel ange-

bracht hätte? Während der große Spiegel jedem Betrachter die Scheschianischen Begebenheiten darstellt, stralt der Nebenspiegel ihm seine eigne Gestalt zurück; und wenn er nun nicht vergleichen kann oder will, so — gebt den nur immer auf, dem es so nah gelegt war.

Uebrigens scheint Wieland allerdings bei Verfertigung dieses goldenen Spiegels, so wie des kleinen Romans Koxkox und Kikeqvetzel, unter dem Einflusse zweier verschiedener Geister gestanden zu haben. Für den Hauptton hatte ihn Voltaire gestimt, von der Tristram Shandyschen Laune aber, die ihn zum Amadis, zum verklagten Amor und ganz besonders zum Diogenes begeistert hatte, war noch so viel in seiner Sele, daß sie bei jeder Gelegenheit davon wiederklang. Bei jenem kleinen Roman scheint dies nur gleichsam ruck- und stoßweise geschehen zu seyn, bei Verfertigung des goldenen Spiegels hergegen teilten sie sich beide förmlich in das Werk, wodurch es eben jenes sonderbare Ansehen erhielt, das es — erhalten

solte. Es sieht aus wie die Welt, worin so viel Weises geredet, und so wenig Weises getan wird; der Spiegel schmeichelt ja nie.

Wieland aber und Voltaire? — Man hat beide öfters mit einander verglichen, am besten vielleicht die Frau v. Stael, wenn sie sagt, daß Wieland in seinen prosaischen Schriften mit Voltaire einige Aehnlichkeit habe. „Wieland aber, fährt sie fort, ist unendlich unterrichteter als Voltaire, und hat die Alten auf eine gelehrtere Weise studirt als kein Dichter in Frankreich. Die Fehler und die Tugenden Wielands gestatten ihm nicht, seinen Werken französischen Reiz und Leichtigkeit zu geben. In seinen philosophischen Romanen komt er beständig auf Entwickelung, Erörterung, Metaphysik (was nämlich Franzosen so nennen); macht es sich zwar zur Pflicht, Blumen einzuflechten, allein man merkt es wol, daß er seiner natürlichen Neigung folgend die Gegenstände lieber ergründete als darüber hinginge. Ernst und Scherz sind eins wie das andre in

Wielands Romanen zu ausgewirkt, als vereinigt werden zu können. Um Voltaire nachzuahmen, bedarf es einer spöttischen und philosophischen Sorglosigkeit, die gegen alles gleichgiltig macht, nur nicht gegen die pikante Art diese Sorglosigkeit auszudrücken. Niemals kann ein Teutscher zu jener glänzenden Freiheit der Scherzlaune (Plaisanterie) gelangen; ihn fesselt die Wahrheit zu sehr, er will das Ding kennen und erklären wie es ist, und wird, selbst wenn er verdamliche Meinungen annimt, von einer geheimen Reue gegen seinen Willen aufgehalten. Die epikurische Philosophie kleidet den teutschen Geist nicht; er gibt dieser Philosophie einen dogmatischen Charakter, da sie doch nur verführerisch (!) ist, wenn sie in leichten Formen sich darstellt: so wie man ihr Grundsäze leiht, misfällt sie allen."

So läge denn, selbst nach dem Ausspruch einer Französin, in Wielands Sele mehr Ernst und Tiefe als in der Sele Voltaire's, und Herder dürfte wol Recht haben, wenn er

sagt, „den ersten habe man sehr unzeitig mit Voltaire verglichen, der bei dem hellesten Kopf und der schlauesten Gewandtheit doch nur ein wiziger Satyr war, und zwar im Grunde nur in Einer Manier des Wizes, die er tausendfach zu verändern, und nach dem Geschmack seines Zeitalters, ja wo möglich jeder Person in demselben, zu modifiziren wußte. Die Muse unsres Landsmannes ist ein reinerer Genius, der in jeder Gestalt, die er annimt, gewiß einen edleren Zweck hatte, als uns blos wizig zu amusiren. Ein echter Jünger jener alten gaya ciencia, ob er uns nach Delphi oder Tarent, nach Sizilien oder Salerno, ins Faß des Diogenes oder an die Tafelrunde, nach Bagdad oder ins Feenland geleite. Der Geist der sokratischen Schule verließ ihn selten: denn seine oft misverstandene Philosophie ist am Ende doch Weisheit des Lebens." (Sämtl. W. z. sch. L. u. K. B. 7. S. 393.)

Es könte wol seyn, daß beide selbst da, wo sie am ähnlichsten scheinen, doch sehr verschieden wären: was aber die genanten Werke Wielands und namentlich den goldenen Spiegel betrift, so ist das Voltairesche derselben in Absicht, Mitteln und Wirkung wol unverkenbar. Es galt Ausrottung der Vorurteile und Verfolgung des Aberglaubens, und was gesunder Verstand, was Wiz und Beredsamkeit dagegen vermögen, wird aufgeboten, besonders aber die Kunst, die fast nie ihren Zweck verfehlt, die Narrheiten in der Nähe mit denen in der Ferne, die gewohnten Vorurteile mit ähnlichen ungewohnten, die heimischen Erbärmlichkeiten mit fremden in einen so schneidenden Kontrast zu bringen, daß man sie wol erkennen, oder die Augen dagegen verschließen muß. Hat Voltaire größere Leichtigkeit und Raschheit, behendere Sprünge des Wizes und pikantere Einfälle voraus, so übertrift ihn Wieland an Bedachtsamkeit; und vielleicht hat gerade der Umstand, daß Wieland sich auch mit

Montesqvieu verständigt hatte, nicht wenig dazu beigetragen, daß er, durch seinen goldenen Spiegel wenigstens, in politischer und religiöser Hinsicht für Teutschland wurde, was Voltaire für einen großen Teil von Europa geworden ist. Wäre dies Werk damals aus Frankreich gekommen, unstreitig würde es dann einen nicht geringeren Ruf erhalten haben als Marmontels Belisar. Es kam aber nur aus Teutschland, damals dem Lande der französischen Höfe, und mußte sich begnügen mit dem bescheidnen Glück, nur nicht übersehen zu werden.

Wieland in Weimar.

1772 — 1798.

Wieland schmeichelte sich aber damals mit einer für die teutsche Literatur glücklicheren Periode, und schien der Meinung, daß ein teutsches London oder Paris in dieser Hinsicht vorzügliche Wirkungen hervorbringen werde. Nur zwei große teutsche Städte hätten sich um diese Ehre streiten können, Berlin und Wien. Von Berlin aber erwartete Wieland wenigstens so lange nichts, als es eine französische Akademie der Wissenschaften und einen König haben würde, welcher die Literatur und Sprache seines Volkes geringschätzte; auf Wien dagegen und auf Joseph, wohin auch Klopstock um jene

Zeit kräftig zu wirken suchte, war sein Auge vorzüglich gerichtet: und in Wahrheit hatte es damals den Anschein, als wolle das teutsche Kaiserhaus sich auch der Ehre des teutschen Geistes annehmen. Noch war in angenehmer Erinnerung, mit welcher Achtung dort Winkelmann und die Zuschrift von Klopstocks Herrmannsschlacht aufgenommen wurden, und man freute sich des entworfenen Planes zu einer teutschen Akademie. Hauptsächlich aus Furcht vor Religionsverfolgung zerschlug sich dieser Plan freilich sehr bald, indem man von allen protestantischen Gelehrten, die man nach Wien berief, abschlägige Antwort erhielt, weshalb denn Riedel dahin berufen wurde, um, wie es in öffentlichen Blättern hieß, in solchen Geschäften gebraucht zu werden, die für die Literatur unsers Vaterlandes von der größten Wichtigkeit seyn würden. Wenn die Wahl Riedels, eines zwar guten Kopfes, der aber noch keineswegs ein vorzügliches Ansehn hatte, ja in gewisser Hinsicht

verrufen war, vollends die Klopstocke und Leßinge von jeder Teilnahme zurückhielt, so war sie vielleicht bei Wieland, ungeachtet er von der Ueberschäzung Riedels zurückgekommen war, doch um der freundschaftlichen Verhältnisse willen, in denen er mit ihm stand, ein Grund mehr, sein Auge nach Wien zu richten. Indeß hatte doch auch Er mehr Wunsch als Hofnung, denn er schrieb an Riedel: „Wien, m. l. F., solte in Teutschland seyn, was Paris in Frankreich ist, und wir alle solten zu Wien seyn. Das wäre eine herrliche Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wol nichts daraus werden, und dann nos habebit humus." Wielanden ahnete, als er diese Worte schrieb, noch wenig, daß das Schicksal für die Ehre des teutschen Geistes von einer ganz andern Seite her gesorgt habe, daß das, wonach sein Blick sehnsüchtig in der Ferne suchte, so nahe liege, und daß er selbst auserwählt sey, in einer mäßigen Stadt, mit und ohne sein Wissen, einen Geisterverein zu

stiften, auf welchen Vaterland und Ausland mit Bewunderung blicken solte.

In Erfurts Nähe lebte eine edle teutsche Fürstin aus der Guelfen berühmtem Stamme, Anna Amalia, seit 1756 die Gemalin des Herzogs zu Sachsen-Weimar Ernst August Constantin. Als ein zu früher Tod ihr im Jahre 1758 den geliebten Gemal entrissen hatte, fand sie in der Blüte der Jugend sich doppelt schweren Sorgen dahin gegeben, der Pflicht der Regirung des Landes und der zarteren Muttersorge für die Erziehung zwei geliebter Söhne. Mit Mut und Kraft hatte die junge Fürstin in den gefahrvollen Zeiten des siebenjährigen Krieges das Steuer des States gelenkt, und mit schönem Eifer die Wunden, die der Krieg ihm geschlagen, wieder geheilt, als sie mit Ernst darauf bedacht war, des Landes Glück durch geistige Bildung auch für die Zukunft zu befördern und zu erhöhen. Wol wissend, daß besonders hier die Sicherheit des Erfolgs in den Gesinnungen und der Bildung der Prinzen ruhe, hatte Anna

Amalia für diese stets vorzügliche Sorge getragen, und sah mit mütterlichem Entzücken ihre und des Landes Hofnungen zur schönsten Blüte sich entfalten. Es kam jezt noch darauf an, daß, was so schön begonnen hatte, gleich schön vollendet werden möchte. Der Sorge um einen Mann, dem ein so wichtiges Geschäft unbedenklich anzuvertrauen sey, begegnete der Freiherr v. Dalberg, der vor Kurzem als Statthalter nach Erfurt gekommen war; dieser schlug einen Mann dazu vor, dessen Kraft und redlichem Willen man auch sofort vertraute, den Verfasser des Agathon und des goldenen Spiegels. „Ich bin, schreibt Wieland an den Fürsten Kauniz, von Ihrer Durchlaucht der Herzogin-Regentin von Sachsen-Weimar und Eisenach zum Instruktor des Erbprinzen und des Prinzen seines Bruders berufen worden, um Geist und Herz dieser liebenswürdigen Sprossen eines erhabenen und dem Vaterlande werten Hauses bilden zu helfen. In den für mich ehrenvollesten Ausdrücken hat die Frau Herzogin-Regen-

tin selbst um meine Entlassung bei Sr. Durchlaucht dem Kurfürsten zu Mainz nachgesucht, und der Kurfürst hat Ihr dieselbe zugestanden, mit Hinzufügung der unzweideutigsten Ausdrücke der Zufriedenheit mit meinen Diensten." An Riedel nach Wien schrieb er d. 11 Aug. 1772: „Ich habe bereits meine Entlassung. Ich bekomme, so lang ich die Ehre habe, Instruktor des Erbprinzen zu seyn, 1000 Rthlr. appointement und finito hoc curriculo, i. e. vom 3 September 1775 an jährlich usque ad diem obitus 600 Rthlr. pension cum libera zu leben wo ich will. Sie sehen, daß ich mich eher verbessert als verschlimmert habe. Von Mainz bin ich sehr ungerne aber doch sehr edel entlassen worden, wie Sie aus beiliegendem Kopia-Schreiben von Sr. K. Gn. an die Fr. H. zu W. erfahren werden. Quoique il en soit je serai toujours aux ordres de Joseph II. mon Souverain né, dés qu'il lui viendra en tête de m'avoir. C'est mon Tifar; ou pour parler plus juste, c'est mon Héros, je l'aime

et c'est un sentiment qu'il partage avec bien peu de Potentats in Christendom." Als Wieland diese Zeilen schrieb, kante er noch die Herzogin-Regentin, kante er noch den Erbprinzen, den würdigen Sohn dieser Mutter, kante er noch den Ton des Hofes nicht, der um beide sich gebildet hatte. Seit er im Oktober 1772, mit dem Charakter eines S. Weimarischen Hofraths und Beibehaltung des Charakters eines Kur-Mainzischen Regirungsrathes, nach Weimar abgegangen war, und einige Jahre Gelegenheit gehabt hatte, dieses näher kennen zu lernen, veränderte sich zwar seine Hochachtung für Joseph so wenig, als er seine von Wien gefaßte Hofnung gänzlich oder für immer aufgab, allein wol gab er den Entschluß auf, Weimar je mit Wien zu vertauschen. Diese Gesinnung erklärt er unumwunden in einem Briefe vom 7 April 1775 an den Statsrath v. Gebler, worin er sagt: „Daß müßige Leute in Wien nicht gewußt haben, was sie aus mir machen sollen, nachdem sie gesehen,

daß unser junger Herzog nun keinen Instruktor mehr braucht, und also die Gelegenheit ergriffen haben, Albernheiten auf meine Rechnung auszustreuen, wundert mich noch weniger, als warum der Frankfurter Zeitungsschreiber mich schon zu zwei verschiedenen Malen ohne mein Vorwissen nach Wien transportirt, welches man vermutlich als eine allgemeine Zuflucht Herren- und Dienstloser Leute ansieht. Versichern Sie geradezu, daß Ihr Freund Wieland, ein Mann, der gern Verse macht, ohne alle Ambizion ist, und im häuslichen Glück sein höchstes Gut sezt, mit seinem Zustande zu Weimar zu wol zufrieden ist, um diesen Ort anders als im Tode zu verlassen. Das Uebrige — meine Liebe zu einem jungen Fürsten, der einer Krone Ehre machen würde, und seine Liebe zu mir — ist etwas zwischen Ihm und mir, das die Welt nichts angeht, und wovon sie auch nie etwas hören soll, — weil ich kein Voltaire bin. Aber wenigstens ist es ein großes Motiv mehr, in Weimar zu leben. Wien

solte freilich, als die Kaiserstadt, als die Hauptstadt eines Fürsten, der (auch ohne Kaiserwürde) einer der ersten Monarchen des Erdbodens ist, billig Teutschlands Hauptstadt, und als diese in Absicht der Wissenschaften, der Künste, des Geschmacks und der Sprache eben das seyn, was Paris und London sind. Allein damit dies möglich sey, müßte erst Toleranz und Freiheit der Presse und des Buchhandels eingeführt und unwidersprechlich gegründet seyn; und von dieser Epoche sind wir, denke ich, noch sehr ferne."

Weimar war, als Wieland dahin kam, noch ein ziemlich unscheinbarer Ort, allein auch damals schon vereinigte er das Meiste von dem, was einen Geist wie Wieland anziehen und erfreuen mußte. Um eine geistreiche, liebenswürdige Fürstin, und einen genialen, vom kräftigsten Geist und dem besten Willen beselten, Erbprinzen hatte sich ein auserlesener Zirkel gebildet, und schwesterlich vereinigten sich Poesie, Musik und Schauspielkunst, das Le-

ben ihrer erhabenen Beschüzerin zu erheitern. Schweizer stand hier an der Spize der Kapelle, und die kleine im Schloß errichtete Bühne, wo dem Publikum ein unentgeldlicher Zutritt gestattet war, durfte mit Recht die erste Teutschlands geprießen werden, indem hier die vorzüglichen Talente Eckhoffs glänzten, und diesen zur Seite ein Seiler, Böckh, Brandes, eine Mecour u. A. standen. Hof und Stadt aber, wie manches schöne Talent, wie viele Geister voll regen Strebens und des lautersten Interesse für Literatur und Kunst, vereinigten sie nicht! Ich darf wol nur an Siegmund von Seckendorf, Baron Bachoff von Echt und Musäus *) erinnern; v. Einsiedel, v. Knebel, v. Voigt und Bertuch, die nachher alle, wiewol in verschiedenen Kreisen, sich Ruhm erworben haben, standen damals als jüngere Männer in der Blüte des Lebens

*) Der gute, sich selbst nicht vertrauende, Musäus hatte indeß viele Jahre lang nicht den Mut, sich Wielanden zu nähern.

und Strebens. Auch Schmidt, berühmter geworden durch Klopstocks Lob und dessen Liebe zu seiner Schwester Fanny als durch seine Musenkünste, denen er als Geschäftsmann ganz entsagt zu haben scheint, lebte hier, ich weiß aber nicht, ob jemals in näherer Berührung mit Wieland. Genug, dieser fand sich in einen Kreis versezt, wie er dem Genie zur Belebung und Ermunterung am wünschenswertesten ist. Zu seiner erhöhten Heiterkeit trug dies nicht wenig bei, und diese hatte wieder den vorteilhaftesten Einfluß auf seine bis dahin oft wankende Gesundheit. Mehr als einmal hat er mir gesagt, daß sein vierzigstes Jahr der Zeitpunkt gewesen, wo er von keinen Anwandlungen der Hypochondrie mehr gelitten, und überhaupt in einen Zustand dauernder Gesundheit gekommen sey. Was er mir zu einer andern Zeit erklärte, daß nämlich die Zeit um das vierzigste Jahr die schönste Periode für den Schöpfer von Geisteswerken sey, wird jeder leicht als eine Folge des Vorigen erklären.

Ungeachtet aber Wieland nun an einem Hofe lebte, so scheint es doch, der Hof habe so wenig Einfluß auf seine Dichtungen gehabt als auf seinen Charakter, in welchem er sich unverändert treu blieb, und sich dadurch als einen echten Weisen bewährte. Zu dem, was man sonst wol unter einem Hofdichter zu verstehen pflegt, paßte darum in der Welt niemand weniger als Wieland, der denn auch sein Talent für den unmittelbaren Gebrauch des Hofes nie verwendete, wie sehr es ihm auch Freude machte, wenn die Eingebungen seines Genius geeignet waren, seinen erhabenen Gönnern Erholung von ernsteren Sorgen zu gewähren. Nur wenn das eigene Herz ihn trieb, sang er für den Hof, aber auch dann immer in seinem Charakter. Auf solche Weise entstanden jezt zwei dramatische Gedichte von ihm: die Wahl des Herkules, welche im Jahr 1773 zum siebzehnten Geburtstage seines fürstlichen Eleven, und seine Alceste, die in eben dem Jahr d. 29 Mai auf dem Weimari-

schen Hoftheater aufgeführt, und bald darauf in ganz Teutschland mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde.

Da sehen wir denn Wielanden auf einmal wieder im dramatischen Gebiet, in eben dem, wohin nach seinem eigenen Geständniß die Natur ihn nicht berufen hatte. Gleichwol gelang es ihm auch hier, ein wolverdientes Lorberreis zu pflücken; denn er baute in diesem Gebiet ein eigenes Feld an. Die Neigung, die er zu dem melodischen Metastasio hegte, seine Liebe zur Musik, — er spielte selber das Klavier fertig und mit Ausdruck, und konte wol unter die Kenner der Musik gerechnet werden, — und nun in Weimar seine vertraute Bekantschaft mit Schweizer, dessen Komposizionen von eben so tiefer Gründlichkeit als seltner Anmut zeugten, dies alles vereinigte sich, ihn immer mehr für das Singspiel zu begeistern, auch damit er zeige, die teutsche Sprache sey melodisch und sangbar wie die welsche, und beides weit mehr als die näselnde Französin.

Er führte seinen Vorsaz aus wie ein echter Teutscher, nach Grundsäzen, die unstreitig denen des Grafen Algarotti vorzuziehen und überhaupt auf das wahre Wesen gerichtet sind. Er zeigte: „daß dem Dichter eines Singspiels zur Wal seines Stoffes nicht nur die Griechische Götter- Helden- und Hirtenwelt nebst der neueren Ritterzeit, sondern sogar die wirkliche Geschichte offen stehe; daß aber darum nicht jedes Sujet aus einem dieser Felder tauglich sey, sondern die Wal des Dichters nur auf solche fallen müsse, welche der musikalischen Behandlung fähig sind; daß er also 1) alle diejenigen bei Seite legen müsse, die, entweder wegen der Natur der Handlung, oder weil sie gar zu verwickelt und mit zu viel Begebenheiten beladen sind, sich besser zur Tragödie als zum Singspiele schicken; daß er 2) in der Wal selbst für solche Karakter, Leidenschaften und Situazionen sich entscheiden müsse, die durch die musikalische Verschönerung nichts von ihrer Warheit verlieren; daß er 3) den

Plan so einfach anlegen, und auf so wenige Personen als möglich einschränken, und schlechterdings, wo nicht alle Episoden, doch alle solche vermeiden müsse, die das Hauptinteresse, anstatt es zu erhöhen, schwächen würden; endlich 4) daß er hauptsächlich dahin zu arbeiten habe, seine Personen mehr in Empfindung und innerer Gemütsbewegung als in äußerlicher Handlung darzustellen." Gemäß diesen an sich selbst ganz einleuchtenden Grundsäzen, die er in einigen Abhandlungen über das teutsche Singspiel bei dieser Gelegenheit aufstellte, und die auch jezo noch zu dem Beherzigenswertesten gehören, was hierüber geschrieben ist, (S. Bd. 26 der sämtl. W.) arbeitete Wieland die seinigen, die man wenigstens in gewisser Hinsicht die ersten teutschen Singspiele (opera seria) nennen kann. Mag es seyn, daß zu der außerordentlichen Wirkung, die sie hervorbrachten, die Musik Schweizers, der allerdings den Dichter volkommen erreicht, ja hie und da an Empfindung und Ausdruck wol gar übertroffen hat, das Meiste beigetragen habe; leugnen

kann man aber doch nicht, daß diese Wielandischen Singspiele auch jezt noch zu dem Besten gehören, was wir in dieser Gattung besizen *). Wolte jemand sagen, daß dieses Lob nicht sonderlich groß sey, so würde ich ihm erwiedern: desto rühmlicher für Wieland, daß er zu einer Zeit, wo man geringere Ansprüche gemacht hätte, von sich selbst mehr foderte, und in den ersten Versuchen an Einheit des Tons, Reinigkeit des Ausdrucks, Glätte des Stils und Melodie der Verse so viel leistete, daß man ihn dem Metastasio zur Seite und seinen Nachfolgern noch immer als Muster aufstellen kann. War es ein Wunder, daß dieser Erscheinung der lauteste Beifall des Volks zurauschte? Zu einem Beweise von dem tiefen Eindruck, den sie machte, kann wol dienen, daß mehrere Stellen aus der Alceste zu Sprichwörtern im Munde des Volks geworden sind, z. B.

*) Mir aus der Sele geschrieben ist, was darüber Glo. Adolf Wagner in seiner Ausgabe der Alcestis Euripidea (Lpz. 1800) S. 32. fgg. gesagt hat.

O! der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Noth ein Freund zum Trost erscheint.

Unstreitig also erwarb sich Wieland durch seine Singspiele ein neues, bedeutendes Verdienst um die vaterländische Poesie, und dieses wäre das erste, welches der Hof zu Weimar veranlaßt hatte. Ohne es selbst zu wissen gab aber Wieland durch ein anderes Unternehmen diesem Hofe noch mehr Gelegenheit zu ähnlichen Verdiensten, durch welche Weimar einen glänzenden Vorzug über Wien und Berlin erhielt, ja für Teutschlands Literatur und Kultur mehr wurde als das teutsche Paris oder London, — nämlich das teutsche Athen. Mancher verwundert sich vielleicht, wenn er hört, die erste Ursache so glänzender Wirkungen sey nichts anderes gewesen als der Teutsche Merkur, und doch ist nichts gewisser. Es ist also der Mühe wert, bei ihm ein wenig länger zu verweilen.

Zwei Umstände wirkten bei Wieland zusam-

men, ihm die Herausgabe dieser Zeitschrift recht nah ans Herz zu legen. Von allen seinen Schriften, die doch von einem Ende Teutschlands bis zum andern gelesen wurden, hatte er bisher nur einen ziemlich unbedeutenden Gewinn gezogen. Was an sich zu beherzigen billig war, daß der Verfasser von Geisteswerken gegen den Verleger derselben in Ansehung des Gewinnes nicht allzusehr in Nachteil kommen möchte, wurde Wielanden, da er Hausvater war und nur auf ein mäßiges Einkommen rechnen konte *), zu beherzigen Pflicht. Diesem zu Folge entschloß er sich, eine Zeitschrift nicht nur herauszugeben, sondern auch, im Vertrauen auf die Teilname des Publikum, selbst zu verlegen. Schon sein Interesse erheischte demnach, das Publikum durch das Interessante, den Gehalt und Wert der Zeitschrift, für sie zu

*) Hier muß ich aber in Beziehung auf eine vorhergehende Stelle bemerken, daß der edle Herzog Wielanden Zeitlebens seinen als Instruktor bezogenen Gehalt von 1000 Thlr. ließ.

gewinnen. Seiner Absicht nach solte sie für Teutschland eben das werden, was der damals so beliebte und berühmte Mercure de France für Frankreich war, ja noch mehr, und diese Absicht sprach er sogleich durch den Titel aus, welcher an die französische Zeitschrift erinnerte und erinnern solte. Wenn es ihm gelänge, den Teutschen Merkur zu einem wirksamen Mittel zu machen, den Flor unserer Literatur zu befördern, und dies hatte er sich durch Darstellung sowol als Kritik zu erreichen vorgesezt, so hofte er, man würde sich vielleicht auch am Kaiserhof erinnern, wie sehr sich der Mercure de France des Schuzes und der Teilname des französischen Hofes erfreue. Allein auch hierin fand er sich getäuscht, wie in manchem andern Punkte mehr. Die Buchhändler legten seinem Unternehmen alle nur möglichen Hindernisse in den Weg; die ersten Bände des Merkurs wurden nachgedruckt, ohne daß man ihm Sicherheit gegen die Räuber gegeben hätte;) ja es felte wenig, so wäre

der Merkur in Wien verboten worden, wie es dem unschuldigen Agathon geschehen war. „Ich getraue mir, schrieb Wieland, aus dem teutschen Merkur ein ungemein gemeinnüziges Institut zu machen; aber wenn dies möglich seyn soll, muß das Publikum etwas weniger Kaltsinn und etwas mehr Nazionalgeist zeigen." Und ein andermal: „Der teutsche Merkur macht gegenwärtig eines der literarischen Phänomene aus, welche die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums beschäftigen. Ich habe etwas unternommen, das vielleicht über meine Kräfte geht; denn wie soll ich es anfangen, um eine so große Menge von Lesern, die an Fähigkeit, Denkart und Geschmack so unendlich verschieden sind, zugleich zu befriedigen? Eben das, was dem einen das Schönste und Beste däucht, ist dem andern gleichgiltig, ja wol gar ekelhaft. Indessen da ich nun einmal über den Rubikon gegangen bin, will ich mein Möglichstes tun, um das Abenteuer glücklich zu bestehen."

Von härteren Kämpfen, die ihm nahe bevorstanden, hatte Wieland noch keine Ahnung. Ich rede hier nicht von gewissen Angriffen auf ihn, welche Ziegra in seiner sogenanten schwarzen Zeitung, und der Hofrath Wittenberg als damaliger Herausgeber des Hamburgischen Correspondenten und Altonaischen Reichspostreuters machten, denn beide sind der verdienten Vergessenheit längst übergeben und wurden von Wieland verachtet, sondern von jenen Angriffen, die darum kaum vermeidlich waren, weil Wieland mit seinem Unternehmen in eine Zeit der Krisis gekommen war, durch welche eine der wichtigsten Umwandlungen auf dem teutschen Parnaß bewirkt werden solte. Durch eine Art von Uebereinkunft hatte man sich bis dahin gewöhnt, diejenigen Dichter, die seit der Zeit des siebenjährigen Krieges die Morgenröte eines neuen Tages herauf geführt hatten, für unsere Klassiker zu halten, und datirte von ihnen an das goldene Zeitalter unserer Literatur. Wer hätte es denen verargen mögen, die

darin lebten, daß sie, für ihre gewiß sehr dankenswerten Bemühungen, dieses einzigen Goldes, das ihnen dafür zu Teil ward, sich erfreuten; hätten sie nur nicht gleich von Silber gesprochen, wenn etwas kam, was dem Ihrigen nicht ähnlich sah; hätten sie nur nicht in dem Zeitalter unserer erst werdenden Literatur auf ihr Ansehen, als ein klassisches, pochen wollen. Ihr klassisches Ansehen konte sich doch auf nichts anderes stüzen als auf das Ansehen der griechischen und römischen Klassiker, deren Nachahmer sie waren, und das würde allerdings sehr viel gewesen seyn, wenn sie nicht unglücklicher Weise diese ewigen Muster nur durch die Augen des Aristoteles gesehen hätten, dem sie, was noch schlimmer war, eine französische Brille aufgesezt hatten. Leßings Protestazionen gegen diese französische Kunstkritik kante man freilich, schien aber nicht bedacht zu haben, wohin und wie weit sie führen würden und müßten. Deshalb dachte kaum einer wie er: „Ich dächte, wir machten uns

die guten Köpfe, welche heranwachsen, ja auf alle Weise zu Freunden. Sie möchten sonst, anstatt blos in unsere Fußstapfen zu treten, uns die Schuhe austreten." Eben aber um die Zeit, worin der teutsche Merkur begann, entstanden zwei Parteien, die beide von dem Gefühl des anch' io son pittore! kräftig beselt, gar nicht übel Lust dazu bezeigten, die Frankfurter nämlich und die Göttinger, die, wie verschieden sonst, doch in der Teutschheit zusammentrafen. Ohne noch von einander zu wissen, hatten beide aus diesem Grunde Partei gegen Wieland genommen, der ihnen, obwol Herausgeber des teutschen Merkur, doch der Teutschheit zu ermangeln schien.

Wer kent den schönen Bund nicht, welchen in Göttingen damals, gleichsam unter Boie's Leitung, Bürger, Hölty, Voß, die Grafen Stollberge, Miller, u. A. schloffen. Zu jener Zeit des ersten feurigsten Emporstrebens war jener schöne Bund erwählter Jünglinge, die in so mancher noch neuen Tonart sich versuchten, von zwei

Gegenständen vorzüglich begeistert, von Vaterland und Klopstock. Jugendlicher Enthusiasmus pflegt ausschließend zu seyn, und da nun nicht leicht etwas entgegengesetzter war als Klopstocks Ernst und Wielands Scherz, des Erstern tiefes Gemüt und des Andern Ironie, Klopstocks Geistigkeit und Wielands Menschlichkeit, so war es bald geschehen, daß man, um der Würde des Einen willen die Anmut des Andern geringer schäzte. Wenn man Wielanden verurteilte, so glaubte man nur voll edlen Unwillens auf den Leichtsinn zu seyn, der Ernst und Gefül für Großes hinwegtändelte. In solcher Stimmung waren die Jünglinge auch, da sie einstmals, bei der Feier von Klopstocks Geburtstag, kein besseres Opfer wußten als die Komischen Erzälungen, die, nebst des Dichters unschuldigem Bildniß aus einem Taschenbuch, den Flammen übergeben wurden. Bei dieser Gelegenheit schwebte man freilich in den Höhen der Begeisterung, denn Vater Klopstock und Vater Rhein hatten dop-

pelt warm gemacht; allein auch nüchternen Mutes hätte man nicht gerecht zu seyn vermocht, und es bedurfte nur eines kleinen Anreizes, um auch da den vermeintlich edlen Unwillen losbrechen zu machen. Dieser kleine Anreiz blieb nicht aus, und kam von Klopstock selber, der in seiner deutschen Gelehrtenrepublik (S. 165) als Wundergeschichte Folgendes erzälte. „Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las, und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhinge; aber überall kamen sie ihm gleichwol nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen." Wieland fühlte sich durch diesen An-

griff um so empfindlicher gekränkt, je größer und reiner seine Verehrung des Mannes gewesen war, von welchem er kam, und er konte diesmal nicht unterlassen, bei Gelegenheit eine kleine Rache zu nehmen. Unter den schlimmen Folgen, welche die Verbannung Amors für den ganzen Olymp gehabt, zälte er auch folgende mit auf (Verklagter Amor Ges. 5. V. 148 fgg.):

Die Musen krähen uns in fremden rauhen Tönen
Kamtschatkische Gesänge vor,
Entsagen, um neu zu seyn, dem Schönen,
Betäuben den Verstand und martern unser Ohr.
Es hieß sogar (wir wollen Besseres hoffen!)
Sie hätten einst in dickem Gerstensaft
Mit Wodans wilder Brüderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen.

Man sieht, daß Wielands Spott gegen das damals lermende Bardengebrüll gerichtet ist, welches Klopstock freilich nicht selbst angestimmt, aber doch veranlaßt hatte. Im Grunde traf der Spott eigentlich Gerstenbergen, welcher weder tändelnd noch als Barde Wielands

sonderlichen Beifall hatte, und nicht jene Göttinger Jünglinge, die denn aber doch der Sache sich anzunehmen schienen. Wenigstens enthielt der Göttingische Musenalmanach für 1775 Epigramme von Voß gegen Wieland gerichtet, und der Merkur wurde manchem genialen Mutwillen blosgestellt. Um das vermeinte Ausländern desselben zu verspotten, trieb auch Hölty manchen Scherz mit ihm, wovon dessen Parodie des Jacobischen Liedes, mit welchem der Merkur anhub, bekant genug ist.

Und was tat Wieland? — So viel ich weiß, beschränkt sich alles, was er tat, auf folgende Erklärung. „Ich bin sehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß das geringste von den Uebeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er tat in seinem Eifer das nämliche an mir, was ich vor vier und zwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichen Eifer an Anakreon,

Ariost, Guarini und andern wackern Männern tat: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urteilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewol dies alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerei (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann." (Sämtl. Schr. Bd. 30 S. 439 fg.)

Wichtiger und folgenreicher war der Zusammenstoß, in welchen Wieland mit der Frankfurter Partei geriet, an deren Spitze Göthe und gewissermaßen Herder standen, ob-

gleich dieser nicht in Frankfurt selbst lebte. Eigentlich waren es zwei Punkte, wodurch diese Partei zu Wielands Gegnern werden mußte, der religiöse, weil jene mehr oder weniger den Gefühlsglauben hegten, während Wieland auch in Angelegenheiten der Religion Ueberzeugung des gesunden Menschenverstandes verlangte, und der ästhetische, oder vielmehr der kritische, denn im Grunde war man nicht sowol gegen den Dichter als gegen den Kritiker Wieland. Da indeß der erste Punkt wenigstens öffentlich nicht zwischen beiden zur Sprache gekommen ist, so haben wir hier nur den zweiten zu berücksichtigen. Hiebei scheint mir aber nötig, ein Wort über Wielands Verhältniß zur Kritik und die Kritik seiner Zeit überhaupt voraus zu schicken.

Wirft man einen aufmerksamen Blick in die Zeit, worin Wieland zuerst als Dichter auftrat, so kann man die Periode des Naturalismus unmöglich verkennen. Ein bedeutender Mangel sticht überall hervor; man wußte näm-

lich nirgend von einem höchsten Prinzip der Poesie. Die Schweizer Kunstrichter machten rhapsodische Bemerkungen über einzelne Erfodernisse der Poesie, zum Teil recht gute und glückliche, aber ohne den Geist derselben im Ganzen und Wesentlichen aufzufassen. Die in Leipzig erschienenen Belustigungen des Verstandes und Wizes, so wie die späteren Bremischen Beiträge zeigen uns das Zeitalter lediglich auf dem Standpunkte grammatischer Kritik, bei welchem man überall von dem Prinzip der Korrekzion ausging. Vielleicht daß man, sich selbst überlassen, noch längere Zeit in diesem Kreise sich versucht hätte, allein das Anschmiegen an das Altertum, aus welchem man einen Kodex der Kunstgeseze in die neue Zeit herüber nahm, verhinderte das Wagen völlig neuer Versuche. Kaum war man daher mit der, zur Zeit des Beginns einer neuen Bildung der Sprache und des Ausdrucks so notwendigen, Feile und Korrektheit ziemlich im Reinen, als man darauf be-

dacht war, aus den Mustern der Griechen und Römer nun auch die, Anordnung, äußere Form, Gleichförmigkeit und Einheit betreffenden, Regeln und Geseze abzuziehen, und als Muster für Teutschland aufzustellen. Hiedurch schmeichelte man sich um so mehr, das goldne Zeitalter teutscher Poesie herbeizuführen, je mehr man die Muster des goldenen Zeitalters der französischen Literatur ins Auge faßte. Mit Batteux kam die ganze französische Technik zu uns herüber, und die Meisten überredeten sich, wahrhaft griechische Technik in ihr zu haben. Als Prinzip der Poesie predigte man Nachahmung der Natur, denn auch die Natur hat ja ihre Technik. Einige zwar gingen zu Baumgarten über, allein Batteux wurde dadurch nichts weniger als verdrängt, denn des teutschen Philosophen Einheit in Mannichfaltigkeit vertrug sich gut genug mit der französischen Technik, und die nachgeahmte Natur war es ja eben, die uns als Mannichfaltigkeit in Einheit dargestellt werden solte.

Man heftete sich also bei Beurteilung poetischer Werke an die herkomliche technische Form, und bestimte nach dieser, meist zufällig genug, auch die Dichtungsarten. Diese Grundsätze waren so fest gewurzelt, daß Leßing mit ihrer Ausrottung volle Arbeit bekam, und ausgerottet mußten sie doch werden, weil jeder, den wahres Dichtergefühl belebte, wol fühlte, und jeder, der auch außerhalb des abgesteckten Kreises sich umgesehen hatte, wol einsah, daß solche Leitsterne doch sehr trüglich seyen. Allmälich schlug man also einen andern Weg ein, besonders in zwei Zeitschriften, an denen Leßing mehr oder weniger Anteil hatte, in den Literaturbriefen nämlich und der Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste. Kann man freilich nicht leugnen, daß auch in diesen beiden noch Schwaches genug befindlich ist, so muß man ihnen doch zum Lobe nachsagen, daß sie die ersten waren, durch welche die Gebrechen der Zeit aufgedeckt und zum Teil glücklich gehoben wurden. „Wir

wissen, heißt es gleich in einem der ersten Stücke der lezteren Zeitschrift, daß Genies von der ersten Größe nicht nach den gemeinen Regeln, die man aus den Werken anderer Meister abgesondert hat, beurteilt werden können. Sie sind ihre eignen Muster, und können fodern, daß wir die Regeln der schönen Künste von ihren Werken absondern sollen. Allein es gibt algemeine Regeln und Geseze, die in der Natur gegründet sind, und um so viel weniger von einem Genie übertreten werden dürfen, da sie vielmehr die wahren Qvellen sind, daraus die Genies schöpfen müssen. Diese einzige Bemerkung eröfnet uns das Verständniß der Zeit: denn es folgt aus ihr für die Praxis, daß Teutschland damals Genies haben mußte, welche die französischen Geschmacksverzäunungen durchbrachen, und für die Theorie, daß man gestrebt habe, sie auf einem psychologischen Fundament zu errichten. Die Engländer, Harris, Burke, Hutcheson u. A. beförderten das Fortbewegen nach dieser

Richtung, bis endlich Home's (Lord Kaimes) Grundsäze der Kritik die früheren ästhetischen Gesezbücher mehr und mehr verdrängten. Dieses Werk hatte unter mehreren Vorzügen auch den, daß es die Regeln der Poesie aus einer weit näheren Qvelle ableitete, aus dem menschlichen Herzen nämlich, dessen Bewegungen und Leidenschaften allein die Wirkung der Poesie bestimmen. Indem der Verfasser aus dem Herzen selbst seine Grundsäze zog, suchte er dieselben zugleich durch Beispiele, vornehmlich aus dem damals noch wenig bekanten Shakspeare, zu bestätigen, und erwarb sich somit das Verdienst, des Dichters und Kritikers Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Darstellung der Charaktere, Sitten, Leidenschaften, kurz des inneren Menschen, zu lenken. Kann es aber eine Frage seyn, ob durch solche Bemühungen die dritte Periode der Wirksamkeit und Bedeutsamkeit vorbereitet und herbeigeführt wurde? Leßing kann unter uns der Vorläufer derselben genant werden,

wie er denn fast überall seinem Zeitalter voraus war. Wie gern sich aber auch manche auf ihn stüzen mochten, so mangelte es ihnen doch an Kraft, mit dem rüstig Strebenden gleichen Schritt zu halten, wofür wol kaum etwas so deutlich spricht als die Beurteilungen ästhetischer Werke in der Allgemeinen teutschen Bibliothek, die, ohne Kentniß des Wesens der Poesie, ohne Einsicht in den Charakter der Dichtungsarten, überall sich nur an Einzelheiten und Aeußerlichkeiten hielten. Kaum eine Ahnung davon findet sich, daß man ein solches Werk im Ganzen nach seinem Bau und Wesen in sich zu ergründen und historisch an die vorhandenen Werke derselben Art anzuknüpfen habe. Klotz in seinen beurteilenden Schriften verstand doch, wo es ihm Ernst war, das eigentümlich Charakteristische herauszufinden, aber auch davon finden sich in jener Bibliothek nur seltene Spuren aus jener Zeit, und so war sie denn in Hinsicht auf ästhetische Beurteilungen hinter ihrer Zeit zurück. Uebri-

gens teilte sie mit Sulzers bekantem Werke mancherlei vorgefaßte Meinungen und eine gewisse Einseitigkeit, welche zu bekämpfen um so verdienstlicher seyn mußte, je mehr beide sich bei der Menge zu einer Art von kanonischem Ansehen erhoben. Dieser Kampf begann besonders durch Herder, der in seinen Fragmenten über die neuere teutsche Literatur, seinen Kritischen Wäldern und fliegenden Blättern über teutsche Art und Kunst sich an Leßing, die Literaturbriefe und die britischen Kritiker auf eine Weise anschloß, die für das Prinzip der Wirksamkeit entscheidend wurde, besonders entscheidend dadurch, weil gerade in dieser Zeit auch eins der kräftigsten und originellsten Genies, Göthe nämlich, auftrat, und durch seine poetischen Schöpfungen dem erstaunten Publikum die Richtigkeit der ziemlich zermalmenden Herderischen Theorie und Kritik bewieß. Diese Theorie sagte, daß durch tausend Thore die Natur in unsre Herzen dringe, deren nur eins

die Schulweisheit kennen wolle, die übrigen verramle und ihren Schülern verschließe. „Hinweg, rief sie, mit allem, was die Natur hemmt, durch welche der Dichter in die Saiten unsrer Empfindungen greift, sanft oder stürmisch darauf zu spielen, nicht aber in jenen ewig einförmigen Tönen, die nur die Woltat des Schlafes spenden. Vor der Bühne verschwinde uns Theater, Akteur, Kulisse, die ganze Lampen- Breter- und -Lumpenwelt, und wie vor einem Meer von Begebenheiten stehen wir da, wo Wogen in Wogen rauschen. Schade für den Dichter, der uns nicht aus uns herausreißt, der nicht durch Zauberkraft und Zauberstab wirkt! Bei seinem Maas und Zirkel bleiben wir ungerührt. Und wozu denn Maas und Zirkel? Die Schere des französischen Gärtners mit ihrem Schneiderwiz, ihrer Einförmigkeit und Armut? In den englischen Gärten sind Tempel und Paläste, Grotten und Ruinen, Baumschlag und See, Wald und Felsen, Berg und Tal, Wildniß und Grab,

Wiese und Dorfschaft, alles in buntem Wechsel, stetem Gemisch, und ist nicht auch Einheit darin? Einheit nicht auch in der großen unendlichen Schöpfung, so wild sie oft, so verworren sie aussieht?" Ueber solchen Geist und solchen Ton entsezten sich die Kritiker der alten Observanz nicht wenig, und Sulzer schrieb d. 11. Dec. 1775 von Nizza aus an Gleim: „Auch ich habe in Basel Gelegenheit gehabt, Proben von der Verderbniß zu sehen, die der Herderismus anrichtet. Es ist ein Unglück, daß das Reich durch so viele innerliche Uneinigkeiten zerteilt ist, denn sonst wäre es leicht, das Uebel zu hemmen. Wieland wäre allein im Stande dieses zu vollführen; aber jezt hat er mit seiner eigenen Not genug zu tun."

Schwerlich gründet sich diese Hofnung und dieses Urteil Sulzers auf eine hinlängliche Kentniß Wielands, welcher zu der Kritik in einem ganz andern Verhältniß stand, als man hieraus vermuten solte. Wie oft er auch das

Ansehen hatte, das Haupt oder der Waffenträger einer Partei zu seyn, so war er es doch in Wahrheit niemals, und verdarb es eigentlich mit allen Parteien, indem er, während aller jener Perioden, immer seinen eigenen Weg ging. Weil er, wie jedes produktive Talent, nicht mit der Theorie anfing, sondern nur während oder nach der Produkzion das Bedürfniß fühlte, für mancherlei Fälle eine gewisse Sicherstellung zu haben, so sah er sich zwar bald genug nach einer Theorie um, aber beinahe nur, um sich auch eben so bald mit ihr zu entzweien. Bei der anfänglichen Wal zwischen der Gottschedischen und Bodmer-Breitingerischen entschied er sich zwar zu Gunsten der leztern, jedoch nicht so, daß er überall sein eignes Urteil ihr unterworfen hätte. Noch als Student in Tübingen sendete er Bodmern eine Kritik seiner Kritik der Tibullischen Elegie zu, und übernahm die Verteidigung mehrerer Getadelten. Einstmal schrieb er an Bodmer: „Ihre Erinnerungen wegen der kleinen Fehler meines

geliebten Gellerts betreffen meistens solche Sachen, die ihm noch aus der Gottschedischen Schule ankleben. Einige Stellen könten auch noch entschuldigt werden. Es muß ein Fehler meiner Gemütsart seyn, daß ich an den Personen, die ich liebe, keine Fehler sehe, oder höchstens nur solche, die nicht einmal bemerkt zu werden verdienen." Dieses Geständniß zeigt zugleich die Ursache seiner Befangenheit in der Zeit, wo er mit Bodmer in vertrauterem Umgang lebte. Eine Zeit lang zeigt er hier eine gewisse kritische Heftigkeit, die ihm sonst nicht eigen war, und in solcher schrieb er gegen Gottsched die Ankündigung einer Duncias für die Teutschen (1755), von welcher Klopstock an Gleim schrieb: „Cramer sagt, wenn der Held der Dunciade noch einige Empfindung übrig hätte, der nächste Strick ihm der beste seyn müßte." Ehrlich bekent dagegen Wieland seinem Zimmermann: „Eine Dunciade ist von mir nicht zu erwarten. Ich müßte mich eine lange Zeit durch

Zwangsmittel zu einem solchen Werk erhizen, und ich finde nicht gut, dergleichen Incentive zu brauchen." (G. S. 1, 189.) Ein andermal bekent er geradezu, daß er zu jener Ankündigung sich gewaltsam habe anstrengen müssen, welches gewissermaßen auch bei seinem Angrif auf Uz der Fall war. „Bodmer und Wieland — schrieb Geßner d. 2 Oct. 1755 an Gleim — sind beleidigt; ich zweifle aber, daß sie ausziehen werden. Sie sind um so viel mehr beleidigt, weil Uz es ist, der gegen sie aufsteht, einer von denen, die, wie Gellert und Hagedorn, allgemeinen Beifall haben, weil ihre Dichtarten jedermann gefallen müssen. Gewiß wird Uzens Ausspruch viele determiniren, die noch zweifelhaft waren, denn seine lyrischen Gedichte werden, die meisten mit Recht, bewundert." Wir wissen, wie Wieland hier handelte; ich muß nun aber auch sagen, daß er kaum irgend eine Handlung so bitter bereut hat als diese. Niemand war in der Folge geneigter, die Verdienste des „höchst unbillig

von ihm ehemals mishandelten Herrn Uz" (G. S. 2, 229.) anzuerkennen, und er schrieb d. 29. Jun. 1768 deshalb an Riedel: „Es solte mir sehr lieb seyn, wenn Sie Herrn Uz über seine Gesinnungen gegen mich sondiren wolten. Ich denke, die Empfindung über eine längst vergessene Beleidigung, die er nicht von mir, sondern von einem achtzehnjährigen Schwärmer empfangen hatte, solte nun einmal aufgehört haben." Vom 24 Aug. 1768 schrieb er: „Uzens lyrische Gedichte sind eins meiner Leibbücher; — aber sein Herz ist nicht nach meinem organisirt. Noch so viel Empfindlichkeit und Rancune über eine vor 15 Jahren von einem jungen Gelbschnabel empfangene Beleidigung beibehalten, zeigt, meines Erachtens, einen kleinen Defekt sub laeva parte mamillae an; zumal da ich schon vor mehreren Jahren die Stellen vernichtet habe, wo er angegriffen war. Doch das ist seine Sache! Ich bin zufrieden, wenn nur zwischen ihm und mir so viel gutes Vernehmen seyn wird, als

der Wohlstand unter ehrlichen Leuten und Mitgenossen der poetischen Zunft es erfodert; und das ist alles, was Sie durch Ihre gelegenheitliche Vermittelung zwischen uns zu stiften und zu erhalten von mir ersucht werden. Indessen solte mir's außerordentlich angenehm seyn, Herrn Uz, wenn er wieder in unsere Gegenden kommt, bei mir zu sehen. Eine persönliche Bekantschaft würde unsern Zweck besser befördern, als hundert Briefe." Indeß tat auch Wieland noch diesen Schritt zur völligen Aussöhnung, er schrieb an Uz. Wiewol er es aber sehr schmerzlich empfand, auch hiedurch kein völliges Einverständniß haben bewirken zu können, so änderte dies doch nichts in seinem Urteil und Benehmen gegen Uz, und er ließ sich vielmehr den unangenehmen Vorfall zur Warnung dienen, nie wieder durch eine Parteisucht seine angeborne Gutmütigkeit und seine natürliche Ansicht stören zu lassen. Diese Warnung befolgte er um so treuer, je mehr er selbst die bittere Erfahrung

machen mußte, wie sehr Parteisucht das Leben guter Menschen trüben und redliches Streben der Geister irren könne. Bald genug kam er von der unbedingten Huldigung der Bodmerischen Autorität, und somit eigentlich auf sein eigenes Selbst zurück; allein er hatte nun einmal auf der Seite der Schweizer gestanden, und wurde daher von allen Gegnern derselben als Gegner behandelt, bis endlich sein abweichendes Streben auch dem Blödsichtigsten in die Augen fallen mußte. Dadurch gewann er aber nichts weiter, als daß die Partei, deren unbedingter Anhänger er vorher geschienen hatte, ihn als einen Abtrünnigen behandelte, dem es gewöhnlich um so schlimmer geht, da man auf seine Anhänglichkeit ein Recht zu haben glaubt. Durch solche Umstände verleitet sah Wieland bisweilen denn auch Parteisucht, wo keine war, und hielt den blos unparteiisch Urteilenden für einen Gegner, in welchem Fall er namentlich, wenn nicht mit den Literaturbriefen überhaupt, so doch gewiß mit Leßing:

war, für welchen er übrigens, je später hin, eine um so größere Hochachtung empfand. Die Abgezogenheit, worin er lebte, und sein Mangel an Briefwechsel, -- denn im Jahre 1768 hatte er seit acht Jahren im ganzen Teutschland keinen Korrespondenten, und überhaupt seit Hagedorns Tode mit keinem teutschen Schriftsteller einige Verbindung gehabt, — mochten zu einer unrichtigen Vorstellung bei ihm manches beitragen. Ganz Unrecht aber mochte er wol nicht haben, wenn er den Verdacht hegte, daß die von Gerstenberg herausgegebenen Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur (Schleswig 1766—1771.) ihm ein wenig übel wollten; und gegen sie besonders fühlte er sich gereizt. „Die schleßwigischen Briefe — schreibt er einmal, — sind ein originales Produkt eines literarischen Hasenfußes, den seine vermeinte große Weisheit rasen macht. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich vor solchen Leuten und ihrer dithyrambischen Schwärmerei ekelt," . . und

ich stehe Ihnen nicht gut dafür, daß ich in einem Anstoß von Ungeduld nicht noch einmal einen Ausritt gegen diese bezauberten Mohren tun könte, so friedsam ich sonst bin." Gegen eben diese Seite hin ist gerichtet, was er d. 4 Febr. 1768 an Gleim schrieb: „Was für eine Periode des Geschmacks und der Literatur haben wir erlebt! Und was werden wir erleben! Was für ein Dämon hat unsre jungen teutschen Wizlinge angehaucht? — Certe furunt. — Ich gestehe Ihnen, daß mich ein Grauen überfällt, wenn ich mir vorstelle, was daraus werden mag, wenn dieser Geist der sinnlosesten Schwärmerei noch lange dauern solte, der das Ansehn hat, unsere jungen Kunstrichter und Dichter in lauter Zauberer, Bakchanten, Barden und Skalden zu verwandeln. — Doch ich habe Unrecht; es ist Hofnung, daß wir viel dabei zu lachen bekommen, und so gewinnen wir doch was." Es ist unverkenbar, daß hier ein wenig gereizte Empfindlichkeit mitspricht: allein man würde Wie-

land verkennen, wenn man glauben wolte, daß diese ihren Ursprung in einer übertriebenen Vorstellung von seinem Werte hatte. Nie war es die Kritik selbst, die ihn beleidigte, wol aber ärgerte er sich bisweilen über den Ton der Kritik, und war dann immer in dem Falle, worin er sich einstmals mit Zimmermann befand, dem er auf eine schriftliche Kritik lakonisch schrieb: „Ich wünschte, daß Sie sich einmal für allemal in den Kopf sezen möchten, daß ich die Poeten und die poetische Kunst so viel studirt habe, daß es sehr schwer ist, mir etwas darüber zu sagen, das ich nicht wisse." Im gleich nachfolgenden Briefe aber schrieb er: „Ich bin mit meinem lezten Briefe an Sie nicht recht zufrieden; nicht daß ich den Vorwurf von Ihnen besorge, ich könne keinen Tadel ertragen. Nein! so klein kann mein Zimmermann nicht von mir denken. Ich empfinde, daß ich nicht like myself geschrieben habe, und dieses verdrießt mich. Die Wahrheit zu gestehen, der spottende Ton und der

Mutwille, der durch Ihre ganze Kritik herschet, beleidigte mich. Ich kann diesen Ton an niemand weniger als an meinen Freunden ertragen. Ein Wink ist für mich hinlänglich. Ich brauche keine Schläge mit der Peitsche." Ueber diesen Ton gegen ihn beschwert er sich auch öfters an der allgemeinen teutschen Bibliothek, selbst in Fällen, wo er mit der Kritik in allen Punkten zufrieden war, welcher Fall jedoch nicht gar zu häufig eintrat; vielmehr sah er sich genötigt, im Jahre 1775 (T. Merk. 1 Bd. S. 284) öffentlich zu erklären: „Herr Nicolai ist nie mein Freund gewesen; in seiner Bibliothek bin ich fast immer schief angeklagt, oft mutwillig mishandelt und nicht ein einzigmal (das ich wüßte) durchaus unparteiisch beurteilt worden. Ich habe mich nie was darum bekümmert." Besonders verdrüßlich war ihm immer die Recension seines Agathon, worüber er an Riedel schrieb: „Diese Leute können weder loben noch tadeln; sie lesen so flüchtig, sie

urteilen so rasch, sie bekümmern sich so wenig um den wahren Geist eines Werkes. Die Recension des Agathon in der T. B. ist eine Probe davon, die so viel als tausend gilt. Ein armer, magerer Geschichtsauszug mit eingemischtem albernen Lob und schülerhaftem Tadel. Das soll eine philosophische Beurteilung eines Werkes seyn, von welchem der Recensent selbst gesteht, daß es ein Phänomen und ein wichtiges Buch sey." Da nun auch in der Klozischen Bibliothek Agathon kein besseres Schicksal hatte, so wurde Wieland gegen Lob und Tadel dieser Herren ziemlich gleichgiltig, und zwar um so mehr, da er die Erfahrung machen mußte, daß auch die Zwistigkeiten zwischen seinen alten Freunden in der Schweiz und seinen jüngern Freunden, nämlich Weiße, Jacobi und Riedel, nicht ohne Einfluß auf die Urteile blieben, die man über ihn fällte. So war er der Ueberzeugung, daß Bodmer sich durch die Paar Bogen über die kleine Grazie an Jacobi, Gleim und ihm gröb-

lich versündiget habe. Bodmer konte ihm seine veränderten Ansichten nicht verzeihen, und Sulzern schien er nicht mehr moralisch und nüzlich genug, was zu seyn dieser doch von der Poesie und den Poeten verlangte.

In solchem Gedränge zwischen allen kritischen Parteien, deren keine ihm Genüge leistete, und zwischen lauter einseitigen Theorien, suchte Wieland um so eifriger nach dem Wahren und Rechten, worüber er nur sein unbestochenes Gefül zum Schiedsrichter nahm, und kam so freilich auf ganz andere als die damals gewöhnlichen Resultate. Unleugbar tat er einen bedeutenden Schritt vorwärts, indem er den alten Gegensaz des Schönen und Nüzlichen aufhob. Er entschied: „das Nüzliche, insofern man es dem Schönen und Angenehmen entgegensezt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und wenn wir lieben und schäzen was uns in diesem Verstande nüzlich ist, tun wir nichts als was das Oechslein und das Eselein auch tut. Der Wert die-

ses Nüzlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. Insofern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft notwendig ist, insofern ist sie allerdings etwas Gutes; aber etwas Vortrefliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nüzliche nicht um sein Selbst, sondern blos um gewisser Vorteile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der blos tierischen; denn unter allen Tieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefül für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher komt es, daß er desto volkomner, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Eben darum ist's auch blos das Schöne, in Künsten sowol als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten

und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet: ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst, haben ihren Wachstum beinahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Volkommenen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Grenzen des Notwendigen und Nüzlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen." (Supplem. Bd. 6. S. 125 fg.) Mußte nun aber nicht ein Mann, der sich überzeugt hatte, daß alle Fortschritte der Menschheit nicht würden gemacht worden seyn, wenn jenes angeborne Gefül des Schönen und Anständigen in dem Menschen untätig geblieben wäre, von Poesie und Kunst würdigere und weit minder beschränkte Vorstellungen erhalten? Beide solten Werke liefern, „die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergözen, sich der ganzen Sele des Lesers bemäch-

tigen, alle Organen seiner Empfindung ins Spiel sezen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern und in ununterbrochener Täuschung erhalten, dem Geiste Nahrung, dem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefüle, seines moralischen Sinnes, seiner Teilnehmung an Andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für alles was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren." (Bd. 24. S. 34.) Für den Dichter, der diesen Zweck erreichen wolte, kante er darum kein vorzüglicheres Studium als das Horazische: verae numerosque modosque ediscere vitae; hielt also die Psychologie für den Schlüssel zu dem Geheimniß des Dichters, in dessen Natur er übrigens jene angeborne Anlage voraussezt, die er in seinem Sendschreiben an einen jungen Dichter (Bd. 24. S. 3—5) so treffend schildert. Obschon aber überzeugt, daß ohne diese natürliche Anlage Keiner ein Dichter seyn könne, daß aber dem Genie alles Mögliche möglich sey, hielt er doch Volkommenheit in der

dichterischen Darstellung für die Frucht eines sorgfältigen Studiums, und war demnach weit entfernt, die Regeln geradehin zu verwerfen. Nur wilkürliche, schiefe, halbwahre Regeln war er nicht gesonnen, sich aufdringen zu lassen. Zu diesen rechnete er jedoch das Prinzip der Korrektheit nicht. „Nein, schreibt er an Riedel, ich nenne das nicht chikaniren, wenn man grammatische Unrichtigkeiten in einem kleinen Gedicht, welches ohne Flecken seyn solte, tadelt. Ich halte sehr viel von der Verbalkritik, und ersuche Sie, keine Nachsicht gegen mich zu gebrauchen." An den Herrn v. Gebler schrieb er: „Die Harmonie des Stils in einem Gedicht ist gerade das, was am meisten bezaubert. Die Wirkung davon fühlt jedermann, aber Wenige geben darauf Acht, daß die Ursache dieser Wirkung in der Beobachtung einer unendlichen Menge sehr unerheblich scheinender kleiner Regeln liegt." Daß es auch bei der glücklichsten Anlage vieles Studirens und einer langen Uebung bedürfe,

bis es der Dichter in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen seiner Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grade der Volkommenheit bringe, schärft er wiederholt ein. „Ein Jüngling, — ruft er dem jungen Dichter zu, — den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefül für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Geseze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzälig; und die kleinste Uebertretung des kleinsten dieser Geseze erregt einen Mislaut,

eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rürung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zarterm Gefül fortdauernd hervorzubringen, sein lezter Zweck ist und seyn sol. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Beqvemlichkeit! Der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen solte!" (Suppl. Bd. 6. S. 238 fg.)

Wie groß aber auch der Wert war, den Wieland auf Reinheit der Sprache, auf Wohlklang und schöne Modulazion der Verse legte, so war er doch Keiner von denen, die hiemit alles abgetan glauben, und unterschied sich von den blos grammatischen Kritikern und den geistlosen Technikern dadurch, daß er auf Geist und Ton des Werkes allezeit vorzügliche Rücksicht nahm, und vor allem an den Dichter die Anfoderung machte, daß ihn rich-

tiges Gefül und Beurteilung des Schicklichen nie verlassen solle, weil ohne dieses keine Welt voll lebendiger und zu Einem Zweck zusammenspielender Kräfte aufblühen könne. Was ihn hiebei vor vielen Kritikern seiner Zeit auszeichnete, das war seine Vielseitigkeit, die ihn nicht in den Feler fallen ließ, alles über Einen Leisten schlagen zu wollen. Schon in dem Jahre 1759 schrieb er an Zimmermann: „Jeder große Maler hat seine eigene Manier. Rafael hatte ein zu finstres Kolorit, Rubens malte zu volle Contours, le Brun affektirte eine gewisse üppige und schwülstige Größe, — und doch sind Rafael, Rubens und le Brun sehr große Maler. Virgil ist zu figurirt, Tasso zu sinnreich und zu üppig, Thomson zu voll, Pope zu blumicht, und doch sind Virgil, Tasso, Thomson und Pope sehr große Poeten." In seinem Vorbericht zum Cyrus vom Jahre 1762 erklärte er: „Der Dichter des Cyrus hatte sich aus der Untersuchung der Werke verschiedner von

den größten Artisten einen Begrif von der verschiednen Manier derselben gemacht. Die einfältige Größe und wilde Schönheit Homers und Ariosts, das blühende Kolorit und das sanfte Feuer des Virgil und Tasso, die Vermischung von Stärke und Lieblichkeit im Thomson, und Glovers nervichte Schönheit, bezauberten ihn so sehr, daß er keinen dieser Dichter anders wünschen konte, als er sie fand. Glücklich derjenige, der, je nach dem es sein Gegenstand oder seine Absicht foderte, sich des eignen Vorzugs eines jeden unter ihnen zu bemeistern wüßte." Noch bestimter spricht er seine Ueberzeugung in Folgendem an Zimmermann aus: „Die Frage, welches ist die schönste Art zu schreiben, ist, wie wenn man fragte, welches ist die schönste Art zu malen! Die Worte sind die Farben des Poeten. —— Die Danae des Correge würde weniger schön seyn, wenn sie wie die schönste Madonna des Rafael gemalt wäre, und umgekehrt. Andere Farben zu einer Diana, andere zur Venus,

andere zum Herkules, andre zum Adonis. Wer könte die verschiednen Manieren der Färbung und des Stils zälen, welche die mannichfaltigen Gegenstände in einem Werke wie Cyrus künftig seyn wird, erfodern? Das Schwere ist, die Einheit und Harmonie im Ton des ganzen Werkes zu verbinden. — Ist die malerische oder die spruchreiche Schreibart besser? — Keine von beiden. Sie sind einander nur alsdann entgegengesetzt, wenn beide über ihre Grenzen getrieben werden. Was ist schreiben, als seine Empfindungen und Gedanken malen? Was sind Gedanken, als Beobachtungen oder Schlüsse, die sich in einem kurzen Spruch ausdrücken lassen? Eine Schreibart ohne Gemälde muß einschläfern und ohne die vibrantes sententias des Tacitus oder Seneka nervenlos seyn. — Es sind wenigstens zehnmal hunderttausend Regeln, welche ein guter Skribent nur in Absicht des Ausdrucks und Stils zu beobachten hat. Wenn einer sie alle wüßte und es felte ihm am Ver-

stande sie recht anzuwenden, so wäre er ein schlechter Skribent. Also komt zulezt alles auf den Verstand und das Genie des Schriftstellers an. — — Insgemein spricht man in einem Augenblicke über das Werk vieler Nachtwachen ab; und tausend einzelne Verse, die dem Poeten unsägliche Mühe, ja oft Pein und Marter gekostet haben, bis sie so geworden sind, wie er sie gibt, werden mit gleichgiltigem Blicke übersehen. Die meisten Leser bilden sich ein, der Verfasser habe mit eben der Leichtigkeit gearbeitet, mit welcher sie ihn lesen. Sie denken nicht, mit welcher Wal, mit welcher Ueberlegung, mit welcher Strenge er sein eigener Aristarch gewesen, und noch weniger fällt ihnen ein, daß ein Verfasser (vorausgesezt, daß er kein Stimper sey) notwendig besser wissen muß, als irgend einer von seinen Lesern, wie er sein Werk erfinden, ordonniren, dessiniren und ausmalen müsse. Er hat unendlich viel mehr darüber gedacht, als sie; er hat keinen Zug gemacht, kein Wort gesezt, ohne den Grund da-

von zu wissen und geprüft zu haben. Allein die unendliche Menge von Regeln der Ordnung, Schönheit und Harmonie, die er zu beobachten hatte, erlaubt der menschlichen Kunst nicht, allen Felern auszuweichen, oder nur alle, die man nicht vermieden hat, zu entdecken. Und dieses ist der Grund, warum ich von meinen Freunden Kritiken en détail verlange."

Dieses waren die Grundsäze, nach denen Wieland bei seinen eigenen Dichtungen sich richtete, und nach denen er fremde beurteilte, wie wir davon in dem Anfang an einer noch unbekanten Beurteilung Wielands von Schillers Don Carlos ein, hoffentlich nicht uninteressantes, Beispiel sehen. Bisweilen war es ihm, als werde er etwas recht Ersprießliches tun, wenn er diese Grundsäze, und zwar in Anwendung auf neu erschienene Werke des Genies, laut ausspräche, und darum hatte er schon in Biberach den Vorsaz gefaßt, gemeinschaftlich mit Riedel (der ebenfalls vor vielen

Kritikern der Zeit durch Vielseitigkeit sich auszeichnete) auch eine Art von Literaturbriefen herauszugeben: allein immer blieb es auch bei dem blosen Vorsaz, aus Gründen, die er in einem Brief an Gleim (Erfurt d. 8. Dec. 1769) sehr bestimt ausspricht. „Was sagen Sie, schreibt er, zu dem schändlichen bellum omnium contra omnes, welcher unter unsern modernen Gelehrten, Kritikern und anmaßlichen beaux esprits herrschet? — I despise it. — Ich werde nimmermehr Anteil an dergleichen Händeln nehmen. Sogar an der hiesigen Zeitung habe ich keinen Teil, ungeachtet Riedel und ich Freunde sind. Aber in seine gelehrten Fehden werd' ich mich niemals einmengen. Ich liebe Ruhe, und weiß wie dergleichen Federkriege nuzen. Daß sie am Ende die Literatur zusamt den Gelehrten verächtlich machen, ist alles, was man davon hat."

Jezt aber endlich als Herausgeber des Teutschen Merkurs konte er nicht mehr vermeiden, in diesen Strudel hineingezogen zu wer-

den, denn er hatte sich hier auch zu Kritischen Nachrichten von dem Neuesten unsers Parnasses anheischig gemacht. „Eine gewisse Kälte im Urteile, schrieb er an den Herrn v. Gebler, soll die Recensionen im Merkur vorzüglich unterscheiden. Das überlegte und ehrliche Gut eines teutschen Biedermanns sagt oft mehr als das Göttlich eines brausenden Französchens." Unleugbar hegte Wieland hiebei die Hofnung, daß, zumal bei stets obwaltender Urbanität, wol in Erfüllung gehen könne, was er bei seinem Abgange von Biberach Geßnern verheißen, er werde mit Aufwand weniger Mittel allem eine andre Gestalt geben. Das würde nun freilich gerade ihm am leichtesten geworden seyn, da er ein so bedeutendes Ansehen in der literarischen und der ganzen gebildeten Welt gewonnen hatte; nur hätte er nie hoffen sollen, von den Angriffen der Parteisucht befreit zu bleiben, indem es ja unmöglich war, allen Parteien zu gefallen. Es kam, was nicht ausbleiben konte, nur freilich von einer

Seite her, wo man es am wenigsten hätte vermuten sollen; diejenigen nämlich nahmen Partei gegen Wieland, denen er im Grunde näher verwandt war als allen Andern jener Zeit, die Frankfurter meine ich, zu denen, außer Herder und Göthe, noch Lenz, Klinger, Schlosser und Wagner gehören. Zwar über Herder war Wieland anfangs nicht recht mit sich einig, wie man aus dem sieht, was er über ihn an Zimmermann schrieb: „Haben Sie auch je einen Kopf gekant, in welchem Metaphysik und Phantasie und Wiz und griechische Literatur und Geschmack und Laune auf eine abenteuerlichere Weise durch einander gährt? Der Ton, worin dieser seltsame Mensch von mir und andern ehrlichen Leuten spricht, däucht mich das Lustigste dabei; ich bin begierig zu sehen, was noch aus ihm werden wird. Ein sehr großer Schriftsteller oder ein ausgemachter Narr. Tertium non datur.“ Immer mehr aber ahnete ihm Herders künftige Größe, und darum warnt er Riedeln öfters,

ja „säuberlich mit ihm zu verfahren," denn, fügt er hinzu: „der kann und wird, si diis placet, noch ein Mann werden," oder: „ich hoffe zu Gott, daß Herder, wenn der Schwindel einmal bei ihm vorüber ist, und er menschlich denken und schreiben gelernt haben wird, noch einen vortreflichen Mann abgeben kann." Es konte Wielanden wol nicht entgehen, daß seine und Herders Ansichten im Wesentlichen doch nicht allzuverschieden waren, denn beide waren Gegner wilkürlicher Regeln, beide begegneten sich in dem auf Psychologie begründeten Prinzip der Wirksamkeit, beide wolten nicht, daß Alles in Eine Form gegossen würde, beide erkanten das Gute im Verschiedenen, und beide verließen sich dabei auf ihr Gefühl. Woher also Entzweiung? Und nun gar mit den übrigen, namentlich mit Göthe? Hielten sie sich vorzugsweise an Shakspeare, so war es ja Wieland gewesen, der ihn zuerst unter den Teutschen eingeführt hatte; wolten sie die vorgeschriebenen technischen Formen als

ewige unabänderliche Geseze nicht gelten lassen, so war es ja wieder Wieland, der ihnen in eignen poetischen Werken das Beispiel der Abweichung gegeben hatte; wolten sie Genie mehr als Regel, so wolte Wieland dasselbe; wolten sie Wirksamkeit und Bedeutsamkeit mehr als bloße Politur, den Geist des Ganzen erfaßt und nicht blos an Einzelheiten gemäkelt, — was wolte Wieland anders? Wolten sie, daß jede poetische Eigentümlichkeit als solche aufgefaßt und gewürdigt werde, so wolte dies niemand mehr als Wieland, der den Ariost nicht über Homer, Klopstock nicht über Tasso, Shakspeare nicht über Sophokles, Euripides nicht über Racine, Sterne nicht über Voltaire hintansezte, der, um seinen Kreis zu erweitern, noch in Erfurt Spanisch gelernt hatte, der unter den neuern kritischen Schriften keine so hochhielt als die von Meinhard, weil dieser bemüht war, die Eigentümlichkeiten der Dichter vorurteilsfrei ins Licht zu sezen, und der endlich, wiewol für seine Person mehr auf das

Anmutige und Schöne von der Natur angewiesen, doch auch für Ernst und Würde, Kraft und Größe den Sinn nicht verloren hatte. Konte man nun aber einen gerechteren Beurteiler fremden Verdienstes erwarten, als den, der überall ohne Vorurteil sich den Eindrücken überließ? Schwerlich würde er daher auch mit Göthe's Partei in Misverhältniß geraten seyn, wenn er — selbst als Kritiker aufgetreten wäre. Da es ihm aber hiezu an Muße gebrach, er auch jezt noch sich den innerlichen Beruf dazu absprach, und überdies ihn noch manche Rücksichten abschreckten, den Richter über andere Schriftsteller zu machen; so übertrug er die kritischen Uebersichten und einzelne Kritiken einem Gelehrten, der zum Unglück allzuweit von ihm entfernt war, als daß sie einander ihre Gedanken hätten mitteilen, und durch Widerspruch, Einwürfe, Rede und Gegenrede die Urteile im Merkur zur möglichsten Richtigkeit und Reife hätten bringen können. „In manchen Stücken gingen auch, — dies

ist Wielands eigne Erklärung — ihre Meinungen von einander ab, und der Herausgeber war mehr als einmal in dem Falle, diese und jene Stelle der Aufsäze seines Freundes bald in ein helleres Licht gesezt, bald richtiger bestimmt, bald ganz und gar anders zu wünschen. Allein es war weder schicklich in der Arbeit eines Andern eigenmächtige Aenderungen vorzunehmen, noch immer möglich, da diese Aufsäze oft, so wie sie einliefen, in die Druckerei geliefert werden mußten. Dem Herausgeber blieb also nichts anders übrig, als öffentlich (wie er mehr als einmal getan) zu erklären, daß er nicht immer der Meinung des Verfassers von jenem Artikel sey, und demselben seine Urteile selbst zu verantworten überlassen müsse. Und da er dessen ungeachtet das Misvergnügen hatte, zu sehen, daß ihm von einigen öffentlichen Beurteilern nicht nur unverdiente, zum Teil hämische Vorwürfe gemacht, sondern selbst von rechtschaffenen Leuten zur Last gelegt wurde, daß einigen Männern, für deren Werke

er eine zwar nicht schwärmende und unumschränkte, aber gewiß aufrichtige Hochachtung hegt, im Merkur nicht die gehörige Gerechtigkeit widerfahren — sey ein Vorwurf, der z. E. in Absicht der Herderischen ältesten Urkunde nicht ungegründet ist — so wolte er diesen Artikel lieber gänzlich abgehen lassen, als ferner Anlaß geben, daß seine Art zu denken und sein Herz, um fremder mit den seinigen nicht immer einstimmenden Meinungen oder Urteile willen, von Leuten die ihn weder kennen noch kennen wollen, noch länger in ein falsches oder gehässiges Licht gestellt werde." (T. Merk. 1775. Okt. S. 92 fg.)

Gegen Göthe war nun aber ebenfalls geschehen, was hatte geschehen können. Bereits im Septemberstücke des Jahres 1773 stand im Merkur „eine weitläuftige wohlgemeinte Recension" über Götz von Berlichingen, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, sagt Göthe, (in seinem Leben Bd. 3. S. 311) konte ich nicht mit ihm einstimmen,

noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im Allgemeinen dem Recensenten widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt" — und gab Göthen, wie es scheint, Anlaß zu seiner bekanten Farce: Götter, Helden und Wieland. Göthe selbst erklärt sich (a. a. O. S. 498 fgg.) über deren Entstehung also: „Als wahrhaft oberrheinische Gesellen kanten wir sowol der Neigung als Abneigung keine Grenzen. Die Verehrung Shakspeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entschiedenen Eigenheit sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersezung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Ar-

heit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersezer so großen Vorteil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hiezu kam noch, daß er sich auch gegen unsere Abgötter, die Griechen, erklärte, und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekant, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Tradizionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Merkur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den treflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich

zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Produkzionen zum Grunde liegt, keinesweges anerkennen wolte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewönliche Wut alles zu dramatisiren mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück, wie es daliegt, in Einer Sizung niederschrieb. Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Strasburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Strasburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu sezen die Ab-

sicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahndete.“

Den Streit zwischen Euripides und Wieland, und Wieland und Göthe auszugleichen, ist hier nicht der Ort; ich habe aber schon gesagt, daß zu Auffassung des antiken Geistes Göthe mehr der Mann war als Wieland, was diesem selbst nicht verborgen blieb. Wenigstens scheint er dadurch, daß er in die Ausgabe seiner sämtlichen Werke jene, im Jahr 1773 im Merkur über die Alceste befindlichen, Briefe nicht aufnahm, schweigend das größere Recht seinem Gegner eingeräumt zu haben; denn daß dieser ebenfalls in die Ausgabe seiner sämtlichen Werke jene Farce nicht aufnahm, hat offenbar einen andern Grund. Zwei Geister wie Wieland und Göthe konten unmöglich für immer im Misverhältniß und Misverständniß bleiben, und Wieland, obschon anfangs nicht wenig empfindlich, benahm sich so gegen seinen Aristophanes, daß, da keine Persönlichkeit obwaltete, eine Ausgleichung kaum ausbleiben

konte. Was Wielanden hiebei sehr zu statten kam, war seine Erfahrenheit im Weltlauf, vermöge deren er im Voraus zu berechnen wußte, was wol in Zukunft erfolgen werde. Dieser gemäß erklärte er: „Junge mutige Genien sind wie junge mutige Füllen; das strozt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, vt iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe und die Lenden schlepte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da ist kein anderes Mittel! Man muß die Herrn ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der ge-

lehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, so fern sie glücklich genug seyn solten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewol das freilich dem einen und andern schon mislungen ist, und auch fernerhin zuweilen mislingen wird."

Mit dieser heitern Wendung des geistreichen Weltmanns zog sich Wieland aus der Sache. Man muß aber wissen, daß hier nicht Göthe allein gemeint war, sondern daß es der ganzen Partei galt, die man in unserer Literatur mit dem Namen der Kraftgenies bezeichnete, und die damals ihr Wesen ein wenig tumultuarisch trieben. Wie gut sich Wieland auf die Anzeichen verstanden, und wie richtig er gewahrsagt habe, das hat die Folgezeit bewiesen; gewiß aber gereicht es dem ästhetischen und dem gerechten Sinne Wielands zur Ehre, daß er Göthen stets volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und nach wie vor gleich bereit war, dessen Vorzüge willig anzuerkennen.

Nicht nur hielt er seine Rechtfertigung des Götz von Berlichingen gegen die Vorwürfe des besagten Recensenten nicht zurück, sondern war auch einer von den wenigen, welche Werthers Leiden in das rechte Licht zu sezen wußten, und bei Erscheinung Clavigo's erklärte, er würde den Verfasser ohne Einschränkung loben, wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefodert würde. Nur ein einziges Mal scheint Wieland der gereizten Empfindlichkeit nicht haben widerstehen zu können, als er nämlich die geistarmen Freuden des jungen Werthers (von Nicolai) — lobte. Daß aber hier dem guten Wieland etwas Menschliches begegnete, war wol sehr verzeihlich, indem er sich von Göthe aufs Aeußerste beleidigt glauben mußte, weil er ihn für den Verfasser einer andern dramatischen Posse hielt, die unter dem Titel Prometheus, Deukalion und seine Recensenten gerade zu einer Zeit erschien, in welcher Göthe ihm einen zutraulichen Brief gesendet hatte. Wieland glaubte demnach unwürdig mit sich gespielt, und seiner Erbitte-

rung glich nur sein Mistrauen, welches so weit ging, daß er auch dann, da Wagner als Verfasser der Posse bekant ward, lange Zeit noch nicht ganz an Göthe's Unschuld glaubte. Wie leicht würden dadurch Wieland und Göthe für immer entzweit worden seyn; allein der gute Genius unserer Literatur wolte, daß gerade das, was beide herrliche Geister von einander zu entfernen schien, ein Mittel würde, sie nur um so näher und lebenslänglich zu verbinden.

Der große Ruf, in welchem Wieland stand, und der fast beispiellose Beifall, den sogleich Göthe's erste Dichtungen erhielten und verdienten, waren gleich sehr Ursache, daß die Farce des Lezteren ein ungemeines Aufsehen erregte, und nichts war wol natürlicher, als daß sie in Weimar eine vorzügliche Neuigkeit des Tages werden mußte. So blieb sie denn auch den erhabenen Zöglingen Wielands nicht fremd, und ward von ihnen angesehen, wie geniale Jünglinge genial-mutwilligen Scherz

anzusehen pflegen, heiter und lustig. Nun fügte sich's aber, daß um jene Zeit beide Prinzen eine Reise nach Frankreich machten, und da sie ihr Weg durch Frankfurt führte, so entstand ihnen der Wunsch, den jungen Dichter von seltener Kraft kennen zu lernen, der so aristophanisch ihren Hofmeister gehofmeistert hatte. Wie diese Bekantschaft eingeleitet und fortgesezt wurde, hat Göthe selbst uns in seinem Leben erzählt, die Folge derselben aber weiß die Welt. Der für alles Gute und Schöne lebhaft sich interessirende Erbprinz hatte bemerkt, daß in Göthe auch noch andre Talente als die des Dichters lagen. Kaum war er daher, nach erhaltener venia aetalis, i. J. 1775 zur Regirung gelangt, als sein entschiedener Wille, das möglich Beste zu wirken, ihm den Entschluß erweckte, Göthen für Weimar zu gewinnen. Dieser stand nicht an, der ehrenvollen Einladung seines fürstlichen Gönners zu folgen, und hatte das Vergnügen, noch in demselben Jahre zu bewirken, daß auch Herder

an den Ort seiner künftigen Wirksamkeit berufen wurde.

So sah denn Wieland nun auf einmal — wie man sieht, allerdings als eine Folge des Teutschen Merkurs, — die zwei Personen in seinen Kreis gerückt, von denen er für den literarischen Ruhm der Teutschen am meisten hoffte, zu denen aber ein Zufall ihn in Misverhältniß gesezt hatte. Vielleicht würde jedem andern als ihm eine solche Nähe drückend geworden seyn; ihm aber, der selbst vormals von einer persönlichen Bekantschaft völlige Ausgleichung mit allen seinen Gegnern gehofft hatte, konte sie es weniger werden. Anfangs, da er über vieles noch im Dunkeln war, und die Folgen solch eines Zusammentreffens für sich noch nicht übersehen konte, war er freilich nicht sogleich erfreut: nie aber war ihm eine Hofnung schöner in Erfüllung gegangen als diesmal; drei vorzügliche Geister erkanten, achteten, liebten sich. Wie sich dies nach und nach fand, erhellt sehr deutlich aus Wielands

Briefen. „Wie viel oder wie wenig – schrieb er d. 5 Okt. 1775 an Herrn v. Gebler — von dem durch ein seltenes und sonderbares Schicksal veranstalteten Beisammenseyn Herders, Göthe's u. W. unter den Flügeln eines jungen Fürsten von der edelsten Sinnesart zu erwarten sey, weiß ich nicht. Und was ich sagen kann, ist nur, wir sind da, und leben im Glauben, Liebe und Hofnung einmütiglich und einfältig beisammen, frei — Dank sey es dem Himmel! von unartigen Leidenschaften und unlautern Absichten . . und stolzer darauf, gute Menschen zu seyn, als für außerordentliche Geister angesehen zu werden. Zwei von uns — Göthe und Herder — werden (beinahe möcht' ich leider! sagen) in der Sphäre ihres Berufes und Amts einen großen Teil ihrer herrlichen Geisteskräfte verbrauchen müssen: und was soll ich Ihnen von dem dritten sagen?" Hiemit vergleiche man, was er d. 18 Jul. 1776 an den Ritter Gluck schrieb: „In der Verfassung, worin mich ihr Brief antraf, kont'

ich mit Ihnen weinen, Ihren Verlust innig fülen und beklagen, aber etwas hervorzubringen, das des entflohenen Engels und Ihres Schmerzes und Ihres Genius würdig wäre, das kont' ich nicht, und werd' es niemals können. Außer Klopstock konte das nur Göthe. Und zu dem nahm ich auch meine Zuflucht, zeigte ihm Ihren Brief; und schon den folgenden Tag fand ich ihn von einer großen Idee erfüllt, die in seiner Sele arbeitete. Ich sah sie entstehen, und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, so schwer ich diese auch fand; denn was ist Göthe unmöglich? Ich sah, daß er mit Liebe über ihr brütete; nur etliche ruhige, einsame Tage, so würde, was er mich in seiner Sele sehen ließ, auf dem Papier gestanden seyn: aber das Schicksal gönnte ihm und Ihnen diesen Trost nicht. Seine hiesige Lage wurde um selbige Zeit immer unruhvoller, seine Wirksamkeit auf ganz andere Dinge gezogen, und nun, da er seit einigen Wochen mit dem unbeschränkten Vertrauen und

der besondern Affection unsers Herzogs zugleich eine Stelle im geheimen Conseil einzunehmen sich nicht entziehen konte; nun ist beinahe alle Hofnung dahin, daß er das angefangene Werk so bald werde vollenden können. Er selbst hat zwar weder den Willen noch die Hofnung aufgegeben; ich weiß, daß er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht; aber in einem Verhältniß, wo er nicht von einem einzigen Tage Meister ist, was läßt sich da versprechen? — — Göthe selbst hoffte immer und vertröstete mich: ich bin auch gewiß, so wie ich den herlichen Sterblichen kenne, daß es noch zu Stande kommen wird, — und so spät es auch kommen mag, Freude wird Ihr Genius und der Geist Ihrer Seligen daran haben, das bin ich gewiß."

Die Augen von ganz Teutschland richteten sich jezt auf Weimar, denn wer hoffte nun nicht, daß an den Ufern der Ilm ein neues Ferrara aufblühen werde, wo ein Ariosto und Tasso den Hof der Alphonse so glänzend ver-

herlicht hatte. Hier war sogar mehr als in Ferrara, welches beide große Dichter nicht gleichzeitig besaß, und dem reichen Genius Herders keinen andern gegenüber zu stellen hat. Da indeß Karl August, wie sehr er auch die Musen ehrte und liebte, jedes Talent und jedes Verdienst zu schäzen wußte, und dadurch verdiente, sie um sich her versammelt zu sehen, doch seine meiste Zeit von den Sorgen und Geschäften des Fürsten um so mehr in Anspruch genommen sah, je mehr ihm die Blüte und das Glück seines Landes am Herzen lag; so hätte wol geschehen können, daß aus dem Beisammenseyn jener drei vorzüglichen Geister kein Verein entstanden wäre, auf welchen doch so ungemein viel ankam, wenn Teutschlands Hofnungen von Weimar erfüllt werden solten. Eines gemeinsamen Berührungspunktes bedurfte es für sie, wo sie auf einander mild und heiter einwirken konten; auch diesen fanden sie. Die Muße nämlich, welche die Herzogin Mutter jezt erhalten hatte, war den Musen ge-

weiht, und ihr Hof, ein Sammelplaz der besten, geistreichsten Köpfe, bot dem jungen Herzog die ausgesuchtesten Erholungen dar.

Die schöne Bühne, die bisher eine Zierde Weimars gewesen, war bei dem unglücklichen Schloßbrand i. J. 1774 ein Raub der Flammen geworden, allein man verstand sich hier darauf, das Verlorne zu ersezen. Was irgend Bedeutendes in Poesie und Musik erschien, ward in Amalia's Zirkel gelesen, gespielt, gesungen, und Gegenstand der Unterhaltung, von welcher nichts ausgeschlossen blieb, was irgend auf Wissenschaften und Künste der Humanität Beziehung hatte und den Geist und das Herz würdig zu vergnügen fähig war. Ernst und Scherz wechselten wie Anmut und Würde; was wahr und gut, was schön und edel, was wizig und geistreich, was zart und fein war, hieß man hier gleich wilkommen. Durchaus auf den Ton der echten Urbanität gestimt, gab dieser Hof vielleicht das erste Beispiel eines nicht leeren Anstandes, und beförderte so das

Genie, statt es zu hemmen. Wie sehr mußte sich dieses vielmehr in seinem Fluge gehoben fülen, da man ihm in solchem Kreise Achtung, Neigung, Vertrauen bewieß; wo es sich nun aus eigenem Triebe beschränkte, da konte es nur gewinnen. Heimisch fülten sich hier die Musen, und folgten in der schöneren Jahreszeit gern ihren Beschüzern und Freunden aufs Land, um den Aufenthalt daselbst durch ländliche Feste und Freuden aller Art zu verschönern. Dies geschah besonders seit dem Jahre 1777, zuerst in dem, auf einem Bergrücken in der Nähe Weimars angelegten Ettersburg, dessen Schattenreiche Gänge mich oft so lebhaft an die ländlichen Scenen aus Göthe's Tasso erinnert haben. Jacobi's Zuruf in eine Steinplatte eingehauen:

O laßt, beim Klange süßer Lieder,
Uns lächelnd durch dies Leben gehn,
Und, sinkt der lezte Tag hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn!

spricht genau aus, in welchem Geist und zu welchem Zwecke man sich hier versammelte.

Die meisten kleineren Dramen von Göthe sind hier entstanden, und wurden bald im freien Walde, wo unweit der Hütte von Baumrinde ein großer Plaz dazu bereitet war, bald in dem Schlosse selbst von geistvollen Liebhabern dargestellt. Hundert Scherzi, die meist alle von dem Herrn v. Einsiedel oder der erfindungsreichen Fräulein Göchhausen ausgingen, wurden hier ersonnen und ausgefürt, um nach geistvollen Unterhaltungen und Beschäftigungen auch dem frölichen Scherz und der genialen Laune ihr Recht wiederfaren zu lassen. Was früher Ettersburg gewesen, das wurde seit dem Jahre 1783 Tieffurt, als Amalia dieses liebliche, stille Thal zu ihrem Sommeraufenthalt wälte. Auch hier hieß ein versammelter Hof in schönem Naturgenuß die Musen freundlich wilkommen, ja es entstand ein eigener Wetteifer um ihre Gunst. Um nicht blos dem Zufall die Unterhaltung zu überlassen, faßte man nämlich die Idee, ein eigenes Tieffurter Journal zu verfertigen, wozu jeder der

geistvollen Gesellschafter seine freiwilligen Beiträge lieferte. Dieses Journal ist, außer einigem, was Göthe und Herder in ihre Werke aufgenommen haben, Handschrift geblieben: daß aber vieles auch jezt noch einer heitern Aufnahme beim Publikum sich erfreuen würde, dürften schon die geachteten Namen der Beiträger beweisen, wenn nicht überhaupt gewiß wäre, daß, was dem genialen Geist und dem schönen Gemüt eine glückliche Stunde und eine heitre Stimmung eingab, immer gefallen wird. Wo aber hätte man dies alles mehr angetroffen als hier? Wo wäre zu solchen Eingebungen mehr Veranlassung gewesen? — Ueberall, würde Wieland sagen, wohin dieser Kreis kam und die Sele desselben Amalia; und deshalb nahmen wir alles jenes auch nach dem romantischen Wilhelmsthal bei Eisenach und in die düstern Wälder des friedlichen Ilmenau mit, wohin von Zeit zu Zeit der Hof sich begab. Denn

Was ist's, das uns Olympiens hehren Wald
Zum Zaubergarten macht, zum Tempel schöner Freuden,
Zu dem man eilt, um zögernd draus zu scheiden?
Sie selbst! — O! würde Sie zu Ihrem Aufenthalt
Der rauhsten Alpe Gipfel wälen,
Der rauhsten Alpe würde bald
Kein Reiz der schönsten Berge felen.
Ja zöge Sie bis an den Anadir,
Wohin Sie gehen mag, die Musen folgen Ihr,
Ihr einen Pindus zu bereiten.
Sie, von Olympien stets geliebt, gepflegt, geschüzt,
Belonen Sie durch ihre Gaben izt.
Sie schweben Ihr in Ihren Einsamkeiten,
Wenn Sie im Morgentau die Pfade der Natur
Besuchet, ungesehn zur Seiten,
Und leiten Sie auf ihre schönste Spur.
Und wenn Sie, in begeisterndem Entzücken,
An einen Stamm gelehnt, mit liebender Begier,
Was Sie erblickt und fült, Sich sehnet auszudrücken,
So reichen sie den Bleistift Ihr.
Sie sind's, die am harmonischen Klavier
Der leichten Finger Flug beleben;
Und wer als sie vermöchte Ihr
Die Melodien einzugeben,

Von denen das Gefül der lautre Urqvell ist,
Die tief im Herzen wiederklingen,
Die man beim erstenmal erhascht und nie vergißt,
Und niemals müde wird zu hören und zu singen?

O Fürstin, fahre fort aus Deinem schönen Hain
Dir ein Elysium zu schaffen!
Was hold den Musen ist soll da wilkommen seyn,
Doch allen, die in Deine Wildniß gaffen,
Und nichts darin als — Bäume sehn,
Dem ganzen Midasstamm der frost'gen langen Weile
Mit ihrem Troß, dem Uhu und der Eule,
Und ihrer Schwesterschaft von Gänschen und von
Kräh'n,
Sey Deine Luft zu rein! Das traur'ge Völkchen
weile
Stets an des Berges Fuß; und fürt das böse
Glück
Es ja hinauf, so kehr' es bald zurück,
Und banne selber sich aus Deiner Republik!

Und so, Natur, und ihr, geliebte Pieriden,
Pflegt eurer großen Priesterin!
Ihr sey das schönste Loos des Erdenglücks be-
schieden,
Zur Lust an euch ein immer offner Sinn,
Ein immer fülend Herz, und eine Qvelle drin,
Die nie versiegt, von süßem innern Frieden!
Was sonst die Sterblichen zu wünschen sich ermüden,

Ist gleich der Flut im Faß der Danaiden:
Und schöpften sie äonenlang hinein,
Es würde niemals voller seyn.
(Wielands S. W. Bd. 9. S. 140. fgg.)

In einem solchen Kreis und unter solchen Umständen kamen Wieland, Herder und Göthe gar leicht bis zur Vertraulichkeit sich näher, und ich stehe nicht an zu bekennen, daß mir dadurch unsre Poesie und Literatur, ja unsre ganze geistige Bildung treflich gefördert zu seyn scheint; denn irre ich nicht ganz, so geschah von hier aus der Uebergang zu der vierten Periode unserer Poesie, die Wieland und Herder schon früher geahnet, und wohin Göthe von Natur die Richtung so entschieden hatte, daß sie auch in den frühesten Erzeugnissen seiner üppigen Kraft nicht zu verkennen ist. Wir werden sehen, wie sich in der Folge die Wirkungen davon immer deutlicher offenbaren.

Eben eines solchen Kreises aber und solcher Umstände bedurfte es auch, wenn Wieland nicht mitten in der Residenz als Einsied-

leer leben, oder gar von dem Hofleben mehr Verdruß als Vorteil haben solte. Was so manchen sonst an dem Hofleben erfreuen mag, äußerer Glanz, Repräsentazion, und eine gewisse Festlichkeit, das alles war nicht für ihn. Mit ungemein komischer Laune und einem immer neuen Zusluß drolliger Einfälle und Ausdrücke wußte er zu schildern, wie er in früherer Zeit, wo die Herzogin Mutter noch ein strenges Hofceremoniel beobachten mußte, diesem so große und schwere Opfer gebracht, denn er habe erduldet Langeweile im Vorzimmer, lästiges Stehen im Sale, peinliches Sizen an der Tafel, Unverdaulichkeiten, Erkältungen durch Zugluft, und, um allem die Krone aufzusezen, die fatale Beutelperuqve auf dem Kopfe. Je lästiger ihm all dieser Zwang war, desto mehr sehnte er sich zurück in seine häusliche Ruhe und in seinen traulichen Familienkreis, zu seinen gewohnten Studien und Beschäftigungen. Auch in diesem Punkte glich er so ganz seinem Horaz, der eine gewisse Mit-

telmäßigkeit mit Unabhängigkeit und Selbstgenuß allem, was Könige geben konten, vorzog, daß er selbst in der späteren Zeit, wo er alles Hofzwanges entladen, und an seine erhabene Gönnerin mit allen zarten Banden der Verehrung, Dankbarkeit und Liebe unauflößlich geknüpft war, doch ohne seine häusliche Zurückgezogenheit nicht würde haben dauern können. Welch Glück daher für einen Mann, der, wie liebenswürdig er auch als Dichter erscheint, doch in seinem Familienkreis am liebenswürdigsten war, weil er sich hier am freiesten fülte, daß er an einen Hof gekommen war, der auch seine Zurückgezogenheit zu achten wußte. Gerade dieses erkante Wieland eben so dankbar als jede andre ihm erwiesene Gnade, und beeiferte sich nur um so mehr, durch die Früchte seiner Einsamkeit, die allerdings nach solcher Geselligkeit um so köstlicher reifen mußten, aller Gnade sich würdig zu beweisen. „Ich lebe — schreibt er dem Herrn v. Gebler d. 1 Sept. 1782 — in einer erwünschten Freiheit von

öffentlichen Geschäften, den Musen, und mir selbst ein unscheinbares, aber glückliches Leben; begünstigt mit der Gnade meiner guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffenen; umgeben von einer zahlreichen, um mich her teils aufblühenden, teils noch aufkeimenden Familie, die meine Existenz auf die interessanteste Art vervielfältigt, und durch die süßen Sorgen und angenehmen Pflichten des Hausvaters mein sonst sehr einförmiges Leben vor Stockung bewahrt. Kurz, vergnügt mit meinem Loos, und ohne andre Wünsche für die Zukunft, als jene bescheidenen, die ich mit meinem Horaz gemein habe.

Sit mihi quod nunc est, etiam minus, ut mihi vivam.
Quod superest aevi, si quid superesse volunt Di,
Sit bona librorum, et provisae frugis in annum
Copia, ne fluitem dubiae spe pendulus horae . . . *)

*) Laßt mir nur, was ich hab', und wär's auch minder.
Und was ihr etwa noch von Lebenszeit

Das Hofleben veränderte demnach im Wesentlichen nichts an Wieland; sein Charakter, seine Grundsäze, seine ganze Art zu seyn, blieben, die sie gewesen waren. Ob sich nicht etwas in seinem Ton und seiner Manier verändert habe, werden wir wol am besten erkennen, wenn wir ihn jezt in seine Einsamkeit begleiten. Hier finden wir ihn die meiste Zeit bei seinem Merkur, denn er hatte dem Publikum das Versprechen gegeben, von den Eingebungen seiner Muse nichts auf einem andern Wege als durch den Merkur bekant zu machen. Da dieser nun auf eine Reihe von Jahren hinaus der Maasstab zur Beurteilung Wielands wird, so scheint mir ratsam, zuvörderst alles das in einer Uebersicht darzustellen, was er bis zu dem Jahre 1795, wo er eigentlich

---

Mir zugedacht, laßt mich mir selber leben!
Laßt mir's an Büchern nicht, auch nicht an Vorrat,
Was auf ein Jahr vonnöten ist, gebrechen,
Damit die ungewisse Zukunft im Genuß
Des Gegenwärt'gen mich nicht stören müsse.

aufhörte Herausgeber zu seyn, darin mitgeteilt hat *). Ich übergehe nur aus den zwei ersten Jahren, wessen bereits gedacht ist.

1773.

Briefe über die Alceste.
Der Geist Shakspeare's.
Miscellaneen.

1774.

Neujahrswunsch.
Die Abderiten (Bd. 19. 20.) Die Fortsezung in mehreren Jahrgängen.

*) In der Sammlung seiner sämtlichen Werke nehmen diese Beiträge einen Teil von Bd. 9, 10, 14, 15, die Bände 18—30 aber ganz ein, und sodann von den Supplementen einen Teil von Bd. 5; Bd. 6 aber ganz. Die Angabe der Bände im Obigen bezieht sich auf diese Samlung; alles, wobei nichts bemerkt ist, hat Wieland in sie nicht aufgenommen. — In Ansehung der Redaction des T. M. bemerke ich hier noch, daß Wieland von Zeit zu Zeit einen Gehilfen hatte, nämlich bei den ersten Jahrgängen F. J. Bertuch, nachher Werthes, in den achtziger Jahren eine Zeitlang Reinhold, dann Schiller, in den neunziger Jahren aber Böttiger, welcher endlich von dem Jahre 1796 an die Herausgabe ganz allein besorgte.

Von schönen Selen. (Suppl. Bd. 6.)
An Psyche. Die erste Liebe. (Bd. 9.)
Ueber die Perspektive in den Werken der griechischen Maler. (Suppl. Bd. 6.)
Ueber eine Stelle in Lucians Hippias.
Stilpon, oder über die Wal eines Oberzunftmeisters in Megara. (Bd. 15.)
Proben einer neuen Uebers. der Briefe des Plinius.

1775.

Urteil des Midas, Singspiel. (Bd. 26.)
Geschichte des Danischmende. (Bd. 8.)
Rechtfertigung eines schönen Worts des Pompejus. (Suppl. Bd. 6.)
Verhältniß des Angenehmen zum Nüzlichen. (Das.)
Etwas, das Plato gesagt haben soll und nicht gesagt hat. (Das.)
Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule. (Das.)
Ueber die Kunst aufzuhören. (Das.)
Die sterbende Polyxena des Euripides. (Das.)
Ein charakteristischer Zug der griech. Nazionalart.
Sixt und Klärchen, oder der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein. (Bd. 9.)
Unterredungen mit dem Pfarrer von ** (Bd. 30.)
An alle Menschenfreunde über das Philanthropin in Dessau.
Zweifel über Al. Dow's Nachricht von den Fakiren. (Suppl. Bd. 6.)

Anmerkungen über Dow's Nachr. von der Relig. der Braminen. (Das.)

Woher nach der Edda die guten und schlechten Skalden kommen.

Goldmacherei des Demokritus.

Serafina, Kantate.

Ueber das teutsche Singspiel und einige ältere teutsche Singspiele. (Bd. 26.)

Kantate auf d. 19 Geburtstag und Regierungsantritt des Herzogs von Sachsen-Weimar.

Titanomachie oder das neue Heldenbuch. (Suppl. Bd. 6.)

Fragen und Aufgaben.

1776.

An Psyche.

Das Wintermärchen. (Bd. 18.)

Gandalin, oder Liebe um Liebe. (Bd. 21.)

Bonifaz Schleichers Jugendgeschichte. (Bd. 15.)

Ueber Sebastian Brant; Hans Sachs; Joh. Fischard; Hutten; Gailer von Kaisersberg; Korn. Agrippa von Nettesheim; Erasmus von Rotterdam.

Miscellaneen.

1777.

Geron der Adelige. (Bd. 18.)

Ueber die vorgebl. Abnahme des menschl. Geschlechts. (Bd. 14.)

Das Sommermärchen oder des Maultiers Zaum. (Bd. 18.)

Richard Löwenherz und Blondel. (Bd. 26.)

Ueber die Ideale der griech. Künstler. (Bd. 24.)

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit.

Ueber Just. Lipsius; Anna Maria von Schurrmann; Ludw. Vives; Juliane Morell.

Miscellaneen.

1778.

La Philosophie endormie, eine Konversazion en Pot-Pourri.

Hann und Gulpenheh. (Bd 18).

Der Vogelsang oder die drei Lehren. (Das.)

Fragmente von Beiträgen. (Daraus in Bd. 24: 1. Was ist Wahrheit? 2. Philosophie als Kunst zu leben oder Heilkunde der Sele.)

Logogryph.

Schach Lolo. (Bd. 10.)

Pervonte. (Bd. 18.)

Bunkliade. (Suppl. Bd. 5.)

Joh. Reinh. Forsters Reise um die Welt. (Das.)

1779.

Rosemunde, Singspiel. (Bd. 26.)

Pandora, Singspiel. (Suppl. Bd. 5.)

1780.

Oberon. (Bd. 22. 23.)

Ueber eine Anekdote aus Rousseau's geh. Gesch. seines Lebens. (Bd. 15.)

Patriotische Beiträge zu Teutschlands höchstem Flor. (Bd. 15.)

Dialogen in Elysium. (Bd. 25.)

Lucians Panthea.

Auszüge aus den Mélanges tirées d'une grande Bibliothèque. (Fortgesetzt 1781. — Daraus: 1. über die ältesten Zeitkürzungsspiele Bd. 24. — 2. Auszüge aus dem Thrésor de l'ame. Suppl. Bd. 6.)

In wiefern ist es gut, die Uebeltaten vortreflicher Menschen bekant zu machen?

Miscellaneen.

1781.

Athenion genant Aristion. (Suppl. Bd. 6.)

Ueber den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben. (Bd. 24.)

Moralische Probleme.

Ueber die teutschen Monatsnamen Karls d. Gr.

Verzeichniß und Nachr. von franz. Schriftstellerinnen. (Suppl. Bd. 6.)

Ob Homer ein Bastard gewesen? Gegen Pope.

Eine literarische Neuigkeit.

1782.

Nachtrag zu der Anekdote von Rousseau. (Bd. 15.)

Freimüt. Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten. (Bd. 15.)

Sendschreiben an einen jungen Dichter. (Bd. 24.)

Gedicht an die Herzogin Amalia.
Was ist Hochteutsch? (Suppl. Bd. 6.)

1783.

Klelia und Sinibald. (Bd. 21.)
Singgedicht zum Geburtstag des Erbprinzen Karl Friedrich (Bd. 26.)
Kantate zu derselben Feier.
Antworten und Gegenfragen auf einige Zweifel und Anfragen eines neugierigen Weltbürgers.
Die Aëropetomanie. (Bd. 30.)

1784.

Die Aëronauten. (Bd. 30.)
Briefe an einen jungen Dichter. (Suppl. Bd. 6.)
Mark Aurel an die Römer. (Das.)

1785.

Ueber Rechte und Pflichten der Schriftsteller in Absicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen und Urteile über Nazionen, Regirungen und andere politischen Gegenstände. (Bd. 40.)

1786.

— —

1787.

Die Salamandrin und die Bildsäule. (Bd. 30.)
Gedanken über Magnetismus.

1788.

Ueber den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen. (Bd. 29.)

Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens. (Bd. 30.)

Nikolaus Flamel, Paul Lukas und der Derwisch von Brussa. (Das.)

Der Stein der Weisen. (Das.)

Peregrin und Lucian, Dialog in Elysium. (Bd. 25.)

1789.

Peregrinus Proteus, fortges. in den folg. Jahren. (Bd. 27. 28.)

Aufsäze über die franz. Revoluzion, fortges. bis zum Jahre 1794. (Bd. 29.)

Göttergespräche, fangen an. (Bd. 25.)

Sechs Antworten auf 6 Fragen (über Aufklärung) von Timalethes.

Der Neue Teutsche Merkur.

1790.

Geschichte der Troglobiten.

Die zwei wichtigsten Ereignisse der vor. Monats. (Josephs Tod und Aufhebung der Mönchsorden in Frankreich.)

Ueber den Pater Belbuci; Frau v. Buchwald; Uebersezungskunst und Pflichten eines Uebersezers; Sterne; Machiavells Fürsten.

Der vierzehnte Julius; Göttergespräch. (Bd. 25.)
Ueber die Borussias.
An Olympia.
Der olympische Weiberrath. (Bd. 25.)
Faustina. (Bd. 24.)

Die pythagorischen Frauen. } Bd. 24.
Aspasia und Julia. }

(Zuerst im histor. Kalender für Damen von 1790.)

1791. 1792.

Mehrere Aufsäze über franz. Revol. (Bd. 29.)
Anmerkungen zu der Borussias von Jenisch.

1793.

Für und wider, ein Göttergespräch. (Bd. 25.)
Ueber teutschen Patriotismus.
Cyklopen-Philosophie und Cyklopen-Recht in nuce (Aus Eurip. Cycl. 315—345.)
Briefe über die franz. Konstituzionen.
Ueber Charlotte Corday.
Ueber teutsche Lettern.
Brief an Voß über die Uebersezung des Aristophanes.

1794.

Kurze Darstellung der innerlichen Verfassung und

äußerlichen Lage von Athen in dem Zeitraume, worin Aristophanes seine Komödien auf die Bühne brachte.
Apologie seiner Orthographie.
Anzeige eines merkw. Werks über franz. Revol.
Ueber Krieg und Frieden.
Die Acharner des Aristophanes.

1795.

Ein Wort über Bode.
Die Wasserkufe. (Bd. 18.)

(Zu allem diesem kommen noch, beinah in jedem Jahrgange, kritische Uebersichten der Literatur und eine Menge kleinerer Beurteilungen einzelner Werke.)

Der flüchtigste Ueberblick dieses Verzeichnisses lehrt, wie vorteilhaft für die Welt Wieland seine Einsamkeit benuzte, und wie sein geselliges Leben selbst darauf hinwirkte, seine einsamen Stunden mit Stoff zu Betrachtungen und Untersuchungen zu versorgen. In dieser Reihe von mehr als 20 Jahren ereignet sich beinahe nichts von Wichtigkeit in der politischen und literarischen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Anteil genommen

hätte, so daß gewiß nie einer mit größerem Rechte Terenzens „ich bin ein Mensch, und was die Menschheit betrift, ist mir nicht fremd" von sich hätte sagen können. Sein Talent als gesellschaftlicher Schriftsteller entwickelte sich bei dieser Gelegenheit auf die mannichfaltigste Weise, und überall leuchtet hervor, daß es ihm, der nun so auserwälter Gesellschaft genoß, nicht blos um eine leichte Zeitkürzung unbeschäftigter Menschen zu tun war, wie so häufig den Herausgebern des Mercure de France, sondern um das, wonach er von Jugend an gestrebt, und was er für allein des Erstrebens wert hielt, um Bildung für das Wahre, Gute und Schöne. Diese zu verbreiten, so weit er vermöchte, war sein Wunsch und Wille; und wer sieht nicht, daß er kein ihm zu Gebote stehendes Mittel dazu unversucht gelassen. Nicht als Dichter allein, sondern auch als Philosoph, als Kunstrichter, als Literator, als Historiker und Politiker wirkte er auf diesen Zweck.

Es wird jezt nötig, ihn unter allen diesen Gesichtspunkten zu betrachten.

Den Standpunkt, welchen Wieland als Philosoph behauptete, hab' ich bereits angegeben; er blieb Zeitlebens in den Angelegenheiten der Metaphysik ein Skeptiker, weil ihm alle Versuche der philosophirenden Vernunft, das Räzel der Welt zu lösen, ein entschiedenes Mistrauen gegen die Kräfte der Vernunft in dieser Hinsicht eingeflößt hatten. Für seine Person entschlug er sich nun dieser Versuche gänzlich, und hatte wol nicht Unrecht, wenn er lieber ein anderes Werk betreiben wolte, zu dem er sich von der Natur bestimter fülte. Ob er aber überhaupt behaupten solle, dergleichen Versuche seyen unnüz an sich, und lieber gar zu unterlassen, darüber scheint er nicht zu allen Zeiten einerlei Meinung gewesen zu seyn. In seinen unbefangenen Augenblicken achtete er sie als höchste Kraftäußerungen des menschlichen Geistes sehr hoch, und gestand sich dann auch, daß wir uns ihrer eigentlich doch

nie entschlagen könten, ja daß dieses für die Menschheit wol gar nachteilig werden dürfte; wenn er nun aber die vielen und widersprechenden Meinungen und das ganze Heer einzig möglicher Aufschlüsse überschaute, so brach auf einmal alles in ihm los, was von Skepsis und Luzianischer Laune in ihm lag, und er fülte sich jedesmal von einem ziemlich starken Indifferentismus befallen. Das Resultat davon gibt er uns in seiner Beantwortung der Frage, was die Wahrheit sey. „In metaphysischen und ästhetischen Dingen, sagt er, das ist, in Sachen wo das meiste auf Einbildung und Sinnesart ankomt, wäre das billigste, einen jeden im Besiz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er andre in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andere an? Aber freilich,

sobald der Mann ins Kreuz und in die Qvere auf allen Landstraßen herum reitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wol gar daß sie allein schön, und jedes andre Gesicht ein Meerkazengesicht ist, — das ist etwas sehr unangenehmes für Leute, die keine Lust haben sich zu balgen: und wiewol die irrenden Ritter, die solche Taten tun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sich's doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Mauleseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren. Die Wahrheit flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten, und genießt ihrer, wie der Luft, die er atmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht,

findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sey. Und sobald ihrer zwei sich über ihren ausschließenden Besiz in die Haare geraten, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Ariost: wärend die tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide. — Ist dies Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein andres, das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier noch da, — Sie ist, wie die Gottheit und das Licht worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fülen, und seine Gefüle zu Gedanken erhöhen, und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; jeder vernimt nur einige Laute

ihres Göttermundes, keiner die nämlichen. — — Und was haben wir also zu tun? — Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besize? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsezen; und einander offenherzig und unbefangen erzälen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat, oder gesehen zu haben glaubt; und ja nicht böse darüber werden, wenn sichs von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört, oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben. Vor allem aber, liebe Brüder, hüten wir uns vor der Torheit, unsre Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen, und andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Un-

selbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sizend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich gibt. Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen. Wenn ein Mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie siebenmal sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß; daß, gegen Eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehen tausend in Dämmerung und zehnmal zehn tausend im Dunkeln vor uns liegen; und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen, und in ihrem Lichte dies ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könten, wie jemand von der Spize

einer Terrasse seinen Garten übersieht, dies nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur. Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdbewoner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Stralen aus allen übrigen zusammen laufen, und wie unbegreiflich alle diese Stralen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchschneiden und durchkreuzen, wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Teilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke, das müßte den

weisen Mann bescheiden gemacht haben; und es solte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urteile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, (im Hiob) mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baren Skeptizismus halten müßte."

Ich hoffe, man wird aus dieser Stelle deutlich sehen, daß zwar zum Teil die Metaphysiker selbst unserm Wieland die Freude an der Metaphysik verkümmert hatten, daß aber doch seine wenige Neigung zu dieser Wissenschaft vorzüglich in dem bescheidnen Zweifel an der Gewißheit derselben gegründet war. Er scheute das Versteigen in eine übersinliche Welt, wo bei jedem Schritte der Boden unter den unsichern Füßen weiche; er mistraute der bloßen Vernunft, weil sie so leicht zum Vernünfteln verführe, und weil Sophisten und Wizlinge zu oft ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben. Darum erkante er keinen andern Prüfstein der Wahrheit als —

das innige Bewußtseyn dessen, was wir fühlen. Daß man auch damit in ziemlich verschlungene Labirynthe sich verirren könne, war ihm zwar nicht unbekant, allein ihm schien es leicht genug, dieselben zu vermeiden. Manche werden ihn beschuldigen, daß er selbst es sich ein wenig zu leicht gemacht; und wenn er freilich zu Zeiten die Frage so stellt, als ob alles darauf ankomme, was die Natur mit uns vorhabe, und dann meint, das finde sich wol von selbst, in gesundem Zustande des Leibes und der Sele frage kein Mensch danach, die Philosophie selbst sey mithin eigentlich nur — für Kranke, und weit weniger eine Kunst zu leben als eine Heilkunst der Sele, so sehe ich nicht, wie man diese Beschuldigungen abwenden könte; der gordische Knoten ist nicht aufgelößt, sondern zerhauen, und die Laune waltet, wo Untersuchung hingehört hätte. Daß Wieland dieses nicht zu anderer Zeit sehr gut solte eingesehen haben, darüber ist kein Zweifel, sobald man nur weiß,

daß ihn die Laune nicht etwa ganz und gar beherschte. Diese schien ihm aber auch hier nicht am unrechten Orte zu seyn, so wie die Sokratische Ironie und der Luzianische Spott, und er wolte mit diesen wol mehr nur seine Opposizion behaupten und zur Prüfung locken, als selber etwas entscheidend festsezen. Nur in dem Einen war er immer entscheidend und entschieden, daß die Philosophie sich nicht über den Kreis der Erfahrung versteigen und stets von der Erfahrung solle leiten lassen. Daß seine Philosophie hiedurch mit jener französischen, welche man seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die gesunde genant hat, und welche durch St. Evremond, Chaulieu, la Fere, Voltaire und die Encyklopädisten hauptsächlich verbreitet wurde, eine nicht geringe Aehnlichkeit erhält, ist wol eben so wenig zu leugnen, als daß Wieland, so wie er selbst dabei den Einflüssen der Zeit nicht entgangen war, auch kraft derselben einen um so größeren Einfluß gewann: allein ob jene

Aehnlichkeit mit dieser französischen Philosophie je bis zur völligen Gleichheit gediehen sey, dürfte gar sehr zu bezweifeln seyn. Wielands Philosophie ist keineswegs ein Kind der raffinirten Sinnlichkeit, und unterscheidet sich von der französischen hauptsächlich durch eine ernstere Rücksicht auf die Bestimmung des Menschen und der Menschheit, während diese nur über die menschlichen Verhältnisse raisonnirt; für Wieland war es keiner der lezten und unwichtigsten Gründe, sich im Kreise der bloßen Erfahrungs-Philosophie zu halten; weil er einsah, daß gerade hier noch gar viel geschehen müsse, wenn es im einzelnen Leben der Menschen, in den menschlichen Verfassungen überhaupt, und in dem moralischen Gange der Weltbegebenheiten besser werden solle; denn von der schmeichelnden Einbildung, daß alles schon gar weit und herrlich gediehen sey, war niemand entfernter als er. Wenn er auch nicht der Meinung war, daß diese kreisförmige Bewegung, womit sich die menschlichen Dinge

umwälzen, ein wahrer Zirkel sey, so schien ihm doch manche Arbeit nötig, wenn der Zirkel am Ende sich nicht doch schließen solte. Ohne nun über einer Aufgabe zu grübeln, deren Auflösung ihm ganz andere Organen und einen ganz andern Gesichtskreis als den unsrigen zu erfodern schien, übernam er sogleich das Stück Arbeit, zu welchem ihn die Natur berufen hatte. Worin aber diese Arbeit bestanden habe, das hat er uns selbst gesagt.

„Meine Absicht, sagt er, ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keines der wirksamsten Mittel seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts. Es ist sehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele schon eine ziemliche Weile zusieht, wenn er immer mit den Vorzügen unsrer Zeit, und den Vorteilen unsrer Auf-

klärung, unsrer Verfeinerung unsrer Weltbürgerei und so weiter klappern hört, und doch nirgends sieht, daß es darum besser, wol aber daß es immer desto schlechter geht: — daß ein solcher einmal des Klapperns überdrüßig wird, und ein Wort sagt, das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben sowol hätte ungesagt lassen können. Wenn denn aber gleichwol (wie das niemand wissen kann) hier oder dort jemand dadurch veranlaßt würde, der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen, und auf die nächsten Mittel zu denken, wie ers (wenigstens für seine Person) zu machen hätte, um das Bißchen Menschensinn und Menschenkraft, und Freude an seinen Mitgeschöpfen und sich selbst, nnd Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgesteuert, so viel er noch davon übrig hätte, aus diesem großen Getümmel, Zusammenlauf und Jahrmarkte der Welt glücklich davon zu bringen, und in

der Stille seines häuslichen Lebens, zu seinem und der Seinigen Nuzen und Frommen anzulegen: — das wäre denn gleichwol auch so übel nicht *)!"

Aus diesem Gesichtspunkt hat man alles zu betrachten, was Wieland in dem Laufe seines Lebens als Philosoph auf seine Zeitgenossen von Zeit zu Zeit zu wirken suchte. Die Richtung, die er von früher Jugend an nahm, behielt er auch hier; er bewieß sich als einen echten Sokratiker sowol in Hinsicht auf die Gegenstände seiner Untersuchung als die Untersuchung selbst. Aus dem Kreise der Psychologie, Moral, Rechtslehre und Religion ging er nicht heraus, beschäftigte sich aber stets am liebsten mit dem, was in diesen Wissenschaften problematisch war. Psychologische Räzel zu lösen, zweideutige Charaktere in das rechte Licht zu stellen, seltene und seltsame Individualitäten in ihrer Eigentümlichkeit auszufinden, zweifelhafte

*) Ueb. d. Abn. d. menschl. Geschl. Bd. 14. S. 398 fg.

Fälle zu beleuchten, hatte einen besondern Reiz für ihn. Mit welcher Geschicklichkeit, welcher Feinheit er dabei zu Werke ging, welchen durch Uebung geschärften Blick in das menschliche Herz er dabei bewieß, das bezeugen seine Untersuchungen über Rousseau, über den ehrlichen Adepten Nikolas Flamel, den berühmten Wanderer Paul Lukas und den räzelhaften Derwisch von Brussa, welchen jener traf. Die Abhandlungen von ihnen sind Meisterstücke der psychologischen Entwickelungskunst. Damit die menschliche Natur in ihren dunkleren Stellen mehr beleuchtet werden möchte, gab Wieland in seinem Merkur bisweilen auch Fragen und Aufgaben, die als eben so viele moralische Probleme zu betrachten sind. Das eine derselben: ob man ein Heuchler seyn könne, ohne es selbst zu wissen? Hat er auf die heiterste Weise wahrhaft bewundernswürdig aufgelößt. Es gab ihm Veranlassung, die Jugendgeschichte Bonifaz Schleichers zu schreiben, in welcher wir der Entstehung und Bildung des künf-

tigen Selbstbetrügers gleichsam zusehen, und die Grundlage seines Charakters so gut kennen lernen, daß wir nun in jedem Verhältniß, in welches man sich mit ihm denkt, ganz genau voraus wissen können, wessen wir uns von ihm zu versehen haben.

Die Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens waren ein Feld, in welchem der forschende Wieland sich gern erging, und seine Zeit ließ es ihm nicht an Veranlassung felen, in dieses große, weite Feld sich zu begeben. „Die Zeiten der größten Verfeinerung, sagt Wieland, des größten Luxus und der ungezähmtesten Liederlichkeit, sind von jeher immer diejenigen gewesen, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vorteil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben." Wenn er nun von Swedenborg, St. Germain, Cagliostro, Gaßner, Schröpfer, Mesmer und allen den Beschwörern, Wunderärzten und Zauberern hörte, von denen die Berliner Mo-

natsschrift das Andenken aufbewart, so fülte er sich dadurch gleichsam aufgefodert zum Nachdenken über den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben. Er untersuchte dessen Ursprung in der Einbildungskraft und dem Herzen der Menschen, mittelte aus, was die Poesie, die Religion und die Philosophie, vornehmlich die der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule dazu beigetragen, wie der Norden und Orient durch die Romandichter des Mittelalters darauf gewirkt haben, was aber seit Verdrängung jener poetischen Art von Philosophie durch eine andere, die mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versucht, wol davon zu halten sey. „Seitdem, sagt er, die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen ha-

ben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahneten Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplaz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in sei-

nen Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jezt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen sezt." Er kann nicht umhin, diesen Umstand dem Wunderglauben günstig zu finden, und erkennt an, daß dieser sogar im Herzen der Menschen, da wo zwischen Furcht und Hofnung eine namenlose Erwartung lauert, einen Fürsprecher habe: allein das hindert ihn nicht, die Rechte der Vernunft auch hier geltend zu machen. „Eben darum — dies ist sein Schluß —, weil der Hang zum Uebernatürlichen, und der Wunsch mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von jeher einer Menge Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche

Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch, — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nötig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsäze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen."

In gleichem Sinn und Geist erklärte sich Wieland über Rosenkreuzerei, Stein der Weisen, Magnetismus, Swedenborgische Offenbarungen und dergleichen. Wenn er sah, „daß die Urheber solcher Systeme" in vollem Ernst und mit der lebhaftesten Tätigkeit ihre Sekte in ganz Europa auszubreiten suchten, und sich zu diesem Ende besonders die außerordentliche Disposizion der Zeit zu angeblichen geheimen und hyperphysischen Wissenschaften, hermetischen Mysterien, Magie, Theurgie, Geisterseherei, kurz zu allen

Arten von schwärmerischen Torheiten zu Nuze machten, die besonders unter dem vornehmen, müßigen, mit Wissenschaft nur leicht tingirten, und durch den Hang zur Sinlichkeit oder die Folgen desselben zur Schwärmerei der Imaginazion nur zu sehr geneigten Teil des Publikums so außerordentlich im Schwange gehen! — wenn sie von den natürlichen Wissenschaften mit Geringschäzung, hingegen von dem handgreiflichsten Unsinn des geistlichen Don Quixote, ihres Meisters, als von hoch erhabenen und nur Geistern von einer höhern Ordnung zukommen den Wissenschaften sprachen; — wenn sie deutlich genug sich selbst und ihren Anhang als Genossen des neuen Reichs des Herrn, die Partei der gesunden Vernunft hingegen und die Philosophen, die vermöge der Natur der Sache die ewigen Gegner des Aberglaubens, des Fanatismus, der Bigotterie, Gleißnerei und religiösen Gaukelei seyn müssen, als die Mächte der Hölle charakterisirten, sie mit den verhaßtesten Farben abschilderten, und dadurch

sowol, als durch den breiten Heerweg, den sie der trägen und vor den Schwierigkeiten der wahren Wissenschaft zurückbebenden Unwissenheit in die intellektuelle Welt eröffnen, ihr Möglichstes beitrugen, den Fortgang der Aufklärung zu hemmen und wo möglich das bevorstehende Jahrhundert wieder in die Finsterniß der barbarischen Zeiten zu stürzen *)!" — wenn sag' ich, Wieland dieses alles sah und hörte, so war es als triebe ihn der Geist seines Lukianos gegen all diese hermetisch-magisch-kabalistisch- und theosophisch schwärmenden Fanatiker seiner Zeit, sie bekant zu machen, „damit die tugendhaften und menschenliebenden Weisen, denen diese Herren ihre Visionen so gern einleuchtend machen möchten, sie und ihre Geister prüfen, fernerhin genau beobachten, und nach Befinden die gehörigen Maasregeln ergreifen möchten, diesen neuen Ausbruch der in den menschlichen Köpfen

*) Wielands eigne Worte im T. Merk. 1787. Nov. S. 155 fg.

zirkulirenden Masse von Narrheit der Welt wenigstens so unschädlich zu machen als möglich."

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert!

So könte Wieland mit seinem Oberon sagen, um dieses sein Wirken zu bezeichnen, denn unaufhörlich befand er sich auf der Seite der Aufklärer, und hielt die Aufklärung für etwas so Gutes, Wünschenswertes und Nötiges, daß er Fragen wie die: über welche Gegenstände sich die Aufklärung ausbreiten dürfe? wo die Grenzen der Aufklärung seyen? Wer berechtigt sey, die Menschheit aufzuklären? und ähnliche dieses Schlages, die von besorglichen Leuten in jener Zeit mitunter aufgeworfen wurden, für — reinen Unsinn erklärte. Sein offenes, unumwundenes Geständniß hierüber ist dieses: „Das Licht des Geistes ist die Erkentniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne

diese Erkentniß eben so unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu tun. Die Aufklärung, d. i. so viel Erkentniß als nötig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kan, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es gibt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht komt; es gibt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung, treiben können; — z. B. wer uns schwarz für weiß geben, oder mit falscher Münze bezalen, oder Geister erscheinen lassen will; oder auch (was an sich etwas sehr unschuldiges ist) wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht; — der kann das natürlicher Weise bei

hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bei Nacht, oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel.“ — — „Alle Gegenstände unsrer Erkentniß sind entweder geschehene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urteile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urteile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen darin abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesezte in seine einfachern Bestandteile aufgelößt, das Einfache bis zu seinem Ursprung verfolgt, und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es gibt kein anderes Mittel, die Masse der Irrtümer und schädlichen Täuschungen, die den

menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern als dieses, und es kann kein anderes geben. Die Rede kann also auch hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, — als diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser leztern wird doch wol keine Rücksicht genommen werden sollen *)?"

Ein Mann von solchen Ueberzeugungen mußte notwendig auch in Angelegenheiten der Religion freie Prüfung für ein unverlierbares Menschenrecht erklären, und dieses Rechtes bediente er sich in seiner merkwürdigen Abhandlung über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, worin er seine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christentum, Toleranz und andre unter diese Rubrik gehö-

*) Teutscher Merkur 1789. Bd. 2. S. 98. fgg.

rige Dinge ganz offenherzig mitteilt, auf eine Weise, daß man wol sieht, er sey selbst keinesweges geneigt gewesen, sich ein so heiliges Recht entreißen zu lassen. Wenn jemand hieraus den Schluß ziehen wolte, daß dann wol Wielands Glaube mit dem Kirchenglauben nicht in der volkommensten Harmonie gestanden haben dürfte, so habe ich hierauf nichts zu sagen, als daß er richtig geschlossen hat. Nach der Richtung, die Wielands Geist in früheren Jahren erhalten hatte, war bei seinem angelegentlichen Studium der Geschichte der Menschheit immer sein Hauptaugenmerk auf die Entstehung, Ausbildung, Beschaffenheit und Erhaltung der Religionen gerichtet, wozu in jener Zeit die vielen neuen Entdeckungen in der Erdkunde eine Menge der interessantesten und merkwürdigsten Beiträge lieferten, die dem denkenden Geist eine Vergleichung zwischen der neuen und alten Welt beinah abnötigten. Die Folge dieser Vergleichung war, daß die Urwelt und das ganze Altertum in einem neuen Licht

erschienen, bei dessen Erhellung so manches ganz anders erkant ward, als man bis dahin geglaubt hatte. Auch hier wichen der Natur die Wunder, und der Psycholog fand einen begreiflichen Zusammenhang in dem, was früherhin als ein Gewebe von Unbegreiflichkeiten angestaunt wurde. Die Erfahrungs-Philosophie, eine natürliche Gegnerin alles Supernaturalismus, kam hinzu, auch das der Prüfung zu unterwerfen, was sich als Offenbarung ankündigte, und man weiß, welches Mistrauen dadurch gegen sie erregt ward. Es kam zu der Alternative zwischen Vernunft und Offenbarung, und welche Vernunft kann es befremden, daß man die Offenbarung nur insofern wolte bestehen lassen als sie die Vernunft nicht in Widersprüche mit sich selbst verwickelte, und als sich nicht aus der Geschichte nachweisen ließ, daß Menschensazung mit göttlicher Autorität sich brüste, damit einige Wenige desto uneingeschränkter über die Gemüter herschen und die Kräfte der Menschen zu ihren eigen-

nüzigen Zwecken misbrauchen möchten. Wie vieles aber dann die Probe nicht aushalten könne, dafür erhielt man täglich mehr Beweise, trieb aber auch eben darum den Skeptizismus gegen die positive Religion, ja am Ende wol auch gegen die Religion überhaupt, täglich weiter. So entschieden indeß Wieland auf die Seite der ersteren trat, so wenig gehörte er zu denen, welche die Religion ganz und gar in Zweifel zogen, denn er war nicht so sehr bloßer Verstand, um das Gemüt und dessen Regungen für nichts zu achten, wiewol er vor Täuschungen desselben ganz vorzüglich auf seiner Hut seyn zu müssen glaubte. Sein redliches Bekentniß hierüber ist dieses.

„So weit uns, sagt er, die Geschichte in die ältesten Zeiten zurücksehen läßt, sehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachsen, und diesen, gleich einer üppig aufschießenden parasitischen Pflanze, jene umschlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und sogar

durch seine Einflüsse den Früchten, wodurch sie dem menschlichen Geschlechte wohltätig seyn konte, seine eigene giftige Beschaffenheit mitteilen. Da hier schlechterdings alles darauf ankomt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Phantasie, Leidenschaften und Priesterkünste beigemischt haben, gereinigten Begrif zu machen: so kann ich mir unter diesem Worte nichts anders denken, als den Glauben an ein unerforschliches Urwesen, durch welches alle Dinge bestehen, und nach unveränderlichen Gesezen der volkommensten Gerechtigkeit, oder (was eben dasselbe sagt) der volkommensten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden, — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unsers eigenen, uns nicht minder unerforschlichen Grundwesens, mit Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit und einem solchen Fortschritt zu größerer Volkommenheit, der durch unser Ver-

halten in diesem Leben modifizirt wird. Von diesem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moralisches Bedürfniß der Menschheit sey; 2) daß seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sey, daß man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müsse; 3 daß er durch die Vernunft hinlänglich unterstüzt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und 4) daß er, insofern er von Aberglauben oder Dämonisterei frei bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohltätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey."

Unerinnert sieht man, daß Wieland nach all seinen Untersuchungen über die Religionen ein Bekenner des reinen Deismus wurde. Als solcher erklärt er: „Es ist etwas den gesunden Menschensinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst her-

schenden Gewonheit, das Wort Deist, welches (so viel ich weiß) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsäze hat, zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sizen lassen könne, bei sich führe; da doch das Christentum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren Deisten zu seyn. Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deist, in der gewönlichen verhaßten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesezt worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesezt auch, ein jeder Deist müßte nach seiner Ueberzeugung alle besondern Dogmen der christlichen Parteien verwerfen: so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haß oder

Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was sie glauben. Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem echten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christentum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten solte, zu wälen hätte, so würde er (vorausgesezt, daß er in seinem Bekentniß aufrichtig, und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiß unter derjenigen christlichen Partei zu leben wünschen, deren Grundsäze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen, und von falschen Zusäzen und Schlacken am reinsten sind."

Weil er Deist war, war also Wieland auch Christ, in dem Sinne, wie es zu allen Zeiten die reinsten und besten Menschen unter den Bekennern des Christentums gewesen sind; wie-

derum aber, weil er ein solcher Christ war, glaubte er auf das von falschen Zusätzen und Schlacken gereinigte Christentum um so eifriger dringen zu müssen. Da nun ein solches nimmermehr hergestellet werden konte, so lange ein Gewissens- und Glaubenszwang herschte, so mußte er dessen entschiedener Gegner seyn, und er war es nicht blos insofern, als er im Papismus die murrende Vernunft an der Kette des blinden Glaubens und leidenden Gehorsams sich winden sah, sondern auch wenn der Protestantismus auf halbem Wege stehen blieb und die Gewissen zu tyrannisiren sich einfallen ließ." Wenn es vor zwei oder dreihundert Jahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen gegen Autorität und Machtsprüche, gegen Papst, Kirchenlehrer und Concilien aufzulehnen: seit wann ist es unerlaubt worden, eben dasselbe gegen die Autorität und Machtsprüche einer noch so großen Anzahl protestantischer Kirchenlehrer zu tun, die, meines Wissens, kein echteres Kre-

ditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweisen haben? Durften unsre Vorfahren prüfen und das Bessere (d. i. was ihrer damaligen Einsicht und innern Ueberzeugung nach das Bessere war) behalten: warum nicht auch Wir? Warum sollen Wir nicht fortsezen dürfen, was Sie nur anfangen, nicht vollenden konten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten und Kentnissen, welche ihnen das Wachstum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind?" — Solch ein Verfahren mußte ihm wahrhaft unsinnig dünken, je mehr er sich überzeugt hatte, daß Religion eine Angelegenheit des Herzens und nicht des Kopfes sey; daß reine und tätige Liebe der Menschen, die wir sehen, das untrüglichste Kennzeichen unsrer Liebe zu Gott

sey, den wir nicht sehen, und daß wir unsern Glauben nicht durch Bekentnisse und Formulare, sondern durch unsre Werke zu zeigen haben. Daher hielt er nicht Uebereinstimmung in religiösen Meinungen und Formeln, sondern tätigen Glauben an Gott und den von ihm zu wohltätigen Zwecken auf die Welt gesandten Christus, tätige Liebe der Menschheit und lebendige Hofnung eines bessern Lebens für diejenigen, die sich dessen in dem gegenwärtigen fähigmachen, für den wahren Vereinigungspunkt der Christen, es konte für den, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälschten Christusreligion würdig seyn wolle, kein anderes Ziel, als jene Gesinnungen in den Christen zu bewirken. Von der so gepriesenen Toleranz hielt er sehr wenig, weil sie entweder als Toleranz schon intolerant sey, oder eine Gleichgiltigkeit gegen die Religion voraussetze, von welcher man sich nichts zu versprechen habe. Wenn ja von Duldung die Rede seyn solle, so müsse diese die natürliche

Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung seyn, und anstatt blos von der Denkart, Laune, Bonhommie oder Gleichgiltigkeit der Regenten und von zufälliger Schwäche einer heimlich über ihre Unmacht seufzenden Priesterschaft abzuhängen, vielmehr auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Statsgesezen beruhen.

Ueberzeugt durch eine sorgfältig angestellte Prüfung, daß ungehemte Ausbildung dem menschlichen Geschlecht nicht schädlich seyn könne, konte Wieland keine andern als solche Gesinnungen hegen, und mußte um so mehr wünschen, daß sie allgemein werden möchten, je mehr ihm die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts davon abhängig erschien. Man höre, wie er sich darüber in der eben genanten Abhandlung (Bd. 14 der sämtl. Schr.) erklärt hat. „Religion, Wissenschaften, und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — ruft er aus — ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten

Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesezen unterwürfig gemacht, und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beselt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen und aus allen Völkern des Erdbodens, — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung, — Ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften wider einander empört, — sondern von dem seligen Gefül der Menschlichkeit durchwärmt, und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mitteilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden wie in ein

allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen. Denn geteilt, oder durch unselige Vorurteile entzweit, und mit euch selbst im Streite, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Geteilt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!"

Wiewol nun Wieland gar sehr der Meinung war, daß es damit nicht eben allzuschnell hergehen werde, und daß die Weltverbesserung, auf die der menschenfreundliche Träumer Mercier unsre Nachkommen ins Jahr 2440 vertröstet, sofern sie blos durch Aufklärung bewirkt werden solte, wol noch um einige Jahrhunderte zu früh angesezt seyn möchte; so ließ er sich dadurch doch nicht in dem Glauben irren, daß es dereinst gewiß besser werden würde, wenn nur die Menschen

weiser und besser würden, wozu denn jeder so viel beitragen müsse als nach seinen Kräften möglich sey. Zu dem einzigen Werke, was würdig sey, jede fülende und denkende Sele zu begeistern, zur Auffürung eines allgemeinen Tempels der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts auch nur Materialien geliefert zu haben, war ihm ein erhebender Gedanke, der ihn bei keiner seiner philosophischen Forschungen und Ausstellungen verließ. Aber auch dann, wann er, um sich zu unterrichten oder zu erholen, bisweilen wol ohne bestimtes Ziel, in den weiten Gefilden der Literatur umher wanderte, verließ ihn dieser Gedanke nicht, und darum brachte er von solchen Wanderungen bald wirkliche Seltenheiten mit, die er genauer kennen lehrte, bald aber auch Dinge, die das Ansehn der Alltäglichkeit hatten, aber dadurch, daß er ihren übersehenen oder verkanten Gehalt entdeckte, den Wert der Seltenheiten erhielten. Mit Recht der Meinung, daß im Kleinen und Einzelnen gar vieles untersucht,

geprüft, berichtigt, ins gehörige Licht gestellt werden müsse, bevor das Große und Ganze in erfoderlicher Begründung haltbar aufgestellt oder gar vollendet werden könne, unterzog er sich gern der Mühe, jenes Einzelnen und scheinbar Kleinen, so wie Absicht oder Zufall es ihm zugefürt hatten, Vielerlei zu untersuchen, zu prüfen, zu berichtigen und ins gehörige Licht zu stellen. Aus diesem Gesichtspunkt hat man Wieland den Literator zu betrachten.

Der teutsche Merkur gab ihm Veranlassung, aus manchen Büchern Auszüge zu machen, und wer je seinen Auszug aus J. R. Forsters Reise um die Welt, oder aus den Mélanges tirées d'une grande Bibliothèque u. a. gelesen hat, wird wissen, daß die Kunst, zweckmäßige Auszüge zu machen, vielleicht nie anschaulicher gelehrt worden ist. Zugleich zeigen sie uns aber auch, wie gern Wieland sich mit allem beschäftigte, was mit der Geschichte der Menschheit in Beziehung stand. Um für diese Wissenschaft, die

er für eine der nüzlichsten und nötigsten hielt, nach Kräften zu wirken, ließ er es auch an Berichtigungen irriger Vorstellungen und unrichtiger Ueberlieferungen nicht felen, wie er denn z. B. aus diesem Grunde das klassische Ansehen von Al. Dow's Werke über Indostan wankend zu machen suchte. Außerdem hielt er es der Mühe sehr wert, merkwürdige Aeußerungen bedeutender Personen, bald vor Misverstand zu sichern, bald zu erläutern, welchen Dienst er dem Platon, Pompejus, Lukianos, Balzac u. A. erwieß. Kraft des psychologischen Scharfsinnes, der in ihm lag, war es eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, die Eigentümlichkeiten interessanter Personen auszufinden, und er benuzte den Merkur auch zu Mitteilung solcher Charakteristiken. In der Wahl bestimte er sich mehr für Genie und Einfluß als für Schulgelehrsamkeit und Ruhm, mehr für das, was ein Mann seiner Zeit gewesen, als was er der unsrigen ist; suchte auch vornemlich das Andenken solcher Männer wie-

der herzustellen, die in unverdiente Vergessenheit gefallen, und die Manen solcher zu versönen, die man von langem her in einem falschen Lichte zu sehen, und deren wahren Wert man zu miskennen gewont war. Vollständige Lebensbeschreibungen schienen ihm dazu jedoch nicht immer nötig, denn er war der Meinung, daß da, wo es nur darum zu tun sey, zu wissen, was für ein Mann einer war, ein einziger Zug, der uns in das Innere seines Geistes und Herzens blicken läßt, wichtiger sey als ganze Bogen voll gleichgiltiger Begebenheiten. Auf solche Weise stellte er uns Agrippa von Nettesheim, Erasmus, Justus Lipsius, Vives, Anna Maria Schurmann, Juliane Morell, den Pater Bolduci, Machiavelli, Sterne und viele Andere dar, deren richtige Charakteristik auch dem Historiker nicht gleichgiltig seyn kann. Immer stellte er es dar, wie er es fülte und erkante; behutsame Rücksicht auf seine Zeit hielt nur dann seine Feder an, wenn er durch Verschweigung um so mehr

Gutes zu bewirken hoffte. So glaubte er, daß der verdienstvolle, rechtschaffene, für Wahrheit und Recht, nach seiner Ueberzeugung, sich mit Freuden aufopfernde, edle Hutten, der Mann mit wahrem teutschen Blut und Heldenherzen, weit weniger verkant werden würde, wenn seine Schilderung in katholischen Lesern nicht den Parteigeist aufriefe und beleidigte. An dem schönen, würdigen Denkmal, das Hutten von Göthe gesezt ward, konte er nur eben dieses nicht billigen. Uebrigens war ihm Gerechtigkeit auch an dem Historiker eine zu heilige Tugend, als daß deren Verlezung ihm je hätte gleichgiltig seyn können; vielmehr blieb er ihr so unverbrüchlich treu, daß mehrere seiner Schilderungen verunglimpfter Personen wahre Ehrenrettungen geworden sind, dergleichen ihm z. B. Aspasia, Julia, Faustina, Aristipp, der Historiker Sallustius, Horaz u. a. m. mehr verdanken. Daß er sich indeß auch nicht scheute, das Unrecht zu verurteilen, beweißt zur Gnüge die Schilderung,

die er von Athenion oder Aristion entworfen, und die, meines Erachtens, nur den Feler hat, daß sie nicht beweißt, was sie beweisen solte, nämlich daß es für einen Stat nicht eben ein Glück zu nennen sey, von einem Philosophen regirt zu werden. Denn wie könte dieser Elende, von welchem Wieland selbst eingesteht, daß er den Namen eines Philosophen nicht besser verdiene als den eines Regenten, wiewol er die Eitelkeit gehabt hatte, in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens beides seyn zu wollen, für jenen Saz zum Beweise dienen? Diesen Misgriff aber abgerechnet, ist die Schilderung dieses Aristion ein eben so schäzenswerter Beitrag für den Historiker als die Charakteristiken der vorgenanten Personen, die, um zu gelingen, gerade solch eine Mischung von psychologischem Scharfblick, von Billigkeit und Mäßigung im Urteil als Folge erworbener Weltkentniß, und von der Enthaltung, bei jedem Scheine der Tugend eben so wenig gleich das Beste, als bei jedem Scheine

des Bösen das Aergste zu denken, erfodert wird wie sich in Wieland vereinigte.

Vielleicht hat sich mancher verwundert, daß ich Wielanden auch als Historiker genant habe: allein wenn er bedenkt, daß in jenem Verein natürlicher und erworbener Eigenschaften, vergesellschaftet mit dem Hange, alles Geschehene in seinem Zusammenhange nach Ursache und Folge zu überschauen, einer lebhaften Einbildungskraft, die hiezu sehr ersprießliche Dienste leistet, und dem echten Geist historischer Kritik, alle Elemente zu einem guten Historiker gegeben sind, so wird er nicht leugnen können, daß Wielanden wenigstens kein Erfoderniß dazu mangelte. Wer hat aber je seine Abhandlungen über den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, über Aëropetomanie und Aëronauten, seine Erzälung von den Pythagorischen Frauen, seine Schilderungen von Augustus und Mäcenas im Horaz, von der Lage Athens zu des Aristophanes, der Lage Roms

zu Cicero's Zeit und einige andere gelesen, ohne zu fülen und innig überzeugt zu werden, daß Wieland auch unter unsern guten Historikern mit Achtung genant werden müsse? Ich lasse dahin gestellt seyn, ob er unter andern Verhältnissen nicht vielleicht unser teutscher Livius geworden wäre: allein ist's nicht gewiß, daß kein Historiker das, was er geleistet hat, übersehen darf? Wie sehr ist aber demnach zu bedauern, daß sein Vorsaz, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben, unausgefürt geblieben ist!

Zu den Beiträgen, welche Wieland für die Geschichte der Menschheit und der Literatur geliefert hat, kommen noch einige, die er zur Geschichte der Poesie lieferte. Schade nur, daß deren so wenige sind, da er sich gerade mit einem Teile beschäftigte, welcher der Aufhellung und des Bekanterwerdens vor andern bedurfte, mit der Geschichte der romantischen Poesie nämlich, die er zuerst unter uns erweckt hatte. Die Vorliebe, die er, seiner ganzen

Individualität zufolge, dafür haben mußte, trieb ihn, sich mit allem bekant zu machen, was nur irgend hieher gehörte. Die Ritterromane von allen drei Klassen, die von der Tafelrunde, von der Ritterschaft Karls des Großen und der ganzen Familie der Amadis, alle jene, die unter keine von diesen Klassen zu bringen sind, und von denen sich nur einige in der Bibliothèque des Romans des Grafen von Tressan befinden, die Morgenländischen Geistererzälungen und Feenmärchen, wie sie Galland und die blaue Bibliothek bekant machten, die historischen, moralischen, politischen, komischen und satyrischen Romane, so wie das unermeßliche Feld der Novellen und Erzälungen von den Troubadours an bis auf seine Zeit, kante vielleicht keiner genauer als Wieland, der nicht weniger die Sitten- und Bildungsgeschichte der Zeiten als ihre poetische Art und Kunst in ihnen studirte. Ohne Zweifel würde er uns darum weit mehr Geschichtliches hierüber haben mitteilen können, wenn er

sie nicht mehr als eine Fundgrube von poetischem Stoffe betrachtet hätte, welche, selbst nach allem, was Bojardo, Ariosto, Tasso, Allemanni und Andere daraus gezogen, noch lange für unerschöpflich anzusehen war. Außer dem, was er gelegentlich in Vorreden oder Anmerkungen von seinen Kentnissen dieser Art, oft sehr Interessantes, mitteilte, ist daher die Anekdote von Richard Löwenherz und Blondel, und seine Geschichte französischer Dichterinnen das Einzige, was er zu geben für gut fand. So erwarb er sich mehr das Verdienst, Andere zu solchen Untersuchungen und Darstellungen anzureizen, als dergleichen selbst zu liefern. Indeß war auch dieses schon dankenswert und ist nicht ohne Wirkung geblieben, so wie es nicht ohne Wirkung blieb, daß er einige ältere deutsche Dichter aus der Nacht der Vergessenheit hervorzuziehen, und ihr verkantes Verdienst den Zeitgenossen ins gehörige Licht zu stellen suchte. Er war es, der, fast gegen alle Stimmen der

Zeit, dem hellen Geiste, dem schönen Gemüt, dem biedern Herzen, die in allen Werken Hans Sachsens leben, Gerechtigkeit wiederfahren ließ und ihm Anerkennung verschaffte, und es war wol nicht seine Schuld, wenn die Ausgabe der auserlesensten Stücke dieses Dichters, die er angekündigt hatte, so wenig zu Stande kam als die von Bertuch, unter den billigsten Bedingungen, angekündigte Ausgabe seiner sämtlichen, selten gewordenen, Werke. Noch mußte manches getan seyn, bis die Teutschen, die das Gute überall suchten, es bei sich selbst erkanten, und dazu gab Wieland durch seine Schilderungen eines Hans Sachs, Seb. Brant, Joh. Fischard, Geiler von Keysersberg u. A. wenigstens eben so viel Anstoß als Leßing bereits gegeben hatte, und zeigte auch hiedurch, daß er an keiner Geschmacks-Einseitigkeit kranke.

Mitten unter so mancherlei Beschäftigungen aber verließ auch unsern Wieland die Muse nicht. Diese immer treue Gefärtin seines Le-

bens war ihm zur Seite, er mochte das Triebwerk des Geistes und Herzens untersuchen, Probleme der Philosophie, Religion und Politik auflösen, die Geschichte der Menschheit oder einzelner Menschen erforschen, oder auch nur im weiten Gefilde der Literatur sich umsehen; bald aber zog er sie mehr in sein Interesse, bald sie ihn mehr in das ihrige. Und daher komt es denn, daß, bei aller Befreundung der beiden, doch nicht jedesmal eine rein dichterische Wirkung möglich war. Wir haben nämlich bemerkt, daß Wieland wärend seines Aufenthaltes zu Erfurt immer mehr auf die Seite der Philosophie hin neigte, und daß zumal in der lezteren Zeit alles, was er schrieb, eine philosophische Richtung nahm; vielleicht verdiente auch bemerkt zu werden, daß er von da an, bis zu seinem Abgange von Erfurt, das Meiste in Prosa schrieb, und daß das einzige versifizirte Gedicht aus jener Zeit: das Leben ein Traum, Bruchstück geblieben ist. Leicht möglich daher, daß der Professor mit

der Zeit einen noch nachteiligeren Einfluß auf den Dichter gehabt hätte, als der ehemalige Kanzleidirektor, nur freilich mit dem Unterschiede, daß der Kanzleidirektor uns den ganzen Schriftsteller hätte verkümmern können, wärend der Professor uns nur den Dichter in einen Philosophen oder philosophischen Geschichtschreiber verwandelt hätte. Wenigstens scheint der Nachhall seiner Erfurtischen Bemühungen, die Geschichte des Danischmend und der drei Kalender, diese Meinung zu bestätigen. Offenbar war es auch mit ihr auf einen Beitrag zur Geschichte der Menschheit abgesehen, wie sich schon daraus ergibt, daß sie als ein Anhang zum goldenen Spiegel erscheint. Der Zweck ihres Verfassers war, zu zeigen, daß Unterdrückung und ihre Töchter, Ueppigkeit, die mit den Unterdrückern, und Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart ist, die wahren Ursachen des menschlichen Verderbens seyen; ein Thema, welches er nicht füglich abhandeln

konte, ohne die Geschichte der Sultanschaft und der Bonzenschaft, diese zwei wichtigen Kapitel aus der Geschichte der Menschheit, einzuschalten. Um uns alles dieses recht anschaulich zu zeigen, fürt uns der Dichter unter Menschen, die in der Einfalt der Natur bei einer beschäftigten Lebensart, von Mangel und Ueberfluß gleich weit entfernt, durch Gesundheit, frohen Mut und gegenseitige Zuneigung glücklich sind. „Niemals hat Kummer, Gram, noch Verzweiflung die Qvellen des Gefüls in ihrem Herzen vergiftet, ihnen nach erschöpfender Arbeit des Tages den Schlaf geraubt, um sie mit trostlosen Aussichten in künftiges Elend zu ängstigen. Mäßige Arbeit, gute Narung und ein föliches Herz erhält den Mann und sein Weib gesund, verlängert ihre Jugend, unterhält ihre Kräfte; sie zeugen gesunde, wohlgestaltete, föliche Kinder. Ungeängstigt von der Sorge, woher sie Brod für selbige nehmen werden, erschrecken sie nicht, wenn sich ihre Zahl vermehrt; ihre Kinder

sind ihr Reichtum, ihre Wonne; sie verdoppeln ihre Arbeit mit Lust, weil sie für ihre Kinder arbeiten. Und wie solten Aeltern, die ihr gröstes Glück in ihren Kindern finden, nicht von diesen wieder geliebt werden? Wie solten Geschwister, welche, gemeinschaftlich auf dem Schoos der Liebe erzogen, die Zuneigung der Mutter und des Vaters vom zartesten Alter an zu teilen gewont sind, wie solten sie einander nicht lieben? Und wie könte also eine durch die mächtigen Bande der Natur und der Liebe in Eine schöne Gruppe zusammengeschlungene und von Einem Herzen belebte Familie, in den vorausgesezten Umständen, nicht gut, nicht glücklich seyn? — Aber sezen wir eben diese Familie in ein Land der Unterdrückung: wie plözlich wird diese ganze Scene von häuslichem Glücke verschwunden seyn! In ihrer Hütte werden alle Sinne durch das vollständigste Elend beleidigt. Ueberall Dürftigkeit, Ungemach und Blöße, — die Körper der Aeltern von übermäßiger Arbeit, kärglicher unge-

sunder Narung und Mangel an Ruhe, Erquickung und Vergnügen gedrückt, abgewelkt, ausgemergelt, — die Kinder elende, ungestalte, kränkelnde Misgeschöpfe, Kinder der Verzweiflung vielmehr als der Liebe, die der Hize, dem Regen und dem Frost nichts als Nacktheit oder modernde Lumpen entgegen zu sezen haben, den Aeltern zur Last und zum Kummer eben, und, vom langsamen Hunger verzehrt, einander jeden Bissen in den Rachen zälen. — Ich kann das abscheuliche Gemälde nicht vollenden, wiewol ich besorge, daß die Originale dazu allenthalben, wo es Sultanen und Raja's gibt, nur zu häufig anzutreffen sind. Wie wär' es nun möglich, daß so elende Geschöpfe gut seyn, gut werden, oder gut bleiben könten? Welch ein Wunder müßte geschehen, wenn so viel Elend sie nicht vielmehr misvergnügt, düster, undankbar, gleichgiltig gegen fremde Noth, neidisch und schadenfroh, niederträchtig, betrügerisch, diebisch, raubgierig und zu jedem Verbrechen, wodurch etwas zu ge-

winnen ist, bereitwillig machen solte?" — — Leider bedurfte es nur einiger Fakire und Kalender und einer Pagodentänzerin, um aus so glücklichen Menschen, als Danischmend gefunden hatte, durch Einfürung des Aberglaubens, Erregung der Leidenschaften, Eitelkeit, Eigennuz auf der einen und Vorgeschmack des Luxus auf der andern Seite, wodurch dort zur Sultanschaft, hier zur Sklaverei der Grund gelegt wurde, beinahe so unglückliche Menschen zu machen als sie die leztere Schilderung zeigt. Nur durch eine Art von Wunder konten sie diesmal gerettet werden: allein benimt uns ihr Geschichtschreiber die Sorge, ob sie es auch für alle Zeiten seyen? Gesezt aber, sie wären es, muß sich uns nicht die Frage aufdringen, wie denn nun die ganze übrige Welt zu retten sey? Und werden wir bei dieser Frage nicht um so mehr in die Verwicklungen der Geschichte der Menschheit und in Bedenklichkeiten über den Plan der Vorsehung mit unserm Geschlecht hineingezogen? Wie viele trefliche

Entwickelungen, schöne Ansichten, scharfsinnige Untersuchungen, kühne und wichtige Wahrheiten daher auch Danischmend enthalten möge, dem Ganzen kann man keinen hohen philosophischen Wert zugestehen. Unglücklicher Weise hat aber auch der poetische Wert gelitten, indem das Philosophiren den Dichter verleitet hat, manches zu weit auszuspinnen und durch Digressionen den Gang der Begebenheiten oft zu unterbrechen und aufzuhalten; der Dichter wolte dem Leser so gar nichts überlassen! Bei vielen sehr schönen Einzelheiten entstand überdies doch kein schönes Ganzes, woran die Schuld wol zum Teil mit an der Unterbrechung liegen mag, welche der Dichter in seiner Arbeit machte. Man merkt es gar leicht, daß bis etwa in die Mitte der Geschichtschreiber der Menschheit, nachher aber Danischmends Biograph spricht, und dies hatte zur Folge, einmal daß der Ton der lezteren Hälfte gegen den der ersteren ziemlich absticht, und dann daß wir durch die Art der Entwickelung, un-

geachtet sie die so anziehende Episode von der schönen und tugendhaften Aruja herbeifürt, doch unmöglich befriedigt seyn können. Es gewinnt gar zu sehr das Ansehen, als habe der Dichter unabsichtlich und unwillkürlich eine humoristische Vernichtung begangen, wovon der Grund in nichts anderem liegt, als daß der philosophirende Historiker dem Dichter, und dieser jenem in den Weg trat. Darum ist auch Danischmend von allen Wielandischen Werken das, welches bei allen einzelnen Schönheiten doch keinen völlig reinen Genuß gewärt, und keinen Eindruck hinterläßt, wie man ihn von Werken der Poesie erwartet. Um indeß der Absicht des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf man nicht vergessen, daß auch dieses Werk zu dem Werke Josephs mithelfen solte, und wir müssen es immer achten als eins, das wirklich dazu mitgeholfen hat. Wieland dachte wie sein Danischmend: „Ich bin eines von den verträglichsten Geschöpfen auf Gottes Boden; aber es ist mir unmöglich, einem Men-

schen hold zu seyn, der nur für sich selbst lebt. Ich hasse die bloße Vorstellung von einem gleichgiltigen Zuschauer des menschlichen Lebens. Nicht, als ob ich einem weisen Manne zumuten wolte, sich ohne Noth in die Angelegenheiten irgend einer besondern Gemeinheit verflechten zu lassen. Aber ist er nicht ein Weltbürger? und, so wenig es immer seyn mag, was die Menschen für ihn tun, wie kann er vergessen, daß er auch etwas für sie zu tun schuldig ist?" —

Diese Schuld redlich abzutragen, war immer Wielands ernstliches Bemühen, und mich däucht, daß er es auch als Dichter auf eine sehr rühmliche Weise tat, als er der Stimme seines Geistes gehorchte, der an einem Herbstmorgen des Jahres 1773 im obern Hinterzimmer des Söllnerischen Freihauses zu Weimar zu ihm sprach: Seze dich hin und schreibe die Geschichte der Abderiten! Schwerlich war irgend jemand geeigneter, der Geschichtschreiber derselben zu seyn, als Wieland,

dem in dem Laufe seines Lebens der Abderitismus häufig genug begegnet war, und der mit einem besondern Organ ausgerüstet schien, den Eigentümlichkeiten desselben auf die Spur zu kommen. Wie glücklich er darin gewesen, beweißt wol kein Umstand stärker als der, daß man in allen Kreisen, Provinzen, Fürstentümern, Graf- und Herrschaften, und besonders in allen größern und kleinern Städten von A bis Z, Archonten und Nomophylaxe, und kleine dicke Rathsherrn, und Sykophanten, und Zunftmeister Pfriemen, und Priester Strobylusse, und Salabander, Klonarioes, Lysander u. s. w. fand, die den Abderitischen so ähnlich sehen solten, als ob sie von ihnen herabgeschnitten wären. Es gab daher ein ziemlich starkes Geschrei über alle die Portraits, welche Wieland hier gemalt haben solte, ja es verlautete gar von einem bösen Willen, womit er gemalt habe. Was konte der poetische Geschichtschreiber gegen so Abderitische Beschuldigungen sagen? „O wie sehr recht hattest

du, ehrlicher Bruder Tristram, — so rief er aus — mit Sr. Eminenz, dem Erzbischof von Benevent, Johann della Casa, zu behaupten, daß immer zehntausend Teufel aus der Hölle um einen Schriftsteller herumschnurren, zumal um den, der in gutem sorglosem Mut auf den schlüpfrigen Pfaden des Wizes und der Laune daherschlendert; und daß es kaum menschenmöglich ist, sich vor dem Einsumsen und Zuflüstern aller dieser bösen Widersacher, die durch jede Oefnung unsrer äußern und innern Sinnen auf einmal einzudringen suchen, genugsam in Acht zu nehmen. — Sie sehen hierauf abermal, liebe Herren und Freunde: daß ich das Sprüchlein: homo sum, nihil humani a me alienum puto, nicht vergeblich in Mund und Herzen führe. — „Aber so soltet ihr wenigstens keine Abderiten schreiben!" — Nein, darin irren Sie sich; eben deswegen schreib' ich Abderiten.

Bei allen diesen Arbeiten stand Wieland mehr oder weniger im Dienste der Philosophie,

denn immer leiteten ihn gewisse philosophische, moralische, pädagogische, politische Nebenabsichten; aus bloßer Liebe zu dem Werke der Muse, aus reiner Freude an poetischer Hervorbringung aber entstanden in dieser Periode seine Erzählungen und Märchen. Mehrere davon sind bloße Nachbildungen ausländischer, die ihn bei seinen literarischen Lustwandelungen besonders anzogen. Geron der Adeliche ist aus dem alten französischen Ritterbuche Le Roman de Gyron le Courtois entlehnt, das Wintermärchen einer Erzählung in Tausend und Einer Nacht, das Sommermärchen einem Fabliau des Chrêtien de Troyes, der Vogelsang den Lays de l'Oiselet nachgebildet, der Stoff zu Pervonte aus dem Pentamerone oder Cunto delli Cunti di Gian Alesio Abbatutis, einer Sammlung von Neapolitanischen Volks- und Ammenmärchen, genommen, die Wasserkufe nach einer der Contes von le Grand erzält; Hann und Gulpenheh aber, Liebe um Liebe,

Sixt und Klärchen, Schach Lolo, Klelia und Sinibald, sind eigne Erfindungen des Dichters, in dem Sinne wenigstens, als auch ein gegebener Stoff immer noch eine eigentümliche poetische Bildung und Gestaltung, die für Erfindung gelten muß, erfodert.

Daß es keiner dieser Erzählungen an launiger Naivität, Wiz, scherzender Satyre, Anmut und Frische des Kolorits, Leichtigkeit und Gewandheit des Vortrags, Harmonie des Stils, Melodie des Verses mangle, darüber ist man einverstanden; und wie sehr des Lesers Anteil an dem Dichter durch sie erhöht worden ist, davon gibt es kaum einen triftigeren Beweis als den, daß man selbst dann, wenn der Erzähler in einer angenehmen Geschwäzigkeit sich gehen läßt, doch gern an seinem Munde hängt. Selbst gegen diese bisweilen sich gefallende Geschwäzigkeit aber hätte man ein wenig billiger seyn sollen; denn die Laune zu zwingen, wortkarg zu seyn, heißt etwas tun, was der Natur der Laune zuwider ist. Wenn selbst

diese in ihrer scherzenden, neckenden Fröhlichkeit nicht reden solte wie sie Lust hat, was dürfte dann sonst so reden? Fast alle diese Erzählungen aber gehören in die Klasse der launigen, und unterscheiden sich dadurch wesentlich von des Dichters frühesten sentimentalen und nachherigen Komischen. Es war daher Unrecht, unter Wielands Erzählungen keinen Unterschied zu machen, den doch der Dichter selbst angedeutet hatte, indem er seine Komischen Erzählungen in der neuesten Ausgabe seiner Werke unter dem Titel von Griechischen Erzählungen gab, denen man nun diese späteren als Romantische gegenüber stellen muß. Wenigstens ist es durchaus die romantische Welt, in die er uns hier einfürt, und es scheint, als habe er bald in dem märchenhaften Spiele mit Wundern, bald in abenteuerlicher Verknüpfung von Begebenheiten seiner Einbildungskraft volle Freiheit lassen wollen. Das Leztere ist besonders der Fall in Liebe um Liebe und Klelia und Sinibald, die

man als wirkliche Romane zu betrachten hat, von denen sie sich blos durch Vers und Reim unterscheiden. Nur zwei dieser Erzählungen sind durch Zwecke der Lebensweisheit bedingt, die Wasserkufe, worin er die Scheinheiligkeit, und Schach Lolo, worin er die Sultanschaft beleuchtet, alle übrigen sollen nur Unterhaltung durch Erzählung geben, ohne anders belehren zu wollen als es natürlicher Weise überall der Fall seyn muß, wo in einem dargestellten Ganzen die menschliche Natur sich von einer interessanten Seite spiegelt. Daß selbst aus seinen Märchen eine philosophische Idee hervorschimmert, ist freilich gewiß, allein man hüte sich, sie in Allegorieen verwandeln zu wollen; genug, daß auch sie durch Reichtum poetischer Situazionen uns anziehen, und ihre Wunder uns als Wunder interessiren.

Uebrigens ist es freilich gewiß, daß die romantische Welt, wie sie in Wielands Geiste sich spiegelte, nichts von jenem Schauerlichen, Sentimentalen, von jener schwärmerischen Fei-

erlichkeit hat, die man öfters als Elemente dieser Welt genant hat; das lag nun einmal nicht in Wielands Natur. Die Ader von Persiflage, die wir schon früher bemerkten, läuft auch durch alle diese Darstellungen, wie es sich von einem Dichter, dessen gesunder Verstand der Einbildungskraft die Wage hält, erwarten ließ. Nur das rein Abenteuerliche faßt er auf, nicht im Ernst, sondern scherzend, ironisch. Wenn er nun nicht alles, was jemals zu einer Religion gehörte, religiös behandelt, und von der hohen, schwärmerischen, feierlichen Liebe nicht ganz so hohe, schwärmerische, feierliche Ideen selbst hat, als seine Helden zu haben sich einbilden und manche in der romantischen Welt voraussezen, was ist denn daran so Auffallendes? Indeß muß man doch wol bemerken, daß die Schilderungen der Liebe in *diesen* Erzählungen von denen in den andern sehr abweichen. Nicht als ob nicht eine oder die andere Scene an den vormaligen Erotiker Wieland erinnerte, allein auch diese Sce-

nen sind mit einer Zurückhaltung, einem Anstande geschildert, daß es kaum mehr möglich ist, den Dichter eigener Lüsternheit zu beschuldigen. Selbst in der bedenklichsten von allen diesen Erzählungen, in der Wasserkufe, hat er seine Phantasie gewaltig gezügelt, und sie ist so unbeleidigend geworden, als sie nach Inhalt und Zweck nur irgend werden konte. Daß hiezu einiges die Jahre, einiges die Welt, die er schildert, beigetragen haben, liegt am Tage; gewiß aber auch blieb sein Leben am Hofe, in einem auserwählten Zirkel, welcher die Fesseln des Anstandes mit Leichtigkeit zu tragen gewohnt war, nicht ohne Wirkung auf ihn und sein ohnehin feines Gefül des Schicklichen. Wenigstens stellt er von dieser Zeit an wiederholt den Grundsatz auf, daß der unterhaltende Dichter in seinen Schilderungen den feinen Ton der gebildeten Welt zum Maasstab zu nehmen habe; ein Grundsatz, gegen den sich freilich im Allgemeinen mancherlei dürfte einwenden lassen, dessen Beobachtung ihn aber doch gegen weitere

Anklagen schützte. Völlig einengen ließ er sich indeß von ihm nicht, denn wo er höhere Zwecke ins Auge gefaßt hatte, ließ er die Decenz von ihrer Erreichung sich nicht abhalten, was hoffentlich niemand tadeln wird.

Die Manier in diesen Erzählungen hat man öfters eine französische genant, und dies kann man gern zugeben, wenn damit nichts weiter gesagt seyn soll, als daß der Dichter, nach Art mehrerer guter Erzähler in Frankreich, den Ton der alten Fabliaux mit feinen Wendungen des Wizes und leichtem, fließendem Vortrage vereinigt habe. Wer aber gesagt hat, daß Wieland nur diese Manier, nur Eine Manier, oder überhaupt nur Manier gehabt habe, der hat ihm auffallendes Unrecht getan. Was hat z. B. die einfache Naivität seines Sommermärchens mit jener Manier gemein? Oder gar sein Geron der Adliche, in welchem es, selbst nach Eingeständniß ehemaliger Gegner des Dichters, „ihm mit dem tiefen göttlichen Ernst ein wahrer Ernst war?" Indem man dieses einsah

und zugestand, hätte man wol auch auf die Vermutung kommen sollen, daß jedes einzelne Gedicht eines Dichters nur nach seinem mit dem Inhalt harmonirenden Grundtone beurteilt werden dürfe. Dann würde man gefunden haben, daß Wieland die Komische, die Launige Manier wälte, wo er die schwachen Seiten der menschlichen Natur darstellte, daß er aber recht gut mit Würde und edlem Anstand zu erzählen wußte, wo er die menschliche Natur von der edlen Seite darzustellen hatte. Wer kann in dem Geron einen ritterlichen Sinn und ein schönes Gemüt des Dichters verkennen? Wer kann verkennen, daß er in Liebe um Liebe zwischen jenem würdigen und seinem gewöhnlichern launigen Tone gleichsam die Mitte hält, weil es die Natur des Gegenstandes so erfoderte? Wer dann endlich verkennen, daß in den übrigen Gedichten, mit der einzigen Ausnahme von Sixt und Klärchen, wo der Dichter unaufhörlich zwischen Sentimentalität und Laune, Ernst und Scherz, hin

und her schwankt, und darum keinen reinen Eindruck im Gemüt des Lesers hinterläßt, die Harmonie des Grundtones mit dem Inhalte genau beobachtet hat? Selbst seine subjektiven Darstellungen würde man ihm dann nicht zum Vorwurfe gemacht haben, weil der Laune das Recht derselben zusteht, und er sie nur hat, wo er sich als launigen Dichter zeigt. Man hüte sich doch ja, durch einseitigen Ernst die gute Laune gar verdrängen zu wollen! Ein Anderes ist es, zu untersuchen, ob Wieland nicht an einzelnen Stellen, zum Vorteil des Ganzen, besser getan hätte, ihr den Ausbruch zu wehren.

Bei einem minder reichen und minder fruchtbaren Dichter würden wir Zeit finden, alles hier nur Angedeutete weitläuftiger zu erörtern; Wieland aber läßt uns dazu keine Zeit, denn kaum hat er alles dieses mit frischer Kraft und frölichem Mute geleistet, so sehen wir ihn eine neue Bahn betreten, und zwar eine Bahn, auf welcher sich zeigen muß, ob er in Wahrheit alles

das in sich vereinigte, was er in seiner Einleitung zu Klelia und Sinibald von einem Dichter selbst foderte. Er sagt nämlich:

Verbänd' er auch mit einem scharfen Blick
Die Linie des Schönen nie zu felen,
Das leiseste Gefühl im Prüfen und im Wählen,
Und mit der Kunst, durch rhythmische Musik
Sich in die Herzen einzustelen,
Die Leichtigkeit, der Grazien lezte Gunst:
Und (wenn sie spröde sind) zum wenigsten die Kunst
Den strengen Fleiß der Feile zu verhelen:
Dies alles, ohne jenen Stral,
Den Japets Sohn am Qvell des Lichtes stahl,
Was hälf' es ihm, ein Kunstwerk zu beselen?

Noch einmal fühlte Wieland sich zu einer romantischen Epopöie begeistert, zu einer solchen aber, die sich von seinen früheren und seinen übrigen Erzälungen so sehr unterscheidet, daß man allerdings behaupten muß, er habe mit ihr eine neue Bahn betreten. In seinem Idris hatte er von dem romantischen Gedicht folgende Theorie aufgestellt:

Durch ein mäandrisches Gewinde
Von Feerei und Wundern fortgefürt,
Sey, wer dich lies't, besorgt, wie er heraus sich finde,
Und nahe stets dem Ziel, indem er's stets verliert.
Er füle, daß Natur sogar im Märchen rürt,
Und daß Geschmack und Wiz mit allem sich verbinde;
Er folge sonder Zwang, wohin die Phantasie
Ihn füret, lächle oft, und gähn', ist's möglich, nie.

Verbirg ihm stets die unwillkommnen Züge
Der strafenden Satyr' in schlaue Tändelei.
Man lese dich, und suche nichts dabei,
Als wie man angenehm sich um die Zeit betrüge;
Und finde, still beschämt, daß deine Schilderei
Nicht halb so sehr als die Erfindung lüge.
Ergözen ist der Musen erste Pflicht,
Doch spielend geben sie den besten Unterricht.

Wer kann jedoch zweifelhaft seyn, daß diese Theorie nur auf Idris und Amadis, nicht aber auf Oberon volkommen passe? Bei jenen ist Ironie der beselende Geist, und gerade dar-

um, weil eine geheime Absicht der Belehrung in dem Ganzen vorwaltet, läßt der Dichter die Ader der Persiflage mitten durch alles Phantastische strömen; man könte sagen, daß der Verstand mit den üppigen Erzeugnissen der Phantasie nur sein Spiel treibe. Ganz anders im Oberon, der den epischen Charakter rein an sich trägt, und keine andere Absicht verrät als einen romantischen Stoff im Geiste der Romantik zu behandeln. Darum erlaubt er sich keinen Spott, keine Satyre, höchstens einen leisen, milden Scherz, und beinahe möcht' ich sagen nur einen einzigen, da nämlich, wo er, nach der meisterhaft in einander verschlungenen Anrufung der Muse und Ankündigung des Inhalts, sich selbst unterbricht:

Doch, Muse, wohin reißt dich die Adlerschwinge
Der hohen trunknen Schwärmerei?
Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich was dir sey,
Und deine Gesichte sind ihm geheimnißvolle Dinge.

Komm, laß dich nieder zu uns auf diesen Kanapee,

Und — statt zu rufen, ich seh, ich seh,
Was niemand sieht als Du, — erzäl' uns fein gelassen,
Wie alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund
Und weit geöfnetem Auge die Hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseitigen Bund,
Wenn du sie täuschen kannst, sich willig täuschen zu lassen.

Der Dichter, der sich selbst, mitten in einer beinahe feierlichen Stelle, so zu unterbrechen wagt, muß warlich ein großes Vertrauen zu seiner poetischen Täuschungskunst haben, oder die Selbstvergessenheit hat ihm einen sehr gefärlichen Streich gespielt. Ob dies bei Wieland der Fall war, wollen wir sehen. Man hat den Oberon zu oft die Krone von Wielands (erzälenden) poetischen Werken genant, als daß wir uns nicht aufgefodert fülen sollten, vorzüglich an ihm seine poetische Kraft und Eigentümlichkeit, den Umfang seiner Phantasie, die Tiefe seines Geistes und Fülle seines Herzens zu ermessen.

Das Erste, was in Betracht gezogen werden muß, ist die Erfindung. Wieland selbst hat erklärt, ein großer Teil der Materialien zu seinem Oberon, besonders dessen, was man in der Kunstsprache die Fabel nennt, sey aus dem alten Ritterbuche von Huon de Bordeaux genommeu, wovon sich in der Bibliothèque universelle des Romans ein freier Auszug aus der Feder des Grafen von Tressan findet. Hat nun der Verfasser dieses Huon, wie es allerdings scheint, in der Art, die Liebe seines Helden und seiner Heldin entstehen zu lassen, den Zariadres und die Odatis des Mitylenerس Chares im zehnten Buche seiner Geschichten von Alexander (Athenaeus 1, 13.), im Verlauf der weiteren Schicksale beider aber Heliodors Aethiopika vor Augen gehabt, so könte man Wielanden vielleicht den Nachahmer eines Nachahmers nennen. Damit ist's aber noch nicht genug. Die so wichtige Episode im sechsten Buche, von dem Betruge, welchen dem alten Gangolf sein junges Weib spielt,

ist einem alten Fabliau nacherzält, und die Schlußscene erinnert sogleich an Tasso's Olint und Sophronia.

Was bliebe demnach dem Dichter an Erfindung eigentümlich? Gar nichts, oder sehr wenig nur. Wieland hatte es indeß auch gar kein Hehl, daß er zu den eigentlich erfinderischen Genies nicht gehöre, denn hier und anderwärts hatte er zu seinen Dichtungen Vorbilder, besondere Veranlassungen oder individuelle Auffoderungen. Mit dem unerschöpflichen Ariosto, der indeß seine Gärten mit fremden Pflanzen zu verschönern bei Gelegenheit doch auch nicht verschmähte, dürfte er darum schon nicht verglichen werden. Meist, sagte er mir einst, habe ich vorgefundene Stoffe bearbeitet, es ist ja doch am Ende die Behandlung, welche des Dichters Wert zu erkennen gibt. Darum war es mir immer ein höchst erfreulicher Fund, wenn ich auf einen guten Stoff traf, den ein Anderer schlecht bearbeitet hatte. Dies ließ mir gewönlich keine Ruhe,

bis ich glaubte, etwas Besseres daraus gemacht zu haben.

Ob dies auch der Fall in Ansehung des Oberon sey, davon kann sich jeder durch eine Vergleichung des teutschen Gedichts mit dem französischen Vorbild überzeugen. Einen höchst merkwürdigen Unterschied zwischen beiden kündigt sogleich der Titel an; bei dem Franzosen erscheint Huon, der Mensch, bei Wieland aber Oberon, der Geist, als Hauptperson der Dichtung. Oft schon habe ich mich verwundert, daß es noch nicht einem einzigen unserer Kritiker eingefallen ist zu fragen, warum denn Wieland diese Veränderung gemacht habe, zumal da der Mensch fähiger scheint, unsere Teilname auf sich zu ziehen, als der Geist? Mich däucht, Wieland gewann damit zunächst, daß die Einfürung Oberons und seiner Diener alles Ansehen der unnüzen, von den Theoretikern aber doch für wesentlich gehaltenen, Maschinerie verlor; denn wer sieht nicht, daß man in diesem Gedicht mit eben dem Rechte

Huon und Amanda als die Maschinen ansehen kann, mit welchem in anderen die höheren Wesen als solche betrachtet werden? Nun aber komt Oberon nicht blos als ein deus ex machina hinzu, einen Knoten zu zerhauen, wenn der Dichter zu ungeschickt oder saumselig ist, ihn zu lösen, sondern wir erwarten immer, was auch vor ihm auftrete, sein Erscheinen als etwas Wesentliches, und ihn selbst als den, auf welchen sich wol nothwendig alles beziehen müsse. Man sage selbst, ob irgend ein anderer Epiker seine Götter, Geister oder personifizirten Abstrakta glücklicher in sein Gedicht eingeschlungen habe, als Wieland durch diesen so ganz einfachen Kunstgrif? Daß ich ihm aber hiebei nicht etwas unterlege, wovon vielleicht nie eine Ahnung in seine Seele kam, dafür bürgt uns seine eigene Erklärung. „Die Art, sagt er, wie die Geschichte von Oberons Zwiste mit seiner Gemalin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir (mit Erlaubniß der Kunstrichter)

die eigentümliche Schönheit des Plans und der Komposition dieses Gedichtes zu seyn. In der Tat ist Oberon nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesezt: nämlich, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befel des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia, und der Wiederaussönung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen, oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausfüren können, ohne seine Liebe zu Rezia, und ohne die Hofnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Anteil an ihren Schicksalen zu nehmen.

Aus dieser, auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten, Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Teilnehmung zu den sämtlichen handelnden Personen zu stark fült, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könte. Er gewann aber damit auch, daß das Wunderbare in diesem Gedicht nicht als eine bloße Zugabe, als ein Aufpuz, wie er seit Aristoteles von der Epopöie gefodert wurde, erschien, sondern als etwas, was in der phantastischen Welt, wohinein wir gefürt werden, Natur ist. Statt nun, daß in einem andern Gedichte, wo wir die möglichen Verkettungen der Wirklichkeit erwarteten, das Wunderbare und Uebernatürliche uns stößt, wird es uns hier befreundet; und gesezt wir verlören etwas an dem Staunen, welches das Wunderbare sonst hervorzubringen pflegt, so gewinnen wir gewiß doppelt so viel an der

Ueberraschung, da, wo wir nur Wunderbares und Phantastisches erwartet hatten, so viel Natur und Wirklichkeit zu finden. Das echte Wunderbare, dessen die Epopöie allerdings nicht entbehren kann und darf, jene geheimnißvollen Fügungen, Verkettungen und Verschlingungen eines dunkeln Verhängnisses, das an zarte Fäden in unsrer Brust, das an unsre Gedanken und unsre Träume den ewigen Gang des Weltalls, die Menschenwelt an die Welt der Geister, die Weisheit an die Thorheit, Gerechtigkeit an das Unrecht, das Kleinste an das Größte, das Größte an das Kleinste, das Ende an den Anfang geknüpft hat, dieses Wunderbare ging darum dem Dichter nicht verloren, vielmehr erhielt er nun erst Gelegenheit, sein Epos als eine Schicksalsfabel uns hinzugeben. Daß dieses des Sängers Absicht war, hat er im Laufe des Gedichtes uns zu mehreren Malen erklärt, und besonders könte man im zehnten Gesang die zwanzigste Strophe zum Motto desselben machen:

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: wir selbst, du weißt es, sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finster-
nissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang;
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln dienen müssen.

Solte nun aber dieses Epos des Dichters Absicht würdig erfüllen, so durfte Oberon auf keine Weise das seltsame Mittelding von Mensch und Kobold, jener in einen Zwerg verwandelte Sohn Julius Cäsars und einer Fee bleiben, der er in dem alten französischen Ritterromane ist. Wieland bildete ihn dem ähnlich, der er in Shakespears Sommernachtstraum und Chaucers Merchants-Tale ist, zum schönen Elfen- und Feen-König. Wie er aber die Elfen zu einer Art von edeln, mächtigen und den Menschen gewogenen Sylphen erhob, so veredelte er auch ihren König noch, der darum nirgend in einer reineren, edleren Gestalt erscheint als in diesem Gedicht, das seinen Namen an der Stirn trägt. Nur Eins

bleibt unerklärbar, warum ihn Wieland nämlich erst am Ende (Ges. 12. Str. 71.) in seiner ewig schönen und ewig blühenden Jünglingsgestalt, vorher aber, wie er sich ausdrückt, in *lieblicher Verkleidung* eines Knaben erscheinen läßt. Zwar solte es nicht schwer fallen, aus der Kindlichkeit Oberons im Gegensaz mit seiner Macht und in Beziehung auf Hüon einen so tiefen Sinn herauszupressen, als nur irgend ein alter oder neuer Heraklides Pontikus aus einem Nichts seines Lieblingsdichters herausgepreßt hat: allein wozu das? Die Sache ist auf jeden Fall ganz kurz die, daß Wieland zu Anfang seines Gedichts doch den Zwerg des alten Ritterbuchs noch im Kopfe hatte. Wie ihm aber auch sey, so wußte er selbst diesen als Repräsentanten des Schicksals würdig hinzustellen, denn:

Schön, wie im Morgenrot ein neugeborner Engel,
Steht er, gestüzt auf einen Lilienstängel,
Und um die Schultern hängt ein elfenbeinern Horn.
So schön er ist, kommt doch ein unbekantes Grauen

Sie alle an: denn Ernst und stiller Zorn
Wölkt sich um seine Augenbrauen.

Und nun höre man, wie der Dichter in zwei Strophen (Gesch. 2. Str. 39. 40.) ihn und den andern Haupthelden zugleich zu charakterisiren gewußt hat.

Da naht sich ihm der schöne Zwerg, und spricht
In seiner Sprach' ihn an, mit ernstem Angesicht:
Warum entfliehn vor mir, o Huen von Guyenne? —
Wie, du verstumst? Beim Gott des Himmels, den ich kenne,
Antworte mir! — Nun kert die Zuversicht
In Hüons Brust zurück. Was willst du mein? erwiedert
Der Jüngling. — Fürchte nichts, spricht jener, wer das Licht
Nicht scheuen darf, der ist mit mir verbrüdert.

Ich liebte dich von deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes dir bestimme,
An keinem Adamskind hab' ich es je getan!
Dein Herz ist rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragst du nicht Fleisch und Blut,
Hast Glauben an dich selbst, hast in der Prüfung Mut:

So kann mein Schuz dir niemals felen,
Denn meine Strafgewalt trift nur befleckte Selen.

Mit diesen Charakteren, die er seinen beiden Helden gegeben, hatte der Dichter zugleich den Ton seines Gedichtes selber bestimmt; denn wer sieht nicht, daß dieser sich ebenfalls auf der Linie des Edlen wird halten müssen, wenn er nicht mit dem Inhalt schreiend kontrastiren soll? Daß der Dichter diesen Ton gehalten habe, wird jedem sein Gefül bezeugen. „Wer — ruft Pörschke, von diesem Gefül getrieben aus, — würde es wol wagen den Oberon zu travestiren! die unaffektirte Würde dieses Gedichts, die in den Sachen, nicht in den Worten liegt, müßte jeden Versuch der Verspottung zur offenbaren Narrheit machen, und es wäre keine ganz leichte Frage, ob an einem solchen Mutwilligen, welcher den Oberon der Verspottung Preis zu geben gedächte, Kopf oder Herz nichtswürdiger wäre." (Beitr. z. Theor. d. Dichtk. Libau 1796. S. 133.)

Wiewol aber der Ton des Gedichts durchaus edel gehalten ist, so ist damit doch noch nicht entschieden, ob wir nicht denselben Feler begehen würden, welchen Crescimbeni beging, als er des Pulci Morgante unter die ernsten Epopöien zälte, wenn wir nun auch von dem Oberon dieses behaupten wollten. Verbietet uns dieses nicht schon die aus der Einleitung angefürte Apostrophe an die Muse? Hätte Wieland eine ernste Epopöie im Sinne gehabt, würde er dann wol sich ärger als stümperhaft sein Werk selbst so verdorben haben? Freilich scheint für den ersten Anblick nichts unvereinbarer als eine Schicksalsfabel und ein nicht ernstes Epos: allein Wieland hat doch gezeigt, daß es dem Genie möglich sey, und es ist wol der Mühe wert, zu zeigen, wie er dabei zu Werke gegangen.

Bekantlich versteht man seit Aristoteles unter einer ernsten Epopöie eine solche, welche, wie die Tragödie, große, erhabne, wichtige Handlungen in einer angemessenen Würde und

Pracht der Sprache darstellt. Wielanden bei seinem äußerst feinen und zarten Gefül des Schicklichen konte nicht entgehen, daß das romantische Epos, wenn es einem solchen Gesez genügen wolle, sich gewissermaßen selbst vernichten würde, indem es eben damit den Keim der Zerstörung in sich aufnähme. Einmal ist nämlich das Abenteuer, welches seinen Stoff ausmacht, doch immer mehr oder minder — abenteuerlich, und hat in unsern Augen etwas Seltsames, Befremdendes, was ihm in der Beurteilung des Verstandes Abbruch tut, und also gerade um so mehr, als man durch Ernst den Glauben daran zu erzwingen gedächte, zu einem Lächeln oder Lachen reizen, eben damit aber die beabsichtete Wirkung aufheben würde. Dann aber dient das Zauberhafte, welches in solchen Gedichten an die Stelle des rein-Göttlichen tritt, nach Herders richtiger Bemerkung, doch mehr zu Unterhaltung eines angenehmen Wahnes und Blendwerks als zu Erwerkung jenes

tiefern und höheren Gefüls, das das Göttliche allein bewirket, welches zugleich hinein zu verschlingen schon Tasso's Beispiel abschreckt. Die übernatürlichen Wesen, die hier handelnd auftreten, sind nicht durch Religion beglaubigt, und der Dichter muß für sie erst unsre Täuschung gewinnen. Unter mehreren Mitteln, die ihm hiebei zu Gebote stehen, ist aber keins der unwirksamsten eine gewisse Versezung des Furchtbaren mit Komischem, indem das Erste durch das Lezte sehr oft vorbereitet wird. Sehr fein bemerkt Tiek von Shakespear's Sturm, daß es die komischen Scenen vorzüglich seyen, durch welche der Dichter unsre Aufmerksamkeit zerstreut, und verhindert, daß wir nicht ein zu festes und prüfendes Auge auf die Wesen seiner Imaginazion heften, das sie nicht aushalten würden. „Das Lächerliche, sagt er, soll zwar hier nicht das Furchtbare verstärken, aber es vermehrt hauptsächlich die Mannigfaltigkeit der Wesen, die die Phantasie beschäftigen. Ohne die komischen

Personen Trinkulo und Stephano hätte das Schauspiel immer noch den Feler einer gewissen Monotonie, alles wies noch zu sehr auf Prospero und die wunderbare Welt hin, die ihn umgibt; Ferdinands und Miranda's Liebe hat selbst etwas Romantisches, das ans Abenteuerliche grenzt, so wie die Begebenheiten Alonso's und seiner Gefärten; das Wunderbare würde eben darum nicht täuschen, weil es zu wunderbar war. Ein seltsamer Traum illudirt uns um so leichter, wenn wir Personen darin erscheinen sehn, die wir recht genau kennen. Auf eben diese Art hintergeht uns der Dichter, indem er Charaktere einfürt, die seiner wunderbaren Welt zu widersprechen scheinen, da sie ganz aus der gewönlichen genommen sind, die nichts von jenem Außerordentlichen haben, das wir an allen übrigen Personen wahrnehmen. So entfernt uns die übrige wunderbare Welt steht, so nahe stehn uns diese; durch ihre Alltäglichkeit erhält das Ganze mehr individuelle Züge, und indem sie

einen Teil der Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wird das Schauspiel und das Uebernatürliche dadurch um so täuschender und wahrscheinlicher. — — — Die Notwendigkeit des Komischen haben auch fast alle neueren Dichter gefült, die aus irgend einem wunderbaren Märchen eine Oper zusammensezten; man findet jedesmal wenigstens einen komischen Charakter darin. — — Nicht aber blos der dramatische, sondern auch der epische Dichter kann auf die bis izt bemerkte Art seiner wunderbaren Welt einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit geben. Ariost's Zauberkreis ist eben darum so wahr und überzeugend, weil er uns nie Geister und Zauberer aus dem Gesichte verlieren läßt; wir verlassen nie die Welt wieder, in die er uns einmal eingefürt hat; die komischen Episoden, der scherzhafte Ton, in dem er so oft spricht, befördern ebenfalls den Glauben an seine Wunder. Beim Tasso steht die Zauberwelt mehr isolirt, sie hat daher auch gar nicht jenes lebendige und täuschende Kolorit, sie ist immer

weit von uns entfernt, wenn wir vertraulich unter allen Phantomen Ariosts, wie unter Bekannten umhergehn."

Auch unser Wieland erreichte mit denselben Mitteln und deren höchst besonnener Anwendung seinen Zweck aufs glücklichste. Wer mag verkennen, daß Scherasmin auch zu diesem Behufe die treflichsten Dienste leistet? Ist es nicht gerade die Furcht des guten, treuherzigen Alten, und die Art, wie er diese Furcht äußert, was uns am meisten auf Oberons Erscheinung spannt (Ges. 2. Stanze 19—22.), sie aber auch zugleich unserm Glauben näher rückt? Und wenn er im vierten Gesang (Str. 23. fgg. erzält:

Mir selbst ist oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren.

Da, zum Exempel, läuft ein schwarzer Zottelbär,
Indem ich wandeln geh', der Himmel weiß woher,

Mir in den Weg; ich greif' im Schrecken nach dem
Degen
Und zieh', und zieh', — umsonst! Ein plözlich
Unvermögen
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;
Zusehends wird der Bär noch siebenmal so groß,
Sperrt einen Rachen auf so gräßlich wie die Hölle;
Ich flieh' und ängst'ge mich, und kann nicht von
der Stelle.

Ein andermal, wenn ihr von einem Abend-
schmaus
Nach Haus zu gehen träumt, bei einem alten
Gaden
Vorbei; auf einmal knarrt ein kleiner Fensterladen,
Und eine Nase guckt heraus
So lang als euer Arm. Ihr sucht, halb starr
vor Schrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten stehn
Gespenster da, die ins Gesicht euch sehn,
Und feur'ge Zungen weit aus langen Hälsen recken.

Ihr drückt in Todesangst euch seitwärts an die
Wand,
Die gegenüber steht, — und eine dürre Hand
Fährt durch ein rundes Loch euch eiskalt übern
Rücken,
Und sucht an euch herum, euch da und dort zu
zwicken.

Ein jedes Haar auf euerm Kopfe kert
Die Spiz' empor, zur Flucht ist jeder Weg ver-
wehrt,
Die Gasse wird zusehens immer enger,
Stets frostiger die Hand, die Nase immer länger.

Dergleichen, wie gesagt, begegnet oft und viel;
Allein am End' ist's doch ein bloßes Possenspiel,
Das Nachtgespenster sich in unserm Schädel machen;
Die Nase samt der Angst verschwindet im Er-
wachen,
Ich dächt' an euerm Plaz dem Ding nicht weiter
nach,
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg
versprach.
Frisch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel enden,
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wieder-
fänden.

Hat dann wol jemand diese Stelle gelesen, ohne an sich selbst erfaren zu haben, daß sogleich das neue Wunder, Hüons durch einen Traum erregte Leidenschaft für ein unbekantes Wesen, unanstößiger, natürlicher, beglaubigter schien, und mithin unsere Täuschung für das Folgende zum voraus gewonnen war? Und

haben nicht die komischen Wirkungen, welche an drei verschiedenen Stellen Oberons Horn hervorbringt, jedesmal zugleich auch die Wirkung, daß wir über eine Menge von Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, wodurch die sich einmischende Urteilskraft die Täuschung zur Unzeit unterbrechen würde, glücklich hinweggehoben werden, indem die Einbildungskraft sogleich wieder die Oberhand gewinnt? — Kaum glaube ich daher zu irren, wenn ich behaupte, daß der Oberon das Glück, nicht travestirt werden zu können, zu einem großen Teile dieser Einmischung von Komischem zu verdanken habe, denn jedem Spotte wird dadurch die Spize abgeknickt. Durch die Behutsamkeit und Sparsamkeit aber, womit Wieland diesen Zusaz von Komischem nur zu dem genanten Behuf anwendete, verhütete er, daß nicht das ganze Gedicht den Anstrich des Komischen erhielt, denn es war auch nicht seine Absicht, ein komisches Epos zu liefern.

Wenn denn aber Oberon weder eine ernste, noch eine komische Epopöie ist, was ist sie dann

sonst? Doch nicht gar eine Mischung von beiden? — Hundert andere Dichter hätten das vielleicht daraus gemacht; nicht so Wieland. Was an seinem Stoffe nicht abenteuerlich und phantastisch war, das erschien ihm so reiner, edler, hoher Natur, daß er es allerdings einer Behandlung fähig fand, wie man sie für die ernste Epopöie erfodert. Wegen der Umgebung des Abenteuerlichen und Phantastischen aber, worin er es fand, und wegen des komischen Zusazes, der ihm dadurch nötig wurde, gab er auch diesem Teile eine solche Behandlung nicht, weil er dadurch nur einen nachteiligen Kontrast beider Theile hervorgebracht haben würde, sondern zog das Ganze in jene mittlere Region des heiteren Schönen, wo Ernst und Scherz sich brüderlich umarmen, jener die strenge, dieser die leichtfertige Miene ablegt, wo das Erhabene gemildert, und die Würde nie ohne Anmut erscheint. Das Höchste und Tiefste ist von dieser Region nicht ausgeschlossen, allein es erscheint nur so wie der

hohe Sinn im kindischen Spiele, nicht in seiner Majestät noch Furchtbarkeit. Lieblich wie die Dämmerung zwischen Nacht und Tag, wo ein sanftes, mildes Licht herrscht, der Mond und die Sterne noch nicht ganz erbleicht sind, aber die höhere Majestät der Sonne, die sich in den vergoldeten Gipfeln und einem glänzenden Morgenrot zeigt, allaugenblicklich hervorzutreten scheint, so liegt jene Region des heiteren Schönen zwischen dem Erhabenen und dem Komischen in der Mitte. Konte nun wol Wieland etwas Schicklicheres tun, als seinen Oberon auf den Ton stimmen, wie er einer solchen Welt angemessen ist? Die Linie des Edlen läuft mitten durch diese Welt, denn das Edle besteht ja in Hoheit durch Grazie gemildert.

Indem Wieland diesen Ton für sein Epos wälte, durfte er es wagen, einen abenteuerlichen Stoff als Schicksalsfabel zu behandeln, ohne in Gefahr zu kommen, sich mit Absicht und Mitteln in Widerspruch zu sezen; und in-

dem er diesen Ton so glücklich traf, gelang ihm ein zweites Wunder, dessen Bemerkung man der Frau von Stael übrig gelassen hatte. „Die Empfindung, sagt sie, gattet sich im Allgemeinen nicht leicht mit dem Wunderbaren; es ist etwas so Ernstes um die Rürungen der Sele, daß man sie nicht gern mitten unter den Spielen der Phantasie blos gestellt sieht; Wieland aber besizt die Kunst, jene phantastischen Dichtungen mit wahrem Gefül auf eine nur ihm eigene Weise zu vereinbaren." Wollen wir genau entdecken, wodurch er diese Möglichkeit bewirkt habe, so dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß der Sänger des Oberon alle Ausbrüche des höchsten Affekts, alle Extreme der Leidenschaften sorgfältig vermieden habe. Nie bringt er es bis zur höchsten Spannung, bis zu gewaltsamer Erschütterung, so nahe beide ihm oft lagen. Wie rasch und freudig hätte Mancher diese Gelegenheiten ergriffen! Wieland mäßigt und mildert auch hier, und gewinnt, indem er von dem Grundtone

nie allzuweit ausweicht, doppelt, daß nämlich keine Scene zu hohen Affekts den Glauben an das Wunderbare zerstört, und daß dieses mit der Empfindung nie in Widerspruch gerät. So nur bieten Ernst und Scherz vertraulich sich die Hand, die widerstreitenden Elemente dieses Gedichtes sönen sich aus, und es entsteht eine Einheit, von welcher bisher noch kein Kritiker sich etwas träumen ließ. Vielmehr haben diese wol gerade hier bewiesen, daß sie die tiefere Weisheit und das echte Genie Wielands keineswegs begriffen, ja nur geahnet hatten, indem sie fähig waren, in einem Athem an Oberon eine gewisse Anmut und Grazie, welche die Stelle der romantischen Phantasie ersezen solle, und den Mangel an Pathetik zu tadeln. Das hat man von der Einseitigkeit! Hätte man, statt Wieland an den Maasstab Ariosto's zu halten, bedacht, daß der Stoff des teutschen Sängers einen ganz andern Ton und ganz andre Behandlung erfodere als der des Italieners, so würde man sich eine Ungerech-

tigkeit und eine Beschämung erspart haben. Im Idris, im Amadis hatte Wieland die Absicht Ariosto nachzueifern, und zeigt dies auch in der frölichen Phantasie, der gaukelnden Laune, dem leichten, spielenden Leben, der arabesken, artigen Form; im Oberon neigte er mehr zu der Regelmäßigkeit Tasso's hin, aber ohne in dessen Fehlgriffe zu verfallen. Darum behauptet Oberon eine glückliche Mitte zwischen Ariosto's und Tasso's Gedicht, und es ist eigentlich höchst schmeichelhaft für ihn, wenn Frau von Stael sagt, daß er in Teutschland beinahe für ein episches Gedicht gelte. Soll nämlich Sinn in dieser Behauptung seyn, so muß sie sich auf den dunkel gefülten Unterschied zwischen dem Tone der sogenanten ernsten Epopöie und dem eigentümlichen Tone des Oberon beziehen, welcher jenem sich immer annähert, ohne jemals derselbe zu werden.

Was die Oekonomie, die eigentliche Komposizion des Oberon betrift, so hat man diese von jeher für untadelhaft gehalten,

allein gerade sie ist es, gegen welche eine Bemerkung nicht ohne Grund gemacht werden könte. Nicht als wäre die zusammengesezte Fabel nicht sehr glücklich zur Einheit verschlungen, der Plan nicht deutlich und lichtvoll, oder eine Scene überflüßig oder müßig; von allen diesen Seiten ist Oberon wol musterhaft zu nennen. Nur eine einzige Scene dürfte weder an der Stelle stehen, welche ihrer Wichtigkeit gebürt, noch so ausgefürt seyn, wie man erwarten solte, ich meine die von Scherasmin im sechsten Gesang erzälte Begebenheit zwischen dem alten Gangolf und seiner ungetreuen Gattin. Da Oberons Trennung von Titania die Folge jener Begebenheit ist, so ist sie für das ganze Gedicht von der höchsten Wichtigkeit, denn ohne sie würden Oberons und Huons Schicksale sich nimmermehr so verflochten haben, wie wir nun finden.' Daß uns nun eine Begebenheit von solcher Wichtigkeit als Episode erzält wird, möchte noch hingehen, weil der Dichter nicht vom Ei anzufangen braucht; allein daß sie so beiher, als ein

Märchen, mit ziemlich viel Gleichgiltigkeit fast nur beigebracht wird, da sich doch Scherasmin bei der Nennung von Oberons Namen längst darauf hätte besinnen müssen, sich aber jezt nicht einmal erinnert, daß er von demselben Oberon erzält, der ihr Freund, ihr Wohltäter, ihr Retter und Beschüzer ist, — wie sich das rechtfertigen lasse, sehe ich nicht ein. Ob diese Erzälung überhaupt in den Mund Scherasmins gehört hätte, ist eine Frage, die ich wenigstens darum nicht bejahen möchte, weil sie in Amanda's Gegenwart doch etwas anstößig wird, wie gern ich auch übrigens zugebe, daß der Dichter selbst auf diesem schlüpfrigen Grunde mit dem möglichsten Anstand sich bewegt habe. Was sollen wir nun aber dazu sagen, daß Scherasmin in dieser Erzälung auf einmal den ganzen Plan verändert? Was Oberon als die Bedingung seines Schuzes und Beistandes in der 51 und 52sten Stanze des zweiten Gesanges nur sehr räzelhaft ausgedrückt hatte, darüber erklärt er sich Ges. 6. Stanze 9 also:

Und tief, o Hüon, sey's in deinen Sinn geprägt!
So lange bis der fromme Papst Sylvester
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt;
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süßen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

Wer kann nun anders als vermuten, daß es eine Probe reiner, unbefleckter Keuschheit sey, an welche der Geist die glückliche Zukunft der Liebenden gebunden habe? Mit Einem aber vernehmen wir aus Scherasmins Munde (St. 101. 102,), Oberon sey durch einen Schwur von Titania getrennt,

Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkoren,
Durch keusche Lieb' in Eins zusammen fließt,
Und, probefest in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber scheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büßt.

Und wenn dies edle Paar schuldloser reiner Selen
Um Liebe alles gab, und unter jedem Hieb
Des strengesten Geschicks, auch wenn bis an die Kehlen
Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb;
Entschlossen, eh den Tod in Flammen u erwälen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem Thron zu Lieb':
Titania, ist dies, ist alles dies geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

Wer sieht nicht, daß hier nicht mehr von der Keuschheit die Rede ist, durch welche Hüon und Amanda ihr Glück verdienen, sondern von Treue, durch deren Probe sie Oberon und Titania wieder vereinigen sollen? Das Schlimmste ist, daß hiedurch ein nicht unbedeutender innerer Widerspruch entsteht, indem nach der Anlage des Gedichtes, wie sie jezt ist, die zweite Bedingung ohne Bruch der ersten gar nicht erfüllt werden konte; denn ist nicht die ganze Prüfung der Liebe, Zärtlichkeit und Treue des holden Paares durch ihre verlezte Keuschheit herbeigefürt? Wie denn, wenn sie ohne Verlezung derselben glücklich zu Rom

angelangt wåren? Håtte dadurch die Vereinigung Oberons und Titania's erfolgen können? Oder håtte nun erst eine neue Verwickelung angelegt werden sollen? Genug, es ist hier ein nicht zu vereinigender Widerspruch, dessen Entstehung nur dadurch sich erklåren låßt, daß man annimt, der Dichter habe wirklich auf der Hålfte seiner Bahn seinen Plan noch veråndert, woher denn auch das unverkenbar Lückenhafte im sechsten Gesang entstanden seyn mag. Erklåren, sage ich, låßt sich dieser Widerspruch, zu entschuldigen wüßte ich ihn nicht. Wenn indeß jeder Feler durch so glånzende Schönheiten vergütet würde als dieser, so möchte man beinahe mehr åhnliche Feler wünschen. Dieser hier hat eine Episode herbeigefürt, die vielleicht das Schönste im ganzen Oberon ist. Wer hat sich nicht innigst angezogen gefült von diesem kleinen Paradiese, wohin Alfonso, der edle Greis, sein besseres Selbst und den ungestörten Genuß des süßesten Selenfriedens gerettet hatte, und das nun zu-

gleich eine Freistatt für die unglückliche Liebe werden solte? Wer hat nicht mit stillem Entzücken geweilt in dem beschränkten Kreise und bei der noch beschränkteren Lage, worin nun Hüon und Amanda sich entsündigen, und des rein Menschlichen, Edlen, Zarten und Liebenswürdigen so viel entfalten? Wen haben diese stillen Scenen der reinsten Gatten- und Vaterliebe, der zartesten Mütterlichkeit, der schönsten Weiblichkeit nicht im tiefsten Herzen gerürt? Was irgend die Natur Zartes in eine menschliche Brust gelegt hat, das tönt uns hier in den sanftesten Anklängen wieder; was das Leben nur irgend Holdes und Liebes hat, tritt uns hier still erfreulich entgegen. Wer hat sich hier nicht heimisch gefült, aber auch das sanftbewegte Herz von leisem Sehnen und tiefer Ahnung geschwellt, wenn er den Greis mit der Unschuld der Kindheit die Grenzen des Lebens beschreiten sah? Sanft und freundlich kann auch nur der Tod in diese heilige Welt voll des tiefsten Friedens treten.

Da fing der fromme Greis, mit mehr gerürtem Ton
Als sonst, zu reden an von diesem Erdenleben
Als einem Traum, und vom Hinüberschweben
Ins wahre Seyn. — Es war, als wehe schon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag' ihn sanft empor, indem er sprach.
Amanda fült's: die Augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die Hände
Vom Ufer jenseits schon. — Mein Lauf ist bald zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,
Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
(Oft sind's nur Stärkungen auf neue größre Leiden)
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel
Euch nähert. Beides geht vorüber,
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber;

Nichts als der gute Schaz, den ihr in euer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht geschieden.

Wol mußte es den beiden Liebenden seyn, als falle ein Stral aus jener Welt in ihre Sele. Inniger als je fülen sie jezt die Erhabenheit der menschlichen Natur, und ihre eigene mehr geläutert. So mußte es aber auch kommen, wenn sie ihren Mut zu den neuen Prüfungen erhöht finden und sich zurufen solten:

Laß seyn, Geliebte, daß der Trübsal viel
Noch auf uns harrt, — sie nähert uns dem Ziel!
Nichts soll uns mutlos sehn, nichts diesen Glauben dämpfen!

Somit wäre nun zugleich alles wieder aufs Schönste und Zweckmäßigste für den neuen Plan eingeleitet, und dieser auf eine solche Weise an den früheren angeknüpft, daß man beide kaum mehr unterscheidet. Ueberhaupt aber muß man dem Oberon nachrühmen, daß alles zu rechter Zeit und am rechten Orte geschieht, alles harmonisch in einander greift, das Vorhergehende immer das Folgende vor-

bereitet, und alle Situazionen so kunstreich angelegt sind, daß alle Begebenheiten mit innerer Notwendigkeit sich daraus entwickeln. Dadurch wird die Teilname und das Interesse immer lebendig erhalten, ohne daß der Dichter im Mindesten gegen die epische Stimmung verstieße, da es nur gespannte Erwartung und ungeduldig fortreißende Neugier sind, die dem Geist des Epos widerstreiten. Solten im Epos gar keine Erwartungen erregt und befriedigt, keine Knoten geschürzt und gelös't, keine Verwickelungen und Entwickelungen angelegt, keine Zwecke ausgefürt, und also überhaupt kein Interesse unterhalten werden, dann hätte man freilich Recht, das Langweilige ein wesentliches Ingrediens der Epopöie zu nennen. Statt unsere Aufmerksamkeit zu erregen und unser Vergnügen zu steigern, würde der Dichter uns nur mit Schlummer überschleichen.

Werfen wir auf die Anordnung des Oberon einen prüfenden Blick, um zu sehen, mit welcher Weisheit unser Dichter auch hier zu

Werke gegangen ist! Nach einer begeisterten Ankündigung, die uns vom Inhalt gerade so viel erófnet, daß wir nach ihm selbst und dem Ausgange begierig werden, versezt uns der Dichter sogleich mit seinem Helden auf die Reise nach Babylon, und wir erfahren nur, daß er dort ein, selbst in Karls des Großen Tagen halsbrechendes, Werk vorhabe. Worin dieses bestehe, erfahren wir erst in der Hóle Scherasmins, dem es der Held berichtet, um ihn sofort zum Gefärten zu gewinnen. Er geht nach Babylon, um einem Befele Karls Genüge zu leisten, welcher also lautet:

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Stat, an seiner Tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mal vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel übersprize.
Ist dies getan, so nahe züchtig dich

Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Size,
Und küß' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stule, hin, nach Morgenländer Art,
Und zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus seinem grauen Bart.

Stellte man diesen Befel allein auf, so würde es zweifelhaft seyn, wer von beiden der Unsinnigste sey, ob der, welcher ihn gab, oder der, welcher ihn zu vollstrecken unternahm; in der Situazion aber, worin der Dichter ihn vorbringt, verliert sich das Lächerliche und Absurde desselben durch die Beimischung von Furchtbarkeit auf Seiten Karls und des Mitleids, das wir für Hüon fülen. Der Gedanke von Wahnsinn desselben verliert sich durch seine Erklärung:

Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung, oder Troz, was mich so tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit Zuversicht:
Was du befolen, Herr, kann meinen Mut nicht beugen.
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seyd ihr alle Zeugen!

Von diesem Augenblicke beginnt unsre Besorgniß um den Ritter, die in unserm Gefüle mit seiner Unschuld in Verhältniß steht. Mit einer gewissen Aengstlichkeit sehen wir uns deshalb nach außerordentlicher Hilfe für ihn um, denn daß er auf dem gewönlichen Wege nicht zu retten sey, sehen wir klar. Konte der Dichter das Außerordentliche schöner vorbereiten, als durch unsern eignen Wunsch? Wie erfreulich wird uns die Erscheinung Oberons, weil sie unsre Besorgniß mildert, wenn auch nicht völlig hebt! Denn nur bedingungsweise ist Oberons Schuz ihm gesichert, wie wir wenigstens aus Stanze 51. 52 des zweiten Gesanges schließen müssen; allein wie wir

den Ritter nun kennen, dürfen wir ihm wol zutrauen, daß er die Bedingung erfüllen werde, und so geht jezt unsre Besorgniß in Hofnung über. Den dritten und vierten Gesang füllen die Begebenheiten auf der Reise. Nehmen wir einstweilen an, daß sie nur dienen sollen, uns Hüon immer mehr zu befreunden und auf die Entwickelung seines Schicksals begieriger zu machen, so müssen wir gestehen, daß der Zweck vollkommen erreicht wird, denn je näher an Bagdad, desto höher steigt das Interesse, so daß es gewiß keinen Leser gibt, welcher nicht das Gefül Hüons teilte:

Ein wundersam Gemisch von Schrecken und Entzücken,
Geheime Ahnungen und fremde Schauer drücken
Des Ritters Herz, da ihm der Schauplaz auf sich tut,
Wo mehr sein Wort und angestamter Mut
Als Karls Gebot ihn treibt, ein Wagstück zu bestehen,
Wovon kaum möglich ist ein besser Ziel zu sehen
Als jähen Tod. Gewiß war immer die Gefahr,
Doch schien sie nie so groß, als da sie nahe war.

Wie wird uns aber, wenn wir nun am Ziel einen Blick zurück werfen, und überrascht den geheimen Zusammenhang aller jener Zwischenbegebenheiten mit dem Ausgang entdecken! Nun erscheint die Gefahr, worein Hüon bei der schönen Angela geriet, die er von dem Riesen Angulaffer befreite, als eine glücklich bestandene Prüfung, durch die er der schöneren Liebe würdig ward, die das entzückende Traumbild in seiner reinen Brust erweckte. Schien aber eben dieses Traumbild bisher nur zur Ergözung hingestellt, so weckt es nun höhere Ahnungen, und öfnet uns den Blick in die heilige Nacht eines Geheimnisses, das uns um so gewisser mit Ehrfurcht, ja mit Andacht durchdringt, je tiefer und inniger wir fülen, daß es über allem menschlichen Leben webe.

Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt!
Rief Hüon aus, Wie wahr hat Oberon gesprochen,
Schwach ist das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den Hals gebrochen,

Auf mein Verderben zielt sein Antrag sichtlich ab,
Und blindlings tut er blos den Willen des Geschickes!
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab,
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.

Und daß (spricht Scherasmin) die Jungfrau, die im Traum
Das Herz euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans ist, die Karl zu eurer Braut ernante;
Daß alles so sich schickt, und daß auch Sie im Traum,
Wie Ihr in sie, in Euch entbrante,
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!
Und doch, spricht Hüon, hat's die Alte nicht erfunden;
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.

Hievon überzeugt sich unstreitig ein jeder noch mehr, wenn er weiter erfärt, daß durch den fast wahnsinnigen Gedanken eines ergrimten Kaisers zu Paris ein arger Schalk in Babylon sein Recht erhält, denn daß der, welchem Hüon an des Sultans Tafel den Kopf

abschlagen muß, gerade derselbe Prinz Babekan ist, welchen das Abenteuer, das er mit Hüon hatte, als strafwürdig gezeigt hat, ist ein neuer von dem Schicksal gezogener Knoten. Wie hat sich aber da auf einmal die ganze Ansicht verändert! hat sich nicht alles, was früherhin blos abenteuerlich schien, in wahrhaft Wunderbares, und das Lächerliche in ein Erhabenes verwandelt? Das ist denn aber auch die Ursache, warum die Erfüllung von Karls Gebote weder zur Farce wird, noch als abscheulich und gräßlich unser Gefül empört. Nicht als ein tollkühner Wagehals, als ein vermessener Abenteurer, dem weder Recht noch Billigkeit heilig sind, tritt Hüon auf, sondern als ein Vollstrecker göttlicher Gerechtigkeit, als Vollzieher der Schicksalsbeschlüsse. Noch aber war ein Punkt übrig, der den Dichter mit dem Verlust all seiner Wirkung bedrohte, die Foderung nämlich, die Hüon an den Sultan zu machen hatte. Man sehe, man urteile selbst, wie der Dichter auch diesen gefärlichsten Punkt

zu seinem Vorteil zu benuzen gewußt hat. Es gilt des Sultans Backenzähne und Bart — —

Kalif von Bagdad, spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, laß alles schweigen hier,
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir,
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter;
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu tun, zu leiden uns gebeut,
Das muß getan, das muß gelitten werden.

Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und steh' allein, mein Wort, troz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entschließe dich von Mahomed zu weichen,
Erhöh' das heilge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, getan.

Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig loszusprechen
Von jeder andern Forderung.
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,

Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
Du hier mich siehst, was du bereits erfaren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir ist,
Der mehr vermag als alle deine Schaaren.
Wäl' izt das beste Teil, wofern du weise bist!

Dies war der einzige Punkt, worin dem Ritter Freiheit gelassen war, und gerade hier mußte er sich darum zu seinem Vorteil oder Nachteil zeigen, je nachdem er mit roher Brutalität oder zarterem Gefül des Moralischen in der Handlung zu Werke ging. Er zeigt sich auf eine so vorteilhafte Weise, daß unsere Teilname an ihm noch weit inniger wird, und wir froh sind, ihn und Rezia durch Oberons Dazwischenkunft gerettet, und den Beschluß des Schicksals auf eine Weise erfüllt zu sehen, wobei auch unser moralisches Gefül nicht verlezt wird. Daß dazu auch die Schilderung dieser innigsten, ganz in sich versunkenen Liebe des nun beglückten Paares zu Ende des fünften Gesanges nicht wenig beitrage, leidet keinen Zweifel, denn unsere Sympathie wird da-

durch so sehr in Anspruch genommen, daß wir uns sogar im schlimmeren Falle beinahe könten bestechen lassen, das Schicksal gerecht und weise zu preisen, wenn es auch nichts weiter gewollt hätte, als nur diese Liebenden auf dem sonderbarsten Wege zusammen füren. Wer hätte ein Herz, und könte über dem Anschaun eines so reinen, so innigen Glücks nicht vergessen, daß wir von dem Schicksal eigentlich nur das Große und Bedeutende erwarten!

Ein neuer Wonnetraum, ein seliges Entzücken
Ins Paradies, dünkt sie ihr gegenwärt'ger Stand;
Sie können nichts, als stumm, mit nimmer satten Blicken,
Sich anschaun, eins des andern warme Hand
Ans volle Herz in süßer Inbrunst drücken,
Und wärend Himmel und Erd' aus ihren Augen schwand,
Und sie allein noch übrig waren, fragen:
Ist's, oder träumt uns noch? Sind wir in Einem Wagen?

„So war's kein Traum, als ich im Traum dich sah?
(Rief jedes aus) So war es Rezia?

Wär's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden
lassen?
Du mein? — ich dein? Wer durft' es hoffen,
wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer nimmermehr
Zu trennen! Kann das Herz so viele Wonne
fassen?"
Und dann von neuem stets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz
gedrückt!

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen
Flügeln
Den Luftkreis ein; dies hemmt der Liebe Sehkraft
nicht:
Aus ihren Augen stralt ein überirdisch Licht,
Worin die Selen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht Nacht für sie; Elysium
Und Himmelreich ist alles um und um;
Ihr Sonnenschein ergießet sich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen!

Allmälig wiegt die Wonnetrunkenheit
Das volle Herz in zauberischen Schlummer;
Die Augen sinken zu, die Sinne werden stummer,
Die Sele dünkt vom Leibe sich befreit,
In Ein Gefül beschränkt, so fest von ihm um-
schlungen!

So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beschränkt in Eins, in diesem Einen blos
Sich fülend — aber, o dies Eins, wie grenzenlos!

Eben diese Schilderung aber, die alles Vorherige so schön schließt, ist zugleich der vollkommenste Anfang einer neuen Verschlingung. Unsere Täuschung, als sey nun alles erfüllt, dauert nicht lange, und mit einem freudigen Erstaunen nehmen wir wahr, daß das Schicksal noch weit mehr an diese Liebe geknüpft hat, als wir bisher ahnen konten, die Wiedervereinigung Oberons nämlich mit Titania. Der Dichter müßte uns wenig für seinen Oberon zu interessiren gewußt haben, wenn uns diese gleichgiltig seyn solte. Indeß würde doch alles nur ein Phantasiespiel seyn, zur angenehmen Ergözung für einen langen Abend, wenn der Dichter es dabei hätte bewenden lassen. Er tat es nicht, denn er verstand seinen poetischen Vorteil besser, und machte diese Vereinigung von einer Bedingung abhängig, die keinen von uns gleich-

gültig lassen kann, weil es die Bewärung der reinsten Menschheit, des Edelsten und wahrhaft Erhabenen in unsrer Natur gilt. Indem der Dichter dieses so schön und unvermerkt an das blos Phantastische anzuknüpfen wußte, hat er sich die Wirkung seines Gedichts auch auf die Gemüter versichert. Es ist ewig nur das Herz, wodurch das Herz angezogen wird, und in aller Dichtung nur die hohe Idee, die den Geist befriedigt, indem sie Phantasie und Vernunft in Harmonie sezt. Diese beiden mächtigen Hebel sezte nun Wieland in Bewegung, und gewinnt immer in dem Grade mehr über uns, je mehr das Würdige hervortritt.

Nenn, wie du willst den Stifter unsrer Triebe,
Vorsehung, Schicksal, Oberon,

sagen auch wir jezt mit Amanda, und bekennen damit, daß selbst mitten im leichten Spiele der höhere Geist tiefen Ernstes über uns gekommen ist, der uns auch nicht wieder verläßt bis ans Ende, wo wir in einem wol-

tätigen Gefül von Erhebung das Ganze, troz alles abenteuerlichen Zugehörs, als eine würdige Schicksalsfabel überschauen. Von so vielen goldenen Worten der Weisheit, die aus des Dichters Munde uns ertönten, ist es hier besonders eins, dessen gewiß jeder sich lebhaft erinnerte:

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und füle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel fürt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hofnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Ja da am Schlusse alles sich einer Verklärung annähert, und ich möchte beinahe sagen ätherisch gehalten ist, wozu die lieblichste Feeerei so schön einwirkt, und da die poetische Gerechtigkeit in Wahrheit hier als die höhere Anordnung der aus heiligem Dunkel Weltordnenden Macht erscheint; so fülen wir selbst ge-

gen Verzweiflung und Tod in jenem trostvollen Glauben uns aufrecht erhalten, denn die rürende Gestalt Amanda's tritt vor uns, wie nur der Tod sie noch im Sinken hebt.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand
Der lezte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Sele reibt,
Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden,
Und nichts aus ihr, als unser Herz, uns bleibt;
Da wird sie alles, was sie liebte, wiederfinden!

Eine solche, den Gesamteindruck immer befördernde, Anordnung ist nur dem poetischen Genie möglich, und man muß sagen, daß derjenige, welcher einen gegebenen Stoff so veredelt, ein so schönes harmonisches Ganzes daraus bildet, eigene schönere Erfindungen hineinwebt, und seine, sogar guten, Vorbilder wenigstens stets erreicht, oft übertrift, daß ein solcher gewiß nicht unter die bloßen Nachah-

mer zu zälen ist. Man vergleiche z. B. die Scene, welche an Heliodors Aethiopika und an Tasso's Olint und Sophronia erinnert, und sage, ob Wieland sie nicht blos weit zweckmäßiger in das Ganze eingeflochten, sondern auch im Einzelnen schöner ausgebildet habe. Ein Gleiches läßt sich von mehreren seiner Scenen, Schilderungen, Gemälde, Bilder und Gleichnisse rühmen; sie sind durch die Art, wie er sie umgeformt und nicht selten verschönert hat, sein Eigentum geworden. Wer aber auf solche Weise sich Eigentum erwerben kann, muß schon reich genug seyn, um auch aus sich selbst Ideen, Bilder und Ausdrücke zu erzeugen, die ihm wenigstens die nächste Stelle an dem Originalgenie unbestritten machen. Der Oberon ist nichts weniger als arm daran, dieser Oberon, „wo der Dichter die edelsten und sanftesten Triebe und Tugenden der Menschlichkeit, Heldenmut in ruhmvollen Taten, Standhaftigkeit im Leiden, Treue der ehelichen und Zärtlichkeit der elterlichen Liebe, geprüfte

Freundschaft, Dankbarkeit, Ehrfurcht und Vertrauen zu der Vorsicht, auf einem großen und wundervollen Schauplaze gezeigt, und mit Verfürung und Tyrannei, mit Riesen und Räubern, mit reizender Schönheit und mächtigen Einladungen und Drohungen des Lasters, mit verschmachtender Dürftigkeit, mit Sklaverei und Gefangenschaft, mit dem Tode in Meereswellen und Feuerflammen kämpfend und überwindend aufgefürt hat; wo er der so oft schon ergossenen Fülle der Phantasie in Schilderung weiblicher Schönheit, um mit volleren Strömen hervorzubrechen, gleichsam neue Schleusen eröfnet, wo er alle Arten poetischer Gemälde, der ländlichen Einfalt und der Pracht an Höfen, des städtischen Gewimmels und des Einsiedlerlebens, furchtbarer Wüsteneien und paradiesischer Fluren, herbstlicher und winterlicher Landschaften, Gemälde von Rittergefechten und Zaubertänzen, von Freudenfesten und Seestürmen, in Ein großes wunderbares und schönes Ganze vereinigt, und

so gar ähnlichen Scenen, wo sich selbst zu wiederholen unvermeidlich schien, wie z. B. des dreimal vorkommenden durch Oberons Horn bewirkten unfreiwilligen Tanzes, eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit durch immer andere Lokalfarben zu geben gewußt hat; wo er durch den Zauber seiner Kunst den Leser von Erwartung zur Ueberraschung, von Lächeln zu Thränen der Wehmut bringt, und diese bald darauf wieder in Zähren sympathetischer Freude verkehrt; ihn durch jede Leidenschaft, die die Liebe in Ahndungen, Gefülen und Erinnerungen begleiten kann, durch Wonne, Bekümmerniß, Hofnung, Verzweiflung hindurchfürt; jeder seiner Darstellungen das innigste, wahrste, vollkommenste Leben gibt; und dies alles in einer der schwersten Versarten, in einer an sich unmusikalischen Sprache, die unter seiner Bearbeitung mehr Gesang geworden als Sprache geblieben ist, die er an jede Veränderung des Inhalts sich anschmiegen gelehrt, in Stanzen, die so voll von Harmonie zwischen Gedanken

und Tönen, so mannichfaltig in der Mischung der Vokale, so kunstreich in der Verbindung der Reime, so melodisch im Bau der Verse und Perioden sind." *)

Den Stanzen Wielands haben freilich Einige vorgeworfen, daß sie keine wahren Stanzen seyen; allein welcher umsichtigere Beurteiler wird hierüber nicht Fernow's Urteil zu dem seinigen machen? „Wieland, sagt er, hat in der Vorrede zu seinem Idris seine Stanzen richtig charakterisirt, wenn er sie eine Art von Stanzen nennt, die den ottave rime der Italiener ähnlich sind. Diese Aehnlichkeit besteht aber mehr in der willkürlichen Mannichfaltigkeit der rhythmischen Bewegung, als in der Gestalt, mehr im Geist als in der äußeren Form der italienischen Stanze. Von dieser lezten haben auch die seinigen im Idris nichts weiter an sich, als die Zahl der Verse, die zwei dreimal wiederkerenden Reime der

*) Allg. Lit. Zeit. 1786. N. 50.

sechs ersten, und den Doppelreim der zwei lez-
ten Verse; aber auch jene sind nicht in bestim-
ter Folge, sondern willkürlich verschränkt, und
dieser nach Belieben bald männlich, bald weib-
lich gebildet. Auch die Sylbenzahl der Verse
in seinen Stanzen ist willkürlich; sie haben bald
8 und 9, bald 10 und 11, bald 12 und 13
Sylben. Dadurch sind allerdings die Fesseln
der Stanze so gelöset, daß der erzälende Dich-
ter sich in ihnen mit großer Freiheit und Leich-
tigkeit bewegen kann, und nicht so leicht Ge-
fahr läuft, dem Reime einen Gedanken zu
opfern, oder seinetwegen der Sprache Gewalt
anzutun. Im Oberon hat Wieland diese Frei-
heit noch weiter ausgedehnt, indem er zur
leichteren Bewegung der Jamben häufig Dak-
tylen beigemischt hat, und auch die Reime
nicht dreimal, sondern nach Willkür bald zwei-
bald drei- bald viermal wiederkeren läßt. Of-
fenbar hat dieser Dichter bei der Bildung sei-
ner Versart mehr auf die Bewegung als
auf die Form der Stanze Rücksicht genom-

men, und darüber die lezte, wenn sie der italienischen Stanze ähnlich bleiben solte, vielleicht zu sehr vernachlässigt. Aber wer darf ihn deshalb tadeln? Hat nicht jeder Dichter das Recht, die Form zu wälen, welche ihm für den Inhalt und Ton seines Werks die angemessenste scheint? Und hat er nicht mit den gewälten Mitteln seinen Zweck so gut erreicht, daß jene beiden Gedichte, ihrer lockern Stanzenform unbeschadet, noch immer für den erzälenden Ton der episch-romantischen Dichtungsart die besten Muster in unserer Sprache sind? Wenn einmal unsere Verskünstler in der strengen Stanzenform diese zierliche Leichtigkeit und geistvolle Anmut erreichen werden, dann und nicht eher dürfen wir gelungene Uebersezungen romantischer Dichterwerke von ihnen erwarten." (Prometheus Band 1. Heft 4. S. 56. fg.)

Die zwischen dem Geist und Tone des ganzen Gedichtes herschende Harmonie zeigt sich auch in der Sprache desselben. Sie ist klar

und deutlich bis zur popularsten Faßlichkeit, aber ungleich gedrungener als in den launigen Erzälungen des Dichters. Nirgend erhebt sie sich zu hoch, denn es gilt ein phantastisches Spiel; aber nirgens sinkt sie auch zu tief, denn eine edle Größe und eine stille Würde sind im Hintergrunde des heitern Spieles. Daher aber auch jene Verschmelzung des Malerischen und Sentenziösen, wie sie sich, außer noch in der Musarion, kaum in einem andern Werke des Dichters findet, die aber hier einen eignen Reiz ausmacht, eben weil sie hier so passend ist. Bei aller Gleichmäßigkeit des Kolorits im Ganzen, bemerke man aber doch auch jene Abstufungen und Schattirungen, womit der Dichter die Einförmigkeit unterbricht, indem er jede seiner Personen auch durch ihre Sprache und ihren Vortrag charakterisirt.

Doch nun genug, wie vieles auch noch zu sagen wäre. Vielleicht dünkt manchem das jezt Gesagte schon zu viel, und er würde Recht haben, wenn damit blos hätte bewiesen wer-

den sollen, worüber das Urteil der Nazion bereits entschieden hat, daß nämlich der Oberon ein Gedicht von ungemeinem poetischen Werte sey. Es galt aber, ein zwiefaches Vorurteil gegen Wieland den Dichter und den Menschen zu zerstören. Jenes betrift seine angebliche Manier, dieses seine erotischen Ausstellungen.

Wenn einer den eigentümlichen Geist des Oberon aufgefaßt, die demselben entsprechende Harmonie des Tones, des Vortrags, der Sprache bemerkt, und entdeckt hat, wie die ganze Anordnung eben so zweckmäßig für die poetische Wahrscheinlichkeit als zur Beförderung jener Harmonie eingerichtet ist, und nun diesen Geist, diesen Ton, diese Darstellung mit denen vergleicht, die in den beiden andern epischen Gedichten, und wiederum mit denen, die in den griechischen und romantischen Erzälungen Wielands herrschen: würde ein solcher wol auch dann noch behaupten wollen, Wieland habe nur Manier, oder nur eine Manier?

Und wer, wenn er die Liebe Hüons und Amanda's, in deren Person der Dichter eine Glorie um die schöne Weiblichkeit zog, gesehen, dies zärtliche Erwachen, diese Zunahme an Innigkeit und Lauterkeit derselben beobachtet, und bemerkt hat, mit welcher Feinheit und Zartheit hier das Vergessen der Liebenden, ja mit welcher Zurückhaltung sogar die bedenkliche Begebenheit mit Gangolf erzält ist, wie endlich die Scenen mit Almansaris zwar mit lebendigen Farben ausgemalt sind, aber doch ohne jene sinnliche Glut, die ein geheimes Wohlgefallen daran verräth: wer wird dann wol noch behaupten wollen, unserm Dichter sey es um Darstellungen und Schildereien der sinnlichen Liebe zu tun gewesen, damit er einem frivolen Zeitalter genüge? Der ganze Oberon ist ein Zeugniß dagegen, und ein Beweis von dem sittlichen Adel des Dichters, der, wiewol er auch hier Schwachheit für das allgemeine Loos der Menschheit zu halten nicht aufgehört hat, doch der keuschen Liebe reiner

Herzen, der festen Treue, und allem was Edleres und Höheres in der Brust des Menschen lebt, den schönsten Siegeskranz windet. Und wenn hieran, wie nicht zu bezweifeln ist, die Philosophie Wielands einen Anteil hat, wer sieht dann nicht, daß diese Philosophie eine andere seyn müsse als jene, die, indem sie Vergnügen und Genuß als Zielpunkt alles Strebens aufstellt, die Vernunft zur Dienerin der Sinnlichkeit macht? Muß man aber nun erst aufmerksam machen, welch ein schönes Licht dies hinwiederum auf das Herz unsers Dichters wirft? Die schöne Menschheit, welche außer sich hervorzubringen der Zweck seiner ganzen Wirksamkeit war, hatte in seinem Herzen selbst ihren Tempel.

Nicht genug aber, daß Wieland, um diesen Zweck bei seinem Zeitalter zu erreichen, den eignen Geist und das eigne Herz in Werken der verschiedensten Art ausprägte, unternam er auch noch, Horaz und Lukianos den Zeitgenossen näher zu rücken, überzeugt, daß

kaum etwas ihnen heilsamer seyn könne, als die lächelnde Ironie, die feine Urbanität des Ersten, und das Attische Salz, die beißendere Satyre des Zweiten, dessen Inhalt sogar sehr oft für das Zeitalter wie berechnet schien. Im Grunde gab Wieland auch hier sich selber, denn die Natur hatte ihn jenen beiden Geistern so ähnlich geformt, daß ihm wärend der Uebersezung, besonders des Lukianos, gar oft der Glaube an die Selenwanderung bis zu einer Art von Täuschung wuchs. Man schließe daraus, mit welchem Anteil er an den Uebersezungen dieser Schriftsteller gearbeitet habe! Darum wurden aber auch seine Uebersezungen wie sie sind. Zwar gehört er nicht zu jener strengeren Gattung von Uebersezern, die mit dem Geiste ihres Originals zugleich die Form desselben wiedergeben und die Treue im Einzelnen bis zum Buchstäblichen ausdehnen; den Geist aber, die Laune, die Genialität, die in den Originalen atmeten, wie aus einem Spiegel zurückstralen zu lassen, die Wendungen und

das Kolorit ihrer Schreibart nachzuahmen, war ihm desto angelegener. Jedoch war seine Maxime auch hier, die Nachahmung nicht weiter zu treiben als unbeschadet der Deutlichkeit, welche ihm wie dem Qvintilian die erste, zweite und dritte Tugend war, geschehen könne. Daher wurden denn Horazens Briefe und Satyren, welche durch ihre Konversazionsmäßigen Sprünge, Unterbrechungen, Auslassungen und Uebergänge das Verständniß wenigstens eben so sehr als durch ihre Lokalitäten erschweren, unter Wielands Hand zu einem Mitteldinge von Paraphrase und buchstäblich treuer Uebersezung, wie er denn auch, um sich von der Manier des Römers weniger entfernen zu müssen, und seinen Ton besser treffen zu können, statt des Hexameters den freieren Jambus wälte, der sich der Gewandheit und Leichtigkeit des Umgangstones besser fügte, und ihm immer gestattete, den Kommentar, wo es nötig schien, sogleich in den Text aufzunehmen. Bei dem griechischen Prosaiker hatte er in al-

len diesen Hinsichten weniger Schwierigkeit, allein dennoch wurde der Ausdruck der Uebersezung bald kürzer, bald weitläuftiger als der des Originals, das Leztere besonders dann, wenn Wieland Worte leihen zu müssen glaubte, um den Gedanken sichtbarer zu machen. „Alle Uebersezung, erklärte er sich gegen mich, ist ja doch am Ende für solche, die nicht in dem Vorteile sind, das Original lesen zu können, und was in aller Welt sollen denn diese mit einer Uebersezung anfangen, die sie nötigt, das Original zur Hand zu nehmen, um die Uebersezung zu verstehen!" So hatte Wieland bei allen seinen Uebersezungen mehr die höhere gebildete als die gelehrte Welt vor Augen, weshalb er auch für das Verständniß durch Einleitungen, Kommentare und Erklärungen sorgte, die aber freilich auch dem Gelehrten höchst wichtig wurden, indem Wielands Kongenialität zu beiden Geistern ihm zu solchen Ansichten verhalf, ohne welche ihre Werke troz aller Gelehrsamkeit und Kritik nie verstanden

werden, und der Genuß derselben verkümmert ist. Dadurch, daß Wieland über den Geist jenes Griechen und Römers, das Zeitalter eines jeden und die Eigentümlichkeiten ihrer Werke, nicht blos als Historiker und Literator, sondern zugleich als gebildeter Weltmann, als Kenner der Welt und des Herzens, als Dichter, uns belehrte, hat er uns unstreitig das feinere Verständniß dieser Werke vermehrt und den Genuß an denselben erhöht, eben damit aber um das Studium der alten Literatur überhaupt und den mehr verbreiteten Geschmack an demselben sich nicht geringe Verdienste erworben.

„Mit meiner Uebersezung des Horaz, erzälte mir Wieland, habe ich meinen Zweck erreicht, und sie hat mir große Freude gemacht, einmal weil sie meinem Herzog wärend der ersten Belagerung von Mainz Genuß verschafft hat, und dann weil Göthe, in Beziehung auf unsern früheren Streit über die Griechen, mir

erklärte, ich habe ihm doch Respekt für meinen Römer abgenötigt."

Unstreitig war es ein Rückblick auf den Hof, an welchem Wieland lebte, was ihn bei seiner Uebersezungsmaxime festhielt, was ihn aber auch abhielt, in allem treu zu seyn. Platons: Opfre den Grazien! war ihm, der Herzogin Amalia und der Herzogin Luise gegenüber, so tief eingeprägt, daß ihn eine Scheu anwandelte, der Dolmetsch von allem zu seyn, was Horaz selbst einem Augustus und Mucenas unbedenklich hatte sagen dürfen. Darum ging der Uebersezer über manche Stellen zaghaft eilend hinweg, suchte andere zu umgehen, verschleierte diese so gut es sich thun ließ, und ließ jene gar weg, selbst solche, die nachher Voß mit einer leichten Wendung unanstößig machte.

Bei der besonderen Leichtigkeit des Wielandischen Geistes, sich in fremde Formen zu biegen, würde man sich verwundern müssen, wenn diese Uebersezungen, mit denen er Jare

lang sich beschäftigte, keine Rückwürkung auf seine eigenen Darstellungen geäußert hätten: diese Rückwirkung aber blieb nicht aus. Es war besonders Luzians Verschmelzung des philosophischen und dramatischen Dialogs zu einer neuen Gattung von Komposizion, was einen starken Eindruck auf ihn machte, und halb unwillkürlich, halb willkürlich, suchte nun auch er die Endzwecke, die er sich als Schriftsteller für das feinere Publikum vorgesezt hatte, auf diese Art zu erreichen. So entstanden seine Dialogen in Elysium, seine Göttergespräche, und späterhin seine Gespräche unter vier Augen. Daß in die ersteren vieles von Luzians Geist und Laune übergegangen sey, ist nicht zu verkennen, und eine gewisse Modernisirung der Götter, die Manchem anstößig gewesen ist, hätte wol nur von dieser Seite angesehn werden sollen. In andern Dialogen ist der Charakter der Götter unleugbar vortreflich gehalten, und ich weiß nicht, ob es z. B. irgend eine würdigere Vorstellung des

Jupiter gibt, als die im sechsten Göttergespräche Wielands, wo seine, zwar etwas lange, Rede nach seiner Entsezung etwas so ruhig Großes hat, daß man es in Wahrheit göttlich nennen mag. Man unterscheide nur auch hier immer, wie billig, Ernst und Scherz. Durch mehrere dieser Dialogen läuft eine Ader der feinsten Ironie, und in denen, welche neuere Weltbegebenheiten zum Gegenstande haben, liegt selbst etwas äußerst fein Komisches in dem anscheinenden Widerspruche zwischen der Einkleidung und dem Inhalt. Uebrigens aber sind freilich nicht alle Dialogen Wielands von gleichem Gehalt, und es ließe sich auch wol fragen, ob Wieland überhaupt in dem Dialog etwas Musterhaftes geliefert habe. Zwar besaß er jene Mischung von Lebendigkeit der Einbildungskraft und philosophischer Ruhe, und war ein Meister jener leichteren Gattung der Schreibart, die dazu erfodert werden, allein ihm mangelte jenes Dramatische, welches fast alle Darstellungen Göthe's charakterisirt, und

wodurch die Platonischen Dialogen so anziehend werden. Vielleicht daß Wieland hierin sich noch selbst übertroffen hätte, wenn ihm öfter der Vorteil eines bekannten hinlänglich charakterisirten Personale, und eines Stoffes geworden wäre, der nicht blos die Untersuchung in Anspruch nahm. Die meisten seiner Dialogen über die französische Revoluzion entbehren dieser Vorteile, und stehen darum auch den übrigen nach. Alles aber, was man ihnen vorgeworfen hat, etwas Breite, zu langes Verweilen beim Detail, Mangel an Lebhaftigkeit u. s. w. hat seinen Grund lediglich darin, daß sie zu den untersuchenden Dialogen gehören. Zieht schon der Dialog an sich jede Materie unvermeidlich in die Länge und dehnt sie mehr aus, wie viel mehr wird es nicht der untersuchende, der selbst noch auf Krümmen- und Abwege fürt, und weil er durch Zwecke des Verstandes bedingt ist, öfters der poetischen Lebendigkeit entbehren muß. Es ist ihm, wie jedem Raisonnement, um die Resultate zu tun,

und darum halten die Personen gar oft nur lange Reden an einander. Dadurch, daß dies abwechselnd und gegenseitig geschieht, daß die Untersuchung sich nur bedingungsweise fortbewegt, kleine Unterbrechungen und zufällige Uebergänge entstehen, nähert sich zwar der Vortrag dem Umgangstone, jedoch ohne daß jene Abänderungen herbeigefürt werden, welche nur da entstehen können, wo immer neue Verwickelungen unerwartet sich knüpfen und lösen. Genug es felt diesen Dialogen, was ihnen wol überall felen wird, die eigentliche Poesie. Selbst Platons Dialogen dieser Art leiden nicht selten darunter, und die Wielandischen mußten es noch mehr, da ihr Urheber nicht iene höchsten Muster, sondern mehr die Dialogen seines Luzian und Cicero sich zum Urbild scheint genommen zu haben. Beinahe möchte man darum von ihm sagen, was Leßing im Antigötz von Cicero: „wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde er in seinen übrigen, in Eins fortlaufenden Schriften so wun-

derbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen gesezten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer." Wie gesagt aber, alles dieses gilt hauptsächlich von den Gesprächen unter vier Augen, welche Wieland den Politiker bezeichnen, und wenigstens in einem ungleich geringeren Grade von seinen Göttergesprächen und Dialogen in Elysium. Die lezteren sind ziemlich ganz Luzianisch, die ersteren aber haben vor den Luzianischen großenteils den Vorteil der Poesie voraus, indem Wieland hier nicht wie der Grieche unter dem Schein der Dichtung den Aberglauben zu bekämpfen, also ernste Zwecke des Verstandes zu verfolgen hatte, sondern diese Geschöpfe der Phantasie, an welche den Glauben zu untergraben Luzian beabsichtete, selbst mit heiterer Phantasie ansah, wodurch er sogar einige Male als ein

völliger Antipode seines Vorbildes erscheint. Was kann entgegengesezter seyn, als die Art, wie Luzian diese griechischen Götter um ihren Kredit zu bringen, Wieland aber in seinem sechsten Göttergespräch, das an Kühnheit und origineller Ansicht unter Schillers Göttern Griechenlands nicht zurücksteht, sie in ihren Kredit wieder einzusezen sucht, und zwar auf eine Weise, die alles Anstößige des Schillerschen Gedichtes glücklich vermeidet!

Wir haben hier eine Gelegenheit, zu bemerken, daß Wieland, bei aller Biegsamkeit seines Geistes sich in fremde Formen zu schmiegen, doch nie die Eigentümlichkeit seiner Ansichten und Ueberzeugungen verliert oder aufopfert, wodurch sich seine Nachahmung in Wahrheit zu einem Wetteifer erhöht. Sein Freund Luzian gab ihm noch eine besondere Gelegenheit, dies zu beweisen. Wenn man im dritten Bande von Wielands Uebersezung der Werke Luzians das Lebensende des Peregrinus (S. 45—110) nachsehen will,

so wird man finden, daß der Uebersezer an dieser Darstellung ein ganz besonderes Interesse nahm. Entschieden nimt er die Partei seines Autors, und sucht ihn in den Anmerkungen gegen allerhand Anschuldigungen zu retten und zu vertheigen, ja er fügt, hiemit noch nicht begnügt, eine besondere Nachschrift bei über die Glaubwürdigkeit Luzians in seinen Nachrichten vom Peregrinus. Diese schließt mit folgenden Worten: „Die Glaubwürdigkeit unsers Autors in seiner Darstellung des Charakters und der ihm bekant gewordenen Lebensumstände des Schwärmers Peregrin, scheint mir durch diese kleine Erörterung hinlänglich behauptet zu seyn. Möchte ich dies auch von ihrer Vollständigkeit sagen können! Aber wie viel felt noch daran, daß uns alles, was der Ungenante von ihm angibt, klar genug wäre, oder daß er unser gerechtes Verlangen nach dem umständlichsten Detail der wichtigsten Lebensepoken und Handlungen eines so außerordentlichen Menschen befriedigt hätte! Ich meines Orts gäbe mit

Freuden die Hälfte aller christlichen Chroniken- und Legenden-Schreiber um eine ganz wahre und ganz vollständige Erzälung der Abenteuer Peregrins mit und unter den Christianern; völlig überzeugt, daß sie über eine, uns nur aus einseitigen, mangelhaften und unlautern Nachrichten bekante Epoke der Geschichte der Menschheit ein sehr lehrreiches Licht verbreiten würde. Aber Luzian konte uns nicht mehr geben als er hatte, und auch das wenige, was er gibt, verdient unsern Dank, und ist viel für den, der es zu benuzen weiß." Unter denen, die sich darauf verstanden, so etwas zu benuzen, war aber wol Wieland einer der Scharfsichtigsten, und er benuzte das alles um so lieber, je mehr sich alles, was sonst einzeln ihn vorzüglich anzog, in diesem Stoffe vereinigte. Er fand Leben und Tod eines Mannes gleich excentrisch und außerordentlich, sah ihn eine so zweideutige Rolle spielen, daß er bei den einen mit dem Ruf eines Halbgottes aus der Welt ging, wärend die andern nicht einig

werden konten, ob der Narr oder der Bösewicht, der Betrüger oder der Schwärmer in seinem Charakter die Oberhand gehabt habe; das Leben dieses Mannes fiel in die Zeit des sich bildenden Christianismus, und die Berichte von diesem Leben waren so einseitig, lücken- und mangelhaft! Zunächst also ein psychologisches Problem, wobei es galt, die Verirrungen eines Schwärmers nicht blos anzuzeigen, sondern aus ihren verborgenen Quellen abzuleiten; dann die philosophisch-historische Entwickelung des Geistes einer Zeit, worin Griechentum und Christentum sich oft so wunderseltsam berürten, worin eine neue moralische Welt sich zu gestalten anfing, und mit einer neuen Art von Liebe neue Mystifikazionen entstanden; endlich ein philanthropisches Kunstwerk, die scheinbar verleumdete Unschuld durch einen motivirten Zusammenhang vereinzelter und zerstückelter Thatsachen zu retten: fürwahr, Wieland hätte nicht mehr Wieland seyn müssen, wenn alles dieses zusammen nicht einen

zu mächtigen Reiz für ihn gehabt hätte, daraus ein Ganzes auf Seine Weise zu bilden. Ungeachtet er also mit Luzian im Wesentlichen einverstanden war, so sezte er doch der Luzianischen Darstellung die seinige entgegen, und auf diese Weise entstand sein Peregrinus Proteus (zuerst im Merkur, dann 1791 in 2 Bänden), ein Versuch, das Mangelhafte in den Luzianischen Nachrichten zu ergänzen, das Dunkle und Unerklärbare ins Licht zu sezen, und das ganze moralische Räzel des Lebens und Todes dieses sonderbaren Mannes auf eine befriedigende Weise aufzulösen. Durch einen seltnen Verein des geübtesten, feinsten psychologischen Blickes, tiefer historischer Kentniß der Zeit und der Personen, ausgebreiteter Kentniß der Welt überhaupt, und der regsamsten dichterischen Einbildungskraft, ist dieser Versuch zum Werke des Meisters geworden, der alles in einen so pragmatischen Zusammenhang gebracht hat, daß an der inneren Möglichkeit und mithin auch an der poetischen

Wahrscheinlichkeit nirgend auch nur ein leiser Zweifel entstehen kann. Nicht aber als einen Roman, sondern als ein Charaktergemälde hätte man diese Darstellung betrachten sollen, worin alles Historische nur dient, den Geist und die Verirrungen der Schwärmerei einer Zeit zu entwickeln, welche die fruchtbare Mutter unzäliger Schwärmereien geworden ist. Der Geist der Schwärmerei, sage ich, denn wie anders hätte diese Darstellung zur Ehrenrettung des Peregrinus werden können? Darin aber unterscheidet sich Wieland vornemlich von Luzian, daß dieser nur die Wirkungen sieht oder sehen will, jener aber auf die Ursachen zurückgeht, und nicht kalter Kopf genug ist, diese geradehin zu verurteilen, wodurch dasselbe Werk, welches vor den Verirrungen der Schwärmerei warnt, indem es dieselben aufdeckt, doch zugleich gewissermaßen zur Ehrenrettung der Schwärmerei selbst wird. Diese Doppelseitigkeit gegen die Luzianische Einseitigkeit durchzusezen, würde Wielanden in der di-

daktischen Form wenigstens nicht ohne Nachtheil der Einheit des Tones möglich gewesen seyn, und darum sezte er sich sehr weislich in den Vorteil der dialogischen Form. Kann man nun freilich nicht leugnen, daß Wielands Dialog nirgend weniger zum dialogischen Kunstwerk geworden ist als hier, so muß man doch auch bekennen, die ganze Darstellung sey dadurch, daß der Dichter in diese Form den Kontrast zwischen Kaltblütigkeit und Schwärmerei legte, und wenigstens sehr charakteristisch durchfürte, zum Kunstwerk in einem höheren Sinne geworden. Wahrscheinlich hatte Wieland keine andere Absicht dabei, und im Grunde war es ihm wol nur darum zu tun, eine Aussönung jener beiden Eigenschaften zu vermitteln, welche die Natur so seltsam in ihm gemischt hatte, daß sein ganzes Leben und alle seine schriftstellerischen Zwecke dadurch bestimt worden waren. In Beziehung auf diese könte man daher, gewiß nicht mit Unrecht, behaupten, mit Peregrinus Proteus habe Wieland

eigentlich seinen Kreis geschlossen, denn auch in Schilderung der Liebe füllt er hier die einzige Lücke aus, die er noch gelassen hatte.

Noch aber schied Wieland nicht ganz aus diesem Kreise. Gewisse Ideen, auf welche die Bearbeitung des Peregrinus Proteus ihn notwendig hatte füren müssen, beschäftigten ihn so lebhaft, daß er sich ihrer nicht sogleich entschlagen konte. So entstand sein Agathodämon, den man als ein Seitenstück zum Peregrinus betrachten muß, denn auch er dient einem verrufenen Schwärmer, dem Apollonius von Tyana, dem sein bewunderungsvoller Biograph Damis keinen sehr dankenswerten Dienst geleistet hatte, zur Ehrenrettung, sezt das Zeitalter des sich bildenden Christianismus in ein helleres Licht, und sucht einige Ideenkeime über das Christentum, die der Verfasser in seiner Schrift über das Recht der Vernunft in Glaubenssachen niedergelegt hatte, mehr zu entwickeln. Durch des Apollonius Mund sagt Wieland: „Ich sprach dir von der Person

des merkwürdigsten Mannes, von seiner Theosophie und von seinem Institut, ohne Rücksicht auf das, was ein Demokritus, Aristoteles oder Karneades gegen seine Geschichte oder Lehre etwa einwenden könte, blos als ein Mensch, den alles Menschliche nahe angeht, und den keine Art von Vorurteil hindert, gegen jedermann gerecht und billig zu seyn: von der Person, wie es dem Begrif gemäß war, der sich mir aus dem ganzen Zusammenhang der über ihn erhaltenen Nachrichten (ihre Wahrheit vorausgesezt) meinem Verstand aufgedrungen hat; von seiner Theosophie und Lebensweisheit, als einem auf den allgemeinen Wahrheitssinn gegründeten, sehr konseqventen Inbegrif von Ueberzeugungen und Gesinnungen, die jeden Menschen, in welchem sie lebendig sind, zu einem bessern Menschen machen, als er ohne sie wäre; und von seinem Institut, als einer sehr zweckmäßigen Anstalt, diese Ueberzeugungen und Gesinnungen unter den Menschen

zu verbreiten, und so viel möglich allgemein zu machen. Daß ich dadurch weder dir noch mir etwas zumuten wolte, das unserer Freiheit zu nahe träte, versteht sich von selbst. Jeder selbstständige Mensch hat seine eigene individuelle Geistesform; auch der außerordentliche Sterbliche, von dem die Rede war, hatte die seinige; und gewiß könte der schwerlich von Schwärmerei frei gesprochen werden, der sich ihn so buchstäblich zum Muster nähme, daß er darüber seine eigene Form verlöre. Meiner Vorstellungsart nach könte ihm einer sehr unähnlich scheinen, der im Grunde mehr mit ihm gemein hätte, als ein anderer, der jeden Tritt mit sklavischer Aengstlichkeit in einen seiner Fußtapfen sezte. Uebrigens gab ich dir von meinen Urteilen und Vermutungen immer die Gründe an, und die Sache ist jezt in deinen Händen. — Du möchtest aber auch den Gott des Apollonius kennen. — Was soll, oder was kann ich dir sagen? Welche Sprache hat Worte, sich darüber auszudrü-

cken? Was du von mir zu wissen verlangst, ist das Geheimniß der Natur, das unaussprechliche Wort ihrer heiligsten Mysterien, auf denen ein Schleier liegt, den noch kein Sterblicher aufgedeckt hat. Von Jugend an bemühte ich mich, zu diesem unzugangbaren Licht eine Oefnung zu finden. Ich durchforschte alle Meinungen und Systeme der Denker, und es wurde immer dunkler um mich her. Ich überließ mich der Einbildungskraft, und erkante gar bald ihre magischen Täuschungen. Ich hatte Augenblicke, wo ich fülte, ohne zu glauben, andere, wo ich glaubte, ohne zu fülen, unzälige, wo ich keines von beiden bedurfte. Ich habe nun sechs und neunzig Jahre hinter mir, und will dir sagen, wohin ich gekommen bin. Die grenzenlose Natur, die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das, was diese Masse der ungleichartigsten Erscheinungen außer mir zusammenhält, und in ein unergründliches Ganzes innigst verwebt und vereinigt, und das, was

die unermeßliche Masse von Empfindungen, Ideen, Trieben und Gesinnungen in mir zusammenhält, und in einem sich selbst unerforschlichen Ich zu Einem Ganzen zu verbinden strebt, — alle diese helldunkeln, geistigen Anschauungen fallen, wenn ich, tief in mich selbst gekehrt, jede derselben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verschlingt Raum und Zeit; alles, was war, was ist und was seyn wird, zerfließt in den einzigen Akt eines einzigen, ewigen Augenblicks, und ich verliere mich darin gleich einem Wassertropfen im uferlosen Ozean. — Aber bald öfnen sich meine Augen wieder, und glücklicher Weise finde ich mich wieder in meinem angebornen, beschränkten Vaterland, Himmel und Erde; ich sehe wieder das allerfreuende Licht und die allernärende Erde; die schönen Horen mit ihrem wimmelnden Gefolge von Tagen und Stunden tanzen wieder um mich her; das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz; ich

webe in allem was webt, und fůle mich in allem was atmet; die Phantasie schließt ihre unsichtbare Zauberwelt wieder vor mir auf; die Unsterblichen nahen sich meinem Geiste, und mit süßem Schauern umfaßt mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden, versorgenden Allvaters, oder wie der beschränkte Sinn der Sterblichen den Unnenbaren immer nennen mag, und ich bin — mit Einem Worte — wieder, was ich seyn soll, ein Mensch, gut und glücklich, und verlange nicht mehr zu seyn, als ich seyn kann und soll." (S. 470 fgg.)

Wer sieht nicht, daß beide Werke Wielands, mit denen er in Wahrheit den gewälten Kreis durchlaufen hat, sich sehr innig an den Agathon anschließen? Und wer erstaunt nicht, wenn er auch diesen lezten didaktischen Roman mit dem ersten vergleicht, in dem Werke des Alters den Genius des Verfassers in so ungeschwächter Kraft zu erblicken? Was

aber noch größeres Erstaunen erregt, als selbst die lebendige Darstellungskraft und die Frische des Kolorits, die wir in diesen Werken bemerken, ist eine mit den Jahren immer zunehmende Kühnheit der Ideen, die man wol einer Einwirkung Göthe's, Herders und Schillers nicht mit Unrecht zuschreiben dürfte. Wäre nicht hin und wieder eine gewisse Redseligkeit bemerkbar, so würde man kaum glauben, daß wir den Schriftsteller Wieland nun bereits bis in das vier und sechzigste Jahr seines Lebens begleitet haben.

Mit seinem vier und sechzigsten Lebensjahre beschloß unser Wieland zugleich ein Viertel-Jahrhundert seiner Weimarischen Wirksamkeit, die so ununterbrochen als ausgebreitet gewesen war. Immer wird diese Zeit in der Geschichte unserer Literatur und Kultur ausgezeichnet werden, und wenn der Forscher dann oft genötigt wird, nach Weimar seinen Blick zu wenden, so wird er auch Wieland dankbar unter denen nennen, welche jenem Viertel-Jahrhundert

seine Auszeichnung verschaften. Auch Er hatte seinen Anteil daran, daß Weimar zum deutschen Athen ward, wodurch so viel Gutes und Schönes in Teutschland erweckt und befördert worden ist. Man glaube aber nicht, daß Weimar mit dieser ehrenvollen Bezeichnung nur eine unbedachte Schmeichelei gemacht worden sey; die Bezeichnung trift besser, als mancher vielleicht sich einbildet. Nicht blos darin aber liegt die Aehnlichkeit, daß Poesie und bildende Kunst in Weimar vorzüglich geschäzt, anerkant, und in höherer Vollkommenheit ausgebildet wurden, daß eine größere Anzal der Geister ersten Ranges hier versammelt waren, als an jedem andern Orte, und daß man deshalb in Teutschland eben so auf Weimar, wie in Griechenland einst auf Athen sah, sondern zugleich in der Art, wie alles zusammenwirkte, und in dem Tone, der nur durch eben diese Zusammenwirkung entstehen konte. Man gebe Weimar einen Ludwig XIV. statt eines Perikles, einen sehr vornehmen Hof statt eines

sehr gebildeten, eine Akademie, wo man sich Amts halber mit Wissenschaft und Kunst beschäftigt, statt des freien Vereins solcher Geister, die sich aus innerem Triebe dafür interessiren, und man wird alles Andere eher bewirken, als eine Aehnlichkeit mit Athen. Nur wo statt der Hofmäßigkeit, die keine Rücksichten, als gegen Stand und Rang, und außer der Etikette keine schöne Kunst kent, jene edlere Höflichkeit des Menschen gegen den Menschen sich findet, da nur gedeiht auch jener reine, unbefangene Wahrheits- und Schönheitssinn, der das wirklich Wahre und Schöne schaft und erkent, und es nicht in herkömliche Formen einzuzwängen trachtet. Nur wo die Wissenschaften und Künste der Humanität ihre Rechte gegen die Facultäts-Wissenschaften wirklich behaupten, da nur kann Ausbreitung von Geschmack und wahrer Bildung statt finden. Vereint sich dies Leztere mit jenem Ersten, so wird daraus eine feinere Geselligkeit entstehen, die auf den Ton der heiteren Ironie und Gra-

zie gestimt, an Empfänglichkeit für alles, was in den Kreis der Humanitäts-Studien fällt, an erhöhter geistiger Beweglichkeit, und an dem erkenbar ist, was man in den schönsten Zeiten von Rom unter dem Wort Urbanität begrif, und was Wieland erklärt als jenen Geschmack der Hauptstadt, jene feine Tinktur von Gelehrsamkeit, Weltkentniß und Politesse, die man aus dem Lesen der besten Schriftsteller und aus dem Umgang der kultivirtesten und vorzüglichsten Personen in einem sehr verfeinerten Zeitalter unvermerkt annimt. Je mehr nun aber an einem Orte, wo die Gunst des Schicksals alles dies vereinigt hat, auch glänzende Beispiele stets vor Augen sind, die, in dem schönsten Wetteifer eigentümlicher Kräfte, zum Weiter- und Höherstreben kräftig anregen, je freier die Bahn gegeben ist, worauf sich jeder Genius bewegt, je weniger mithin Einseitigkeit statt finden kan, und vielmehr selbst der entschiedene Antagonismus der Beförderung des Vorzüglichen in jeder Art dient, um so mehr

wird das wahre Interesse an Literatur und Kunst wachsen, der Geschmack sich reinigen und läutern, der Geist an Freiheit und Gewandheit, das Gemüt an Gehalt, die Sitte an edler Ungezwungenheit, der Umgang an Anmut und Feinheit, die Unterhaltung an Sele gewinnen. Alle diese Umstände, die sich im Altertum vereinigt hatten, Athen in Hinsicht auf Geist und Sitte ebensowol, als auf Wissenschaft und Kunst zur ersten Stadt der Welt zu machen, hatte die Gunst des Geschicks in Weimar wiederhohlt, und dieselben Ursachen brachten dieselben Wirkungen hervor. Der Sokratiker Wieland gehörte wesentlich dazu, wenn alles werden solte, wie es geworden ist; und was er hier empfing und was er gab, beides wurde gleich wichtig für die teutsche Kultur. Auszumitteln, wie viel er empfing, wie viel er gab, dürfte wol unmöglich seyn, allein es ist gewiß, daß er sich in dem Tone des gebildeten Weltmannes, den er im Stadionischen Hause zuerst hatte kennen lernen, hier vollendete, denn in

seinem Kreise sah er den schönen Traum seiner Jugend von der Kalokagathie verwirklicht. Je öfter er nun aber als gesellschaftlicher Schriftsteller auch das Publikum auf diesen Ton stimte, je mehr er, bei der ungemeinen Fruchtbarkeit und Gewandheit seines Geistes, Werken von der verschiedensten Form sein Gepräge aufdrückte, und gleichsam seine Sele einhauchte, desto verbreiteter und desto entschiedener wurde dadurch sein Einfluß auch auf die teutsche Kultur. Welcher Unbefangene könte leugnen, daß diese seit der Zeit der Weimarischen Wirksamkeit an Attizismus gewonnen habe? Man vergleiche die Sitten, den Umgangston, die geselligen Vergnügungen, die sämtlichen Lebensansichten der Teutschen vor und nach dieser Zeit, welcher Unterschied! Ist er wol geringer als in unserer Literatur, besonders der Poesie, in welcher uns Wieland, wenn nicht zuerst, doch hauptsächlich, dem griechischen Genius zugefürt hat, vielleicht gerade deshalb um so glücklicher, weil er eben auf jenem Punkte stand,

wo das Antike und Moderne sich berüren? Nicht mit Unrecht hat man behauptet, derjenige, dessen früheste Jugend nicht mit dem Mark des Altertums gekräftigt und veredelt worden, müsse rückwärts, durch die Spätlinge hellenischer Anmut, die Erotiker, in ihr Allerheiligstes eingehen; dann aber war ja Wieland ganz wie erwält dazu, uns dahin einzufüren, und man könte ihn den Vorläufer Göthe's in dessen dritter Periode nennen, und denjenigen, der allen Bemühungen derer, die bald darauf mit dem Genius Griechenlands uns innigst vertraut zu machen suchten, die Bahn brach. Solten wir aber wirklich von hellenischer Bildung und attischem Geiste mehr und mehr durchdrungen werden, so gehörte gewiß auch dazu, daß sie uns zuerst von einer Seite gezeigt wurden, von welcher sie uns durch Anmut und Liebenswürdigkeit gewannen, und von dieser Seite sie zuerst gezeigt zu haben, ist Wielands großes Verdienst. Beinahe möchte man auf ihn anwenden, was Johannes Müller einst von Ana-

kreon sagte: „zu so feinem Gefül von Grazie, dergleichen Anakreon hat, werden Griechen erfordert." Wolte aber jemand den Attizismus Wielands näher bezeichnen, so würde er dies kaum treffender können, als wenn er alles, was Longin (Sect. 34) von dem Redner Hyperides sagt, auf ihn anwendete. „Gemäßigte Empfindungen erregt er mit einer anmutigen Heiterkeit, die immer einnimt. Ueberall trift man bei ihm den guten Ton (Asteismos, attische Urbanität), den feinsten und wizigen Spott, und ungemeine Gewandheit im Gebrauch der Ironie. Nie ist sein Scherz plump und ausgelassen, wie jener alten attischen Komiker, (s. Weiske zu dieser Stelle, S. 415 fgg.), sondern gefällig. Geschickt weiß er das Lächerliche auszufinden, und stark ist seine komische Laune, mit deren Stachel er, zwar nur lachend und wie im Spiel, aber unfehlbar den rechten Fleck trift. Fast unnachahmlich ist die Grazie seiner Manier. Sanftere Gefüle zu erwecken ist er geschaffen; seine Erzälung ergießt

sich wie ein Fluß, auch dann gleich unermüdet, wenn sein biegsamer Geist sich durch Krümmungen schlängelt."

Je weniger der feine Ton des Weltmannes ein Erbgut war, womit die teutsche Muse ihre Jünger verschwenderisch ausgestattet hatte, desto wichtiger wurde die Einwirkung Wielands in seine Zeit, die gerade eines Mannes, wie Er, mit diesem feinen Gleichgewicht verschiedener Geisteskräfte, mit dieser Mischung poetischer und philosophischer Anlagen, mit dieser zarten Empfindung und großen Belesenheit, bedurfte. Mag man immerhin beweisen, daß er als Dichter an Erfindung und umfassender, gewaltiger Darstellungskraft manchen über sich habe, daß er als Philosoph mehr heller als tiefer Geist war, in der Uebersezungskunst nicht das Ideal erreichte, und sonst noch manches an ihm auszusezen finden: alles dies kann man zugestehen, ohne Furcht, daß seinem wahren Ruhme geschadet würde, denn in dem, wodurch er in seine Zeit eingrif, ist er einzig.

Hatten nämlich durch seine Poesie, worin er überall fruchtbaren Samen von Weisheit ausstreute, die Geister eine feinere intellektuelle Form gewonnen, so dienten nun auch seine ästhetischen Eigenschaften allem, was er zur Belehrung, zur Prüfung vortragen mochte. Die Leichtigkeit, Faßlichkeit, Popularität seiner philosophischen Abhandlungen verbreiteten die Liebe zu jener praktischen Philosophie des Lebens, von welcher am Ende doch alle wahre Aufklärung ausgeht, und sein Scharfsinn und Wiz, verbunden mit ausgebreitetem historischen Wissen, wodurch überall Anspielungen, Gleichnisse und Parallelen voll Sinn und Wahrheit herbeigefürt wurden, hefteten die Geister immer mehr an jene Untersuchungen. So war es immer vornehmlich Er, welcher das Forschen über Gegenstände der Religion, der Statsverfassung, der gesellschaftlichen Verhältnisse wenn nicht weckte, doch reizte, welcher eine Menge für die Ausbildung und das Wohl der Menschheit wichtiger Ideen in größeren

Umlauf brachte, und die Philosophie gleichsam in die gebildeten Zirkel einfürte. Für den Zeitgeist, der sich ihm in der Bibliothek und dem Hause des Grafen Stadion zuerst offenbart, und den er für einen guten Geist erkant hatte, wirkte er rastlos und ununterbrochen, und sieht man auf ihn als Dichter-Philosophen, wie er auf Abschaffung theologischer Irtümer und religiöser Misbräuche, Gebrechen der Staten und ihrer Lenker, Mängel unsers sittlichen und bürgerlichen Lebens, bald mit Laune bald mit Ernst, mit lachendem Spott und edlem Zorn, fortwärend hingewirkt hat, so mag man ihn wol den Voltaire Teutschlands nennen. Wol uns aber, daß Wieland mehr als ein bloßer Spötter war! In seiner Sele lebte ein sittliches Ideal, zwar nicht mehr von überirdischer Volkommenheit, aber von hellenischer Liebenswürdigkeit. Er erkante es als Ziel der menschlichen Bildung, und wirkte darum unaufhörlich darauf hin; auch bei seinen Uebersezungen, womit er uns an die

Schwelle des klassischen Alterthums fürte, hatte er keinen andern Zweck, und der Erfolg hat gelehrt, daß er denselben glücklich erreicht hat.

Faßt man alles dies zusammen, so bedarf man wol keiner Erklärungsgründe weiter für Wielands in Wahrheit unermeßliche Wirkung auf das teutsche Publikum. Dieser so geistreiche und gewandte, meist so anmutige und heitere, oft so wizige und immer verständige Schriftsteller mußte notwendig um so mehr der Liebling aller feineren Zirkel werden, je mehr er aus dem Zeitgeist für den Zeitgeist schrieb, immer aber wenigstens eine Stufe höher stand als seine Zeit. Daß er weder Nachahmer noch so trunkene Bewunderer und enthusiastische Lobredner fand, als man bei diesen Umständen vielleicht vermuten solte, davon liegt dort der Grund eben in der so eigentümlichen Mischung seiner Geisteskräfte, aus welcher zugleich die durchgängige Subjektivität seiner ganzen Schriftstellerei zu erklären ist, hier in seiner stilleren

Kraft, die nicht so gewaltig, aber am Ende doch durchdringend wirkt. Für den Beifall, womit das Publikum die Werke seiner poetischen und philosophischen Muse aufnahm, bürgen die wiederholten Auflagen, die, bei vielfachen Nachdrücken, als eben so vielen Nebenbeweisen des Beifalls, nötig wurden. Den vollgiltigsten Beweis dafür aber liefert unstreitig die von Göschen seit dem Jahre 1793 veranstaltete Ausgabe der Sämtlichen Werke Wielands, das erste Unternehmen in Teutschland, durch Pracht des Drucks und verzierender Kupferstiche, in denen unsre ersten Künstler wetteiferten, dem gefeierten Schriftsteller eben sowol als seinem Zeitalter ein ehrenvolles Denkmal zu setzen.

Diese vollständige und gleichförmige Ausgabe von der lezten Hand, so vollendet als er vermöchte, den Zeitgenossen und der Nachwelt zu übergeben, war Wielands heißester Wunsch „Diese Arbeit, sagt er, beschäftiget mich schon seit einigen Jaren, und ich widme

ihr die heitersten Tage und Stunden meines Lebens mit desto größerem Vergnügen, da ich mir innigst bewußt bin, daß es reine Liebe der Musenkunst und des wahren Schönen und Guten überhaupt ist, die mich dabei leitet, und mich keine Zeit noch Mühe bedauern läßt, die ich anwenden muß, um selbst den kleinsten Flecken, den ich an einem bereits vollendet scheinenden Werke noch gewahr werde, wegzubringen. Es ist ein so süßer Gedanke, zumal in den lezten Herbsttagen des Lebens, auch nach seinem Tode noch unter den Menschen, die man geliebt hat, fortzuleben, ihnen noch wert und nüzlich zu seyn, und von den Besten unter ihnen noch geliebt zu werden!"

Wie sehr Ernst es unserm Dichter hiemit war, davon hat der kaum eine Vorstellung, der diese neue und lezte Ausgabe nicht mit den früheren verglichen hat. Zwar ging seit seiner Rückkehr aus der Schweiz sein Streben unablässig auf Vollendung, und er war so wenig gewöhnt, sich nachzusehen, daß er, der über-

haupt alles mit eigener Hand, scharf und schön schrieb, mehrere seiner Werke mehr als einmal, den Oberon z. B. viermal, eigenhändig ganz umschrieb, bevor er sie dem Druck übergab; allein doch hatte er noch nie seine Werke, wie diesmal, mit einer Strenge behandelt, die, von einem Kunstrichter angewendet, vielleicht übertrieben wäre gescholten worden. Um nur Eins anzufüren, welch eine mühevolle Arbeit übernam er an der Schwelle des Greisenalters damit, daß er seinen Amadis in eine ganz andere Form goß, weil, nach seinem Urteil, die frühere Vers- und Reimart „weniger den Namen einer freien als einer lizensiösen Versart verdient, und den Dichter wirklich nur zu oft zu Nachlässigkeiten verleitet hat, die, wenn auch andere sie zu verzeihen geneigt wären, niemand sich selbst verzeihen sol." — Der Dichter „hat es also für eine Pflicht, die er der Kunst schuldig sey, gehalten, das Aergerniß, das eine solche poetische Sansculotterie künftigen angehenden Ver-

semachern geben könte, wegzuschaffen, und sich weder die Zeit noch die Mühe dauern zu lassen, die dazu erfodert wurde, siebzehn Gesänge dieses Gedichts in zehnzeilige Stanzen umzuschmelzen; eine Operazion, die ihm zugleich Gelegenheit gab, in der Sprache und Versifikazion, und nicht selten in andern noch wichtigern Erfordernissen eines guten Gedichts, eine Menge Verbesserungen zu machen; die aber auch um so viel schwerer war, da das Mühselige der Arbeit dem Leser gänzlich verborgen werden mußte, und der ursprünglichen Laune, welche den wesentlichen Charakter dieses komisch-satyrischen Gedichtes ausmacht, nicht der geringste Abbruch geschehen durfte. Seine aufmerksamste Bemühung ging dahin, demselben, ohne Nachteil der ungezwungensten anscheinenden (aber auch nur anscheinenden) Leichtigkeit, Korrektheit des Stils und der Sprache zu geben, die er, so weit es in seinem Vermögen stand, allen in dieser Sammlung erscheinenden Gedichten zu geben, mit

der äußersten Strenge gegen sich selbst, beflissen gewesen ist." Mag nun freilich auch jezt noch die Freiheit dieser Stanzen groß genug seyn, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Gedicht in so fern dadurch gewonnen hat, als der Dichter zu Aufopferung mancher Weitschweifigkeit und zu Verbesserung mancher Nachlässigkeit veranlaßt wurde. Hier, wie überall in dieser neuen Ausgabe, sind die Flecken der Sprache verwischt, durch größere Gedrungenheit nicht selten die Kraft des Gedankens erhöht, durch kleine Wendungen und Zusäze die Haltung eines Gemäldes befördert worden.

Allein man glaube nicht, daß diese neue Ausgabe sich nur auszeichne durch mehr künstlerische Vollendung der äußern Form, größere Korrektheit im Ausdruck und Stil überhaupt, und durch alles jenes, was die Feile der Kritik bewirken kann, die hier wol auch die Frische des Kolorits bisweilen verwischt und manche poetische Keckheit, manchen Zauber der

jugendlichen Phantasie, gar vertilgt haben dürfte; Vollendung anderer Art erhielten Wielands Werke durch das, was er teils als Mensch, teils als Philosoph, ja zum Teil auch als Dichter gewonnen hatte. Seine feinere Urbanität, die umsichtigere Decenz des gebildeten Weltmannes erkent man an der Vernichtung mancher scheinbaren Frivolität, wo die Laune zu mutwillig gespielt oder der Wiz zu sehr ausgeschweift hatte, und dies rechne man dem Menschen zu, so wie dem von der Philosophie durchdrungenen Dichter jene größere Hoheit der Ideen, die, wie wir schon bemerkten, mit seinem zunehmenden Alter wuchs. Darum sezte er auch jezt seinem Agathon die Krone auf, indem er in dem eingeschalteten Gespräch des Archytas „den ganz einfachen Weg vorzeichnet, auf welchem er zu diesem Frieden mit sich selbst und der ganzen Natur, zu dieser mitten im Getümmel der Welt sich immer erhaltenden, nur selten durch vorübergehende Wolken leicht beschatteten Hei-

keit der Sele, und zu dieser Ruhe, womit er dem Ende eines langen, immer beschäftigten Lebens entgegen sah, gelangt war." Wer in diesem Gespräche die völlige Ausgleichung zwischen Schwärmerei und Unglauben, Zweifelsucht und Vernunftglauben, die verhüllte Anerkennung des reinen Christianismus und die stille Einwirkung einer neueren Philosophie nicht unbemerkt gelassen hat, der wird der früheren Behauptung (Bd. 1. S. 212.), daß jezt erst Wieland diesen Schlußstein des Ganzen erst so anbringen konte, wie er ihn nun angebracht hat, gewiß nicht widerstreiten. Die mit edler Würde hier ausgedrückte Selbsteinigkeit eines Weisen ist der Gewinn eines langen Lebens, die Frucht vielfacher, sorgfältig angestellter Prüfungen, unter manchem innern Kampfe gezeitigt. Einmal aber zur Reife gediehen, vergalt sie auch reichlich alle Mühe, denn nicht dem Agathon allein, sondern dem ganzen Leben und Wirken des dichterischen Weisen gab sie Halt und Vollendung; kein

Zweifel, daß sie zu der größeren Hoheit der Ideen in seinem zunehmenden Alter viel und bedeutend beitrug. Wie schön schließt sich nun aber das Ende an den Anfang, und welch ein erhebendes Schauspiel ist es, dem aufstrebenden Agathon-Wieland jezt den gereiften Archytas-Wieland gegenüber zu erblicken! Wir haben unsern Dichter einst in dem nach Weisheit und Tugend strebenden Agathon erkant; jezt lese man die Erklärung des Archytas (Agathon Bd. 3. S. 400 fgg.), und man hat die Schilderung von Wieland dem Weisen.

Aus allen diesen Gründen mußte es jedem, dem die Ehre der teutschen Literatur nicht gleichgiltig, und Wielands Individualität lieb und wert geworden war, erfreulich seyn, daß der Verfasser so vieler vorzüglichen Geisteswerke durch die veranstaltete neue Ausgabe derselben Gelegenheit erhalten hatte, ihnen den Stempel seines gereiften Genius aufzuprägen. Zufälliger Weise hatte sie noch andere Folgen, denn sie war es, welche die, bis dahin noch

sehr unbestimmten, Verhältnisse zwischen dem Urheber und dem Verleger von Geisteswerken wenigstens einigermaßen fester zu stellen veranlaßte, indem sich über das Recht an die neue Ausgabe zwischen deren Verleger Göschen und der bisherigen Verlagshandlung der meisten Wielandischen Schriften ein Prozeß entspann, welcher mehrere Jahre dauerte, und endlich zum Vorteil des neuen Verlegers entschieden wurde. Dieser wolte, daß sie nicht blos dem teutschen Vaterland zur Ehre, sondern auch dem Autor zum Vorteil gereichen solte. Indem er daher dem Publikum Gelegenheit gab, seinen Geschmack und seine Kunstliebe, seine Dankbarkeit und seinen Patriotismus zu beweisen, gab er selbst das Beispiel einer nicht blos merkantilischen Schäzung des Autors, die um den möglich kargsten Ehrensold mit ihm mäkelt, und ihm das Vergnügen und den Unterricht, die er dem Publikum gewärt, nicht selten mit Kummer erkaufen läßt. Wieland selber würde sich wenigstens früherhin in diesem Falle befun-

den haben, wenn er allein auf den kargen Ertrag seiner Schriften wäre angewiesen gewesen. „Meine Gemütsart, schrieb er den 13. Dec. 1771 an Geßner, ist nicht zur Habsucht geneigt; meiner Begierden sind wenig, und diese wenigen sind mäßig. Ich bedarf wenig für mich selbst. Aber in diesem Augenblicke spielen drei allerliebste kleine Mädchen um mich herum, deren kindliche Liebkosungen und sorglose Unschuld eine Träne der bekümmerten Zärtlichkeit in meine Augen bringt. Ich kann mit aller meiner Arbeit keine Schäze für sie sammeln. Teutschland ist nicht Britannien. Aber ich könte doch etwas für sie tun." Seit dieser Zeit war ihm das durch Gunst der Umstände freilich gelungen, und sein schriftstellerischer Erwerb hatte, teils durch den Selbstverlag des Merkurs, teils durch seine Verbindung mit dem Buchhändler Reich in Leipzig, der an der Weidmannischen Handlung Anteil hatte, sich ebenfalls um ein Ansehnliches vermehrt: allein dies alles stand doch eigentlich nur mit der Zunahme seiner Familie

im Verhältniß, schüzte den Vater vor Sorgen wärend des Lebens, nicht aber über seinen Tod hinaus. Wie erfreulich überraschte ihn daher eben an der Grenze des höhern Alters das Schicksal, da es ihm durch Göschens patriotische Veranstaltung auf einmal alles bot, was das rastlose Streben eines so gemeinnüzigen Lebens belohnen kann, öffentliche Anerkennung des Vaterlandes, Dankbarkeit des Publikums, Aussicht auf eine ehrenvolle, würdig verdiente Ruhe, verminderte Sorge des Hausvaters, größere Beruhigung über die Zukunft geliebter Kinder. So stand er denn jezt in dem Zenith seines Ruhmes und seines Glückes, an welchem unsere Teilname um so inniger werden wird, wenn wir nun auch einen Blick in das patriarchalische Familienleben des weisen Dichters werfen, was wir bisher kaum im Vorübergehen konten.

Wieland in Osmannstädt.

1798 — 1803.

Wol dem, der im anbrechenden Alter mit Wahrheit von sich sagen kan, was Wieland von sich an seinen Gleim schrieb: „Ich darf so stark beleuchtet werden als Sie wollen. Ich darf in mein vergangenes Leben zurückschauen. Ich bin ein Mensch gewesen, aber ein guter Mensch, und ich habe noch nie das Herz eines vernünftigen und edlen Menschen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat." (G. S. 3, 180.) Wieland konte dadurch nur gewinnen, und er selbst war, bei aller Entfernung von Selbstschmeichelei, doch

davon innig überzeugt. „Als Sie", schrieb er an Voß — „vor einigen Jaren das häßliche Epigramm auf mich machten, und Ihren Namen darunter sezten, entschuldigte ich Sie mir selbst und meinen Freunden mit Ihrer Jugend, und daß Sie mich nicht kenten. Nachgerade fangen Sie selbst an zu sehen, daß man sich wol hie und da, sonderlich in Ihrem Niedersachsen, im Urteilen über mich versündigt haben könte. Indessen werden Sie mich doch schwerlich eher recht kennen lernen, bis wir uns von Angesicht zu Angesicht gesehen, und wenigstens einige Tage zusammen gelebt haben. Ein einziger Blick in mein Herz, in mein häusliches Leben, in den Zusammenhang meines ganzen Lebenslaufs, würde mir, das bin ich gewiß, alle guten und edlen Menschen auf dem Erdboden zu Freunden machen, wiewol ich von Irrungen und Uebereilungen so wenig, und nach Beschaffenheit der Umstände vielleicht weniger, als manche andere gute Menschen, frei gewesen bin." (G. S. 3, 301.)

In gleichem Sinne gab er seinem Gleim den Auftrag: „Wenn Sie in Berlin, wie ich hoffe, einige Menschensöhne und Töchter mit gesundem Kopf und Herzen antreffen, die mich lieben, so brauch' ich meinem Gleim nicht zu empfelen, daß er mich ihnen in naturalibus, wie er mich gesehen hat, vormalen sol. Es ist ein albern Ding um den Schleier, den meine Laune um mich her gezogen hat. Wenige Menschen kennen mich, und mein Herz sagt mir doch, daß, wenn man mich kente, nur böse Menschen kalt gegen mich bleiben würden. Und gleichwol, mein teurer Vater Gleim, haben Sie in der wenigen Zeit, da wir beisammen waren, gesehen, daß ich leider! schrecklich unartig seyn kan. Aber freilich, wenn mir dies begegnet, leidet auch niemand mehr dabei als ich." (G. S. 3, 195)

Alles, was Wieland in diesen Stellen Gutes und Schlimmes über sich selbst sagt, ist ein redlich Geständniß der Selbstkentniß, die sich noch bestimmter in folgender Erklärung an

Leonhard Meister ausspricht. „Die in Ihrem Aufsaze aus den Briefen des reisenden Franzosen angefürte Stelle ist meiner unwürdig, und wirft durch ihren Ton ein falsches Licht auf mich und meine Familie. Ich habe weder die Prätension, die mir dieser Mensch, der mich nicht einmal gesehen hat, andichtet, noch irgend eine andere. Ich bin von Natur launisch oder humoristisch, außerdem aber was man un homme simple et uni nennt. Es ist ein Zug meines Charakters, der sich nie dementirt hat, ohne Neid und Eifersucht zu seyn, Talente und Verdienste mit Wärme zu lieben, und gegen den Ruhm eher zu gleichgiltig als zu passionirt zu seyn." (G. S. 3, 389 fg.)

Die Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, welche Wieland ebenfalls als Hauptzüge seines Charakters hätte anfüren dürfen, verleugnet sich auch hier nicht; was aber hätte auch den Mann, der mit Recht von sich behaupten konte, daß er zwar ein Mensch, aber ein guter Mensch sey, der bei genauerer Kenntniß keinen Freund

verlieren werde, bewegen sollen, in seinen Selbstgeständnissen nicht aufrichtig und der Wahrheit getreu zu bleiben? Wer durch seine natürlichen Eigenschaften so liebenswürdig, durch die erworbenen so achtungswert erscheint, was brauchte der sich zu verstecken!

Wie es ein eigenthümliches Gleichgewicht der Geisteskraft war, was Wieland den Dichter und Philosophen machte, so war es ein besonderes Gleichgewicht der Selenvermögen und deren Harmonie mit seinen Geisteskräften, was die Individualität des Menschen Wieland bestimmte, und darum kan man eigentlich den Menschen, den Dichter und den Philosophen in ihm nicht trennen. Seine Empfindungen waren lebhaft, aber nicht von vorzüglicher Stärke, und das bewarte ihn vor Ueberspannung, von welcher er um so mehr ein abgesagter Feind war, da er selbst den Zustand der Spannung, worin er sich in seiner Jugend befunden hatte, als einen unnatürlichen erklärte. „Wenn Sie doch, schrieb er deshalb einst

an Lavater, ohne darum weniger zu empfinden und wahr zu seyn, d. i. zu sagen, was Sie empfinden, sich die ewigen Superlativos abgewönen könten! Ich habe einen unsäglichen Pik darauf; Erfarung hat mich auf den Positivum zurückgesezt. Aber freilich — Ihre Superlativi hangen mit Ihrer Theorie von der Hoheit der menschlichen Natur zusammen, und da divergiren wir!" Wenn jedoch von seiner lebhaften Empfindung seine gleich lebhafte, bewegliche Phantasie aufgeregt wurde, und beide gemeinsam sich eines Gegenstandes bemächtigten, so war niemand leichter in Enthusiasmus gesezt als Wieland, und er war bei tiefer Wirkung des höchsten Enthusiasmus fähig. Eben diese Vereinigung und Zusammenwirkung aber war auch die Qvelle aller der Unarten, Irrungen und Uebereilungen, die er sich selbst zuschrieb, deren er sich aber nie anders als im Zustande der Verstimmung schuldig machte. In einen solchen versezte ihn zuweilen seine, der Dichternatur zukommende, organische

Reizbarkeit, die ihn unter anderem auch besonders empfindlich gegen äußere unangenehme Eindrücke der Witterung machte, weshalb er sich selbst launisch und humoristisch im psychologischen Sinne nante. Befand er sich nun in diesem Zustande, so stieg seine Empfindung wol auch zu einem ihm sonst ungewönlichen Grade von Heftigkeit, in welchem seine gleichmäßig aufgeregte Phantasie auf einen verdrüßlich-leidenschaftlichen Ton gestimt wurde, und Ausbrüche veranlaßte, die ihm hinterher oft selbst unbegreiflich waren. In einer Anwandlung solcher Laune ist z. B. sein lezter Brief an die geliebte Freundin seiner Jugend, Sophie la Roche, geschrieben, der mit den Worten schließt: „Verzeihen Sie mir und der Kälte dieses an einem sehr kalten Tage geschriebenen Blattes." (W. S. 1, 171.) Diese Kälte, welche hier eine Folge des gedämpften Verdrusses ist, behielt er aber nicht allezeit, sondern öfters machte sich sein Verdruß, vorzüglich jedoch, wenn moralische Ursachen ihn aufreizten, durch sehr feu-

Fac-simile von Christoph Martin Wielands Handschrift.

Hochwohlgeborner Freyherr

Die weitläufige Zuschrift vom 30st Jul. womit Sie mich haben beehren wollen wiederholt und bekräftiget alles, was Sie mir bereits mündlich, mit einer Begeisterung die sehr oft an die Granzen des höchsten oestro poëtico streifte, von der Geschichte und dem Zustand Ihres Innern Menschen zu entdecken für gut befanden.

Wie gern ich auch das mir dadurch bewiesene Zutrauen durch Erfüllung dessen was Sie von mir zu erwarten scheinen, einiger maßen verdienen möchte, so sehe ich doch die Unmöglichkeit, Ihnen auf die mir vorgelegten Fragen die rechte Antwort zu geben. Ich gestehe ohne Bedenken, daß weder die größten und außerordentlichsten Menschen die mir in dem Lauf meines langen Lebens vorgekommen sind, noch die höchsten Ideale zu denen mein Geist, mit Hülfe einer warmen und lebendigen, aber selten glühenden, niemahls rasenden Phantasie, sich jemahls erhoben hat, mir kein Maaß für Sie geben. Hab' ich Unrecht, wenn ich, aus Besorgniß Sie falsch zu beurtheilen, mein Urtheil, und also auch den Rath, den Ihnen mein wohlmeinendes und von Ihrem mächtigen Aufstreben nach übermenschlicher Vollkommenheit gerührtes Herz gern geben möchte[2] und nicht zu geben wagt lieber zurückhalte? Sie gestehen daß mancher Zug Ihres Lebens Ihnen selbst ein unauflösliches Wunder scheine: könnt es Sie befremden, wenn ich Ihnen gestehe, daß Ihr ganzes Wesen ein schwer zu ergründendes, wo nicht unauflösliches Räthsel für mich ist? So finde ich z. B. in der Schilderung, die Sie mir von Ihrem Innern machen, Widersprüche, die ich nicht recht Reine zu bringen weiß. Bald sprechen Sie wie ein Mann, der nach den fürchterlichsten blutigsten Kämpfen mit gigantischen wüthenden Leidenschaften, endlich den Sieg über sie erhalten, und nun alles kann was er will, weil er nichts will als

2 An den Freiherrn Franz von Sonnen[illegible]

was die Vernunft gebeut: bald wird, bey dem blossen zufälligen Gedanken einer
Möglichkeit Ihren heissen Drang nach That zu befriedigen alles wieder Sturm in Ihrer
Seele; es wogt und wirbelt in Ihrem Busen, und — „der Tag wird kommen,
(sagen Sie) wo ich wie ein wüthender Derwisch herumwandle und wirken oder ster-
ben muß“ pp. Nein, lieber Baron Sonnenberg, sterben sollen Sie nicht, so lange
noch Hoffnung ist, daß ~~Sie~~ Sie leben durch eine beträchtliche Herabstimmung Ihrer über-
spannten Phantasie, Sich und andern noch wohlthätig werden könnte! Aber ein in
Europa und Asia herumwandelnder wüthender Derwisch ist etwas so schreckliches,
daß ich lieber glaube, es sey in allen diesen ungeheuren Excentricitäten deren
Sie Sich bewußt zu seyn glauben, ein großer Theil Selbsttäuschung, und — soll
und muß ich es denn heraussagen? — allem dem Unheil, womit Sie in solchen
Fieberstürmen die Welt und Sich selbst bedrohen, könnte auf einmahl abgeholfen
werden, wenn Sie Sich — zu der heroisch tugendhaften That meines Combabus
entschließen könnten

Übrigens, und wie sehr ich auch beklagen ~~daß~~ müßte, wenn alle die großen Fähigkeiten
welche die Natur in Sie gelegt hat, durch Überspannung und allzuhohe Richtung für
die Welt verlohren seyn oder ihr und Ihnen selbst sogar verderblich werden sollten, so
werde ich doch Ihr edles und rein gutes Herz nie verkennen, und Sie, so lange mir
selbst noch das Leben gefristet wird, auf jeder Laufbahn des Ihrigen mit meinen
besten Wünschen begleiten.

Tiefurt bey Weimar, am 4t August 1804

Wieland.

N. S. Dieser Brief mußte so lange liegen bleiben bis ich endlich
am 17t zufälliger Weise erfuhr wo Sie Sich aufhalten, und daß ich ihn
durch Vermittlung des Hrn. K. R. von Ziegesar an Sie gelangen lassen könne.

rige Explosionen Luft. So sind gewisse heftige Briefe an Gleim gegen Heinse, Michaelis u. A. zu erklären, und selbst das Härteste, was er sich vielleicht je hat zu Schulden kommen lassen, sein dieser Schrift als fac simile beigefügter Brief an Sonnenberg, der jedoch hier eigentlich gegen meinen Willen erscheint, weil Wieland selbst, der freilich der völlige Antipode von Sonnenberg war, bereute — hier sind seine eigenen Worte —, diesen unbesonnenen, rohen Ausbruch einer unziemlichen Empfindlichkeit auf sein Gewissen geladen zu haben. Je genauer er diesen, in all seiner Excentrizität doch so liebenswürdigen, reinen und edlen Jüngling, und dessen unglücklichen Untergang durch die Hoheit seiner Natur, worin Wieland die schwache Seite allein richtig aufgefaßt hatte, kennen lernte, desto tiefer schmerzte ihn jener Ausbruch, den er wieder gut zu machen nicht mehr vermögend war. Hätte er es noch gekont, so würde es geschehen seyn, denn so wie sein Gleichgewicht wieder hergestelt war, er-

kante er gewönlich sein Unrecht, und mit der aufkeimenden Reue wuchs auch sogleich der Entschluß zu Vergütung in ihm auf. Volkommen Recht hatte er zu behaupten, daß in solchen Fällen er selbst am meisten litt; hinzusezen hätte er nur noch sollen, daß er sich auch am wenigsten schonte, und sich den Text selber recht derb las, besonders wenn ihm etwa begegnet war, um eine Kleinigkeit in Harnisch zu geraten. Selbst dann aber, wenn er Recht gehabt, wenn Er von Andern, zuweilen wohl gar bittere, Beleidigungen erfaren hatte, war mit seinem ersten Ausbruch alles abgetan, wofern der Gegner nicht das Unrecht häufte; dann war er doch hartnäckig und konte lange die Ungerechtigkeit oder den bösen Willen nicht verschmerzen, besonders wenn der Schlag von einer Seite kam, von welcher er nur einen traulichen Handschlag hätte erwarten dürfen.

Nicht aber eine bloße leidende Gutmütigkeit, ein Mangel an Energie des Geistes und Willens war es, was Wielanden bei erlittenem

Unrecht so geneigt zu Verzeihung und Aussöhnung als bei getanem Unrecht zu Vergütung machte; einen großen Anteil daran hatte seine Ueberzeugung, daß es mehr Irtum als Bosheit unter den Menschen gebe, und bei literarischen Fehden erinnerte er sich dann immer, daß er ja selbst in seiner Jugend ohne allen bösen Willen, sogar in guter Absicht und Meinung, manchen eine Beleidigung zugefügt habe, die er nachher bei genauerer Kentniß und reiferem Urteil so gern zurückgenommen hätte. Darum empfand er in dem Zustande seiner natürlichen Stimmung manches gar nicht hoch, was Hunderte viel höher würden empfunden haben, denn er rechnete mit Zuversicht darauf, das werde sich schon legen und am Ende von selbst ausgleichen. Erinnerung und Weltkentniß hatten ihn bis zu dem Grade, wo es der menschlichen Natur, und bis auf die Fälle, wo es einem edlen Geiste nicht mehr möglich ist, duldsam gemacht.

Daß er bei der Reizbarkeit und natürlichen

Lebhaftigkeit seiner Empfindungen und seiner gleich reizbaren und lebhaften Phantasie, außer in den Tagen seiner Jugend, nicht zu Phantasterei, und überhaupt nicht weit mehr zu Uebereilungen und Heftigkeit hingerissen wurde, das verhütete sein eben so feiner als richtiger Verstand, der jenem Selenvermögen die Waage hielt, immer bereit, mit den furchtbaren Waffen der Ironie sie zu bekriegen, wofern sie unmäßig schwärmend sich verfliegen wolten. Man könte sagen, der Philosoph hielt hier dem Dichter das Gleichgewicht, was er ohne Zweifel in Beziehung auf die Neigungen eben sowol als in Beziehung auf Empfindung und Phantasie getan haben würde, wenn nicht Wielands Neigungen von Natur mäßig, ruhig und aufs Natürliche beschränkt gewesen wären. Nur sein Affekt bedurfte des Zaumes, nicht seine Leidenschaft, wenn er anders jemals eine andere als für die Poesie gehabt hat. In Beziehung auf diese konte er aber mit Horaz sagen:

Ein Dichter — überhaupt ein Versemann —
Hat selten eine andre Leidenschaft
Als seine Lust an Versen. Die allein
Beherrscht ihn ganz, darauf geht all sein Dichten
Und Trachten. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dies kränkt ihn wenig.
Laß seine Sklaven ihm auf Einen Tag
Entlaufen, laß sein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In seinem Leben kömt
Ihm kein Gedanke, seinem Mündel oder
Mit-Erben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrei und schwarzem Brod,
Taugt freilich nicht ins Feld, doch ist er drum
Nicht gänzlich ohne Nuzen für den Stat.
Denn — — ist es nicht
Der Dichter, der des Kindes frühes Lallen
Zur Sprache bildet? Der von pöbelhaften Reden
Sein zartes Ohr entwönt? Dann allgemach
Durch Lehren, die der Reiz der Harmonie
Und Dichtung freundlich macht, sein Herz der Tugend
Gewint, von Eigensinn und Neid und Zorn
Den Knaben heilt, mit edeln Taten ihn
Vertraulich macht, der gegenwärt'gen Zeit
Verworrnes Räzel durch der ältern Welt

Beispiele ihm entwickelt, und in Not
Und kranken Tagen Trost und Lindrung schaft?
(Cpp. II, 1, 120 fgg.)

Nur in dem, was dem, im Innern reich und köstlich begabten, Dichter von den Genüssen des Lebens entberlich ist und was er in genialer Sorglosigkeit nicht achtet, darf man einige zu starke Züge mildern, so hat man in Wahrheit die getroffene Schilderung Wielands. Den Begnügsamen quälten keine ausschweifenden, unmäßigen Wünsche; der Verständige, dem eine philosophische Denkart eigen geworden, wußte das, wonach die Meisten so gierig streben, nach seinem wahren Werte zu schäzen, und belächelte die Torheit dieses Strebens; der Mann von Genie, in sich selbst lebend und der eigenen Fülle seiner Kraft genießend, bedurfte nicht der äußeren Anerkennung seiner Talente, wonach das mittelmäßige Talent so eifrig hascht: wie hätten denn die gehässigen Leidenschaften, Habsucht, Herschsucht, Ehrsucht, Ruhmbegierde, in ihm Wurzel schlagen kön-

nen! Und der Mann, dessen Phantasie unaufhörlich beschäftigt war, das Gute und Schöne auszubilden, und ihm in aufgestellten Beispielen die Herzen zu gewinnen, wie hätte der selbst der Ränke, Kabale, Hinterlist, womit der Uebelgesinte selbstsüchtige Zwecke zu erreichen trachtet, oder der Rachsucht und Schadenfreude, die nur in jenem Gewül eines verwirrten, trüben und eigensüchtigen Lebens erzeugt werden, fähig seyn können?

Hat es je wahrhaft große Talente gegeben, die von diesem moralischen Schmuze nicht frei waren, so gehört wenigstens Wieland nicht zu dieser Klasse, denn was die Natur Gutes in ihm angelegt hatte, das befestigte er durch das Werk des Willens, und war nie der Meinung, daß der Eifer, von Weisheit und Tugend zu sprechen, wolunterwiesene und artige Personen schon überheben könne, sich mit ihrem Besitze zu belästigen, wofern sie allenfalls den schönen Schleier des Anstandes nur dicht genug über die geheimen Gebrechen des Herzens ausbreite-

ten. Bei Wieland war auch der Wille rein, und die Grundsäze der Weisheit und Tugend, die er durch seine Philosophie gefunden, das sittlich-Schöne, was seine Phantasie bildete, waren bei ihm in die Gesinnung übergegangen, welche das angefangene Werk der Natur in ihm vollendete. Es ist ein schönes Zeugniß, das Göthe Wielanden gibt, doppelt schön, weil es so ganz wahr ist, daß der geistreiche Mann zwar gern mit seinen Meinungen gespielt, aber nie mit seinen Gesinnungen. Wie der ihm befreundete Cicero hielt er ein nach Grundsäzen gefürtes Leben, wo der Körper mit wenig Aufwand befriedigt, die Begierden eingeschränkt, das Gemüt immer frei und nüchtern erhalten werden, für das wahre menschliche Leben, und ein solches lebte er als ein echter Weiser. Niemand stoße sich an seinen, öfters wol gar verrufenen, Epikureismus, denn in dem Sinne wie Wieland Epikureer war, dürften es wol von jeher alle verständigen und guten Menschen gewesen seyn. Es ist wahr, seine das Leben

erheiternde Weisheit hat nichts gemein mit jener düstern Moral, welche die Freuden des Lebens für Sünden und das Leben selbst für einen Kerker achtet, aus welchem Heiterkeit und Frohsinn verbant seyn müssen; er will die Sinnlichkeit nicht ertöden und den Genuß nicht verdammen: allein wo hat er denn gelehrt, daß man der Sinnlichkeit frönen, und auf Kosten unsrer edleren Natur dem Genusse nachstreben, oder irgend eine heilige Pflicht darum verlezen könne, ohne aufzuhören, des Namens eines Menschen und jeder Achtung würdig zu seyn? Nicht daß genießen, sondern daß mit Weisheit genießen schön, und des edleren Menschen anständig sey, hat er gelehrt, und wie sehr verändert jener Beisaz die Sache! Die Sinnlichkeit selbst wird dadurch sittlich, und der Ernst der Tugend verliert nichts, da er gemildert erscheint. Die Weisheit, zu welcher Wieland sich bekante, bleibt also sehr unverdächtig, denn was ist es, wonach ihr Bekenner strebt? Er will angenehm, heiter, froh, glück-

lich leben, aber er kan das nur, wenn er mä-
ßig, frugal, nüchtern, einfach, keusch, ohne
gehässige Leidenschaften, mit sich und der Welt
im Frieden, in freundlichen Verhältnissen mit
der Geselschaft lebt; er bedenkt seinen Vorteil,
aber nicht zum Nachteil Anderer, denn er ver-
achtet die Niederträchtigkeit der Sele, die
nur sich selbst liebt, und findet auch im Gu-
testun eine Qvelle der Freude; er sorgt für
sein Eigentum, aber nur durch Sparsamkeit,
Wirtschaftlichkeit, Haushältigkeit, Arbeitsamkeit;
er will den Menschen gefallen, aber nur durch
die Mittel der Gefälligkeit, Verbindlichkeit,
Anspruchlosigkeit, des guten Tones; er will
und kan sein Ehrgefül und seine Ehrliebe nie
verläugnen, allein er unterscheidet die wahre
Ehre von der falschen, und die Gerechtigkeit
und Billigkeit, die er für sich verlangt, ge-
wärt er auch Andern. Möge nun immerhin
diese Weisheit eine bloße Weltweisheit hei-
ßen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie
zugleich veredelt, indem sie beglückt. Eben aber

weil Wieland bemerkte, daß hier die Neigung zum Vergnügen selbst zu den reineren Quellen der Sittlichkeit und Tugend leite, nam er ihre praktischen Maximen in seine Gesinnung auf.

Solte man seinen dadurch erworbenen Charakter mit einem einzigen Worte bezeichnen, so könte wol kein passenderes gefunden werden, als das der Sokratischen Kalokagathie, das auf die vereinten Eigenschaften des Guten und Schönen hinweißt, und mit der echten Humanität gleichbedeutend seyn dürfte. Aufrichtige Liebe der Wahrheit, edle Neigung zum Guten, feine Empfindung des Schönen sind ihre Grundlagen; in einer, aus Achtung für der Menschheit und Wolgefallen an dem sie auszeichnenden Sittlich-Schönen, durch den freien Willen bewirkten Harmonie der Gefüle und Neigungen mit der Vernunft besteht sie selbst. Wem sie inwohnt, der sucht das Wahre nicht als ein Mietling, übt das Gute nicht als ein Sklav, begehrt das Schöne nicht als

ein Lüstling, sondern eignet sich jedes an, weil es dem Menschen ziemt.

Solchem Charakter und solcher Gesinnung gemäß war Wielands ganzes einfaches Leben. Mäßig waren seine Anfoderungen an das Glück, und weise der Gebrauch, den er von den Gaben desselben machte. Wenn auch diese nur mäßig waren, so reichten sie ihn doch hin zu seiner Befriedigung, weil er überall nie scheinen wolte, was er für die Torheit der Torheiten, und mit Recht für die Qvelle der Unzufriedenheit und des Mismutes von der einen, des Neides und vieler Ränke von der andern Seite erklärte, und dem er hauptsächlich zuschrieb, daß so wenige Menschen

— — wol gelebt zu haben
Versichern, und vergnügt mit ihrem Anteil,
Vom Leben, wie ein Gast von einem Male,
Gesättigt aufstehn.

Nach Natur zu leben, war ihm Weisheit; eben dazu aber gehöre, im Leben den Schein vom Wahren wol zu unterscheiden, und

wer das gelernt habe, dem bewäre sich der Aristippische Grundsaz: das, was wir suchen, ist immer in unsrer Gewalt, es ist hier oder nirgend! so wie Horazens goldene Regel: mit seinem Loos vergnügt zu seyn. Ein solcher befolge dann auch genau die Ermanung, die Horaz dem Bullazius gibt, — —

Nimm du jede frohe Stunde,
Die Gott dir schenkt, mit Dank an, und verliere nie
Das Gegenwärt'ge durch Entwürfe für
Ein künftiges Vergnügen, sondern richte so
Dich ein, daß, wo du immer lebst, du gern
Gelebt zu haben sagen könnest.

Allem diesem zufolge war seine Lebensweise seiner Lage und seinen Umständen gemäß eingerichtet. Nie fand man bei ihm in Kleidung und Wonung kostbaren Prunk oder sonst etwas, was den Schein von Reichtum oder Vornehmheit geben solte, sondern alles war einfach und schlicht, wol aber war auf mäßige Beqvemlichkeit und die höchste Sauberkeit und Ordnung gesehen. Eben so wenig war seine Tafel mit

ausgesuchten Leckereien oder sehr reichlich besezt, denn Ueppigkeit war Wielanden durchaus fremd, und die Genüglichkeit des mäßigen Genießers erstreckte sich auch auf die kleinen sokratischen tauenden Becher, die er so oft anpreißt, und den Humpen immer vorzog. Luxusartikel fand man bei ihm wenige, und selbst diese wenigen waren großenteils Geschenke; sogar in Büchern und Kunstwerken trieb er keinen Luxus, den nun einmal seine Lage nicht gestattete. Verschwendung, worin es auch war, erlaubte er sich nicht, weil sein Hausstand und seine Ruhe darunter hätten leiden müssen; doch trieb er auch die Beschränkung nie bis zur Kargheit, weil er mit dieser seine Sele zu beflecken befürchtet hätte. Der Mann, der in gewissem Sinne niemals ein Haus machte, empfing doch stets seine Freunde mit der liberalsten Gastlichkeit, und wie früherhin Bodmer Wonung und Tisch mit ihm geteilt hatte, so teilte er sie gern wieder mit mehr als einem jungen Manne, dessen Lage Unterstützung ver-

diente, weil sonst vielleicht seine Talente verloren oder misbraucht worden wären. Nur gegen insolente Ansprüche auf seine Gutmütigkeit, die wol zuweilen von ganz fremden Menschen gemacht wurden, war er streng als ein Mann, der nach Grundsäzen handelte, und die Gerechtigkeit in Erfüllung seiner näheren Pflichten, die er auch darin bewies, daß ihn an Pünktlichkeit in Geschäften, Zuverlässigkeit in Zusagen, Treue in eingangener Verbindlichkeit Keiner übertraf, dem zweideutigen Lobe der weichherzigen Gutheit, die so oft nur Schwäche ist, vorzog. Auch hier wolte Wieland nicht scheinen.

Was er aber in der Zurückgezogenheit seines häuslichen Lebens verschmähte, das wolte er auch in der Gesellschaft und im Umgange nicht. Er gab sich, wie er war, und daher seine Offenheit, Aufrichtigkeit, Geradheit, die gar häufig bis zur Naivetät gingen, aber auch seine Sicherheit, nie in verdrüßliche Verwickelungen zu geraten. Da er sich immer gab,

wie er war, unverstellt, so wußte man auch immer, woran man mit ihm war, wodurch er freilich an Liebe und Achtung der Guten zu verlieren nicht fürchten durfte, denn seine Geradheit war keine Plumpheit, seine Wahrheit keine Grobheit, wie sich von dem erwarten läßt, der das Schöne Zeitlebens dem Guten geselte. Im gerechten Bewußtseyn seines Wertes und gemäß seinem Grundsaz, a gentleman dürfe überall tête levée erscheinen, trat er nicht mit schüchterner Bescheidenheit eines Blöden zurück, war aber auch von anmaßender Vordringlichkeit weit entfernt. Eine stille Würde umgab ihn, die dem Verstehenden sagte:

Ruhig geh' ich und still durch die eroberte Welt;

und diese Würde blieb sich immer gleich, er mochte Hohen oder Niederen gegenüber stehen; er wurde gegen jene nicht kriechend, gegen diese nicht vornehmtuend. Diese Würde, gleichsam das Resultat der Geradheit, Sicherheit und Reinheit seines innern Menschen, nicht

anzuerkennen, wie der dünkelhaften Gravität und dem manirirten Air der holen Vornehmheit gewönlich geschieht, war unmöglich, und jeder erkante sie um so lieber und williger an, je mehr er bemerkte, daß sie gar nicht die Miene hatte, gebieterisch seyn zu wollen. Sie war so echter Art, daß sie nicht nötig hatte, um etwas zu gewinnen, andern etwas zu entziehen, und darum sah Wieland fremde Verdienste und Talente nicht blos ohne Neid neben sich, sondern es gab vielleicht keinen, der sie williger anerkant und gerechter beurteilt hätte, als ihn; ja, wenn diese Verdienste und Talente groß und überwiegend waren, so fülte er sich durch sie zu freudig ausgesprochenem Enthusiasmus entzückt. Geringere Verdienste hob er öfters hervor, stellte sie ins günstige Licht, und machte sie geltend. So drückte seine Nähe nie, vielmehr erheiterte, belebte, erwärmte sie. Und wol darf man hinzufügen, daß sie zugleich veredelte, denn so wenig die Grundsäze seiner Lebensweisheit dem abhold waren, was den

Reiz des geselligen Umgangs erhöhen kann, so überzeugt war er auch, daß dies nur durch schöne Sitte möglich sey. Genialen Mutwillen mochte er daher wol ertragen und sich dessen freuen; wie er aber in der Philosophie Schwärmerei nicht vertragen konte, so war er, und zwar ziemlich aus denselben Gründen, im Leben und dem gesellschaftlichen Vergnügen der ausgelassenen Ungebundenheit feind. Sein feines Gefül des Schicklichen verleugnete sich auch hier nicht, besonders fein aber war es in seinem Umgang mit Frauen sichtbar, denen er stets mit einer eigenen Zartheit begegnete, ohne von seiner Würde das Mindeste zu verlieren. Auch hier konte er wol Enthusiast werden, aber nie Geck.

Beinahe befremdend ist es, wie sich Wieland nach allem dem, was wir so eben von ihm hörten, für den gesellschaftlichen Umgang so wenig zutraute, daß er, wenigstens in früherer Zeit, Augenblicke hatte, wo er durch sein persönliches Bekantwerden zu verlieren fürch-

tete, nicht als Mensch, sondern als Gesellschafter. „Ich bin — schrieb er den 15. August 1770 an Gleim von Erfurt aus — nicht so gar jungfräulich bescheiden, als Sie etwa denken möchten. Es ist also nicht Bescheidenheit, sondern was anders, wenn ich mir für gewiß einbilde, daß Sie ein Paar sehr große Augen an mich hinmachen werden, wenn Sie mich persönlich kennen lernen solten. Ich will von meiner Figur und meinen Zügen nichts sagen, welches das Beste ist, was man davon sagen kan. Aber hätten Sie sich wol vorgestellt, daß ich ordentlicher Weise kalt, trocken, mehr ernsthaft als munter, und in einem ganzen Jahre kaum einmal in einer jovialischen Laune bin? Sie müssen sich zu mir verhalten wie Champagner zu altem Elsasser Wein. Es ist zwanzig gegen Eins zu wetten, daß ich Ihnen in weniger als drei Tagen Langeweile machen würde. Die Zeit des Enthusiasmus ist bei mir gänzlich vorbei, die Empfindung ist an dessen Stelle gekommen; aber eine ruhige, selten

aufwallende, noch seltner sich ergießende Empfindung. O! wie trocken, wie hölzern müßte Ihnen Ihr Wieland vorkommen!" (G. S. 3, 4 fg.) Bei Befürchtungen dieser Art dachte Wieland wol an ein Ideal von Geselligkeit, wie er es aus Platons und Xenophons Symposien sich gebildet hatte, hauptsächlich aber sprach er sich doch nur die Gabe der Unterhaltung ab, und würde Recht gehabt haben, wenn dazu blos ein springender Witz, nur lustige Einfälle und eine Qvelle von Laune gehörte, die sich jederzeit ergösse wie zur guten und glücklichen Stunde in seinen Schriften. Nach Bonmots jagen, durch Wiz schimmern, zur Lustigkeit sich zwingen, mit seinen Talenten Parade machen, war des scheinlosen Wielands Sache nicht. Dagegen aber besaß er andere Eigenschaften zur Geselligkeit und Unterhaltung, die ihm gerade in jenen Symposien einen Plaz verdient haben würden. „Wieland — sagt Göthe — war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein

eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an Allem Teil nemen wolte, und über Alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war; so mußte er notwendig als angenemer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nemenden Nation noch mehr gewesen. Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kentnissen, stets an dem Interesse des Tages festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht Jemand gekant habe, welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudig-

keit aufgenommen, und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte." Die Frau von Staël, die auf einer Seite über den Charakter Wielands viel ganz und halb Wahres sagt, fand seine Gesellschaft sehr pikant, Wielanden belebt (animé), enthusiastisch, und, wie alle Männer von Genie, jung noch in seinem Alter: und doch wolle er (?) Skeptiker seyn, und werde ungeduldig, wenn man sich seiner schönen Imaginazion bediene, um ihn zum Glauben zu bringen. Von Natur wolwollend, könne er gleichwol ein wenig launisch werden, weil er bisweilen mit sich selbst, bisweilen mit Andern nicht zufrieden sey, — — „allein sein Zorn läßt sich angenehm ertragen, und die Unterredung mit ihm, die so ideen- und kentnißreich ist, würde vielen Männern von Geist Stoff zu mannichfaltiger Unterhaltung geben." Daß Wieland Skeptiker war, gab gerade seiner Unterhaltung einen Reiz mehr; daß er es aber hätte seyn wollen, konte vielleicht die Frau von Staël mit Wahrheit bemerken. „Da komt

nun die Frau von Staël, die will ein Werk über Teutschland und die teutsche Literatur schreiben, und da soll man Parade vor ihr machen," sagte Wieland, als er von ihrer Ankunft hörte, und nun sieht es ihm wol ähnlich, daß er auch einmal Skeptiker hätte seyn wollen. Dann konte ihn freilich auch die Frau von Staël nicht anders finden als sie ihn geschildert hat.

Wie viele Talente nun aber auch Wieland zur gesellschaftlichen Unterhaltung haben mochte, und wie gut er es auch verstand, aus der Wahl seiner Gesellschaft eine feinere, ausgesuchte Glückseligkeit zu ziehen, ja wie sehr er die Reize der verfeinerten Geselligkeit als ein wichtiges Beförderungsmittel der Kalokagathie achtete, so war er doch auch gegen seine geselligen Neigungen nur mit Mäßigkeit nachgiebig, denn — er war Hausvater, und handelte in dieser Hinsicht, wie er einst seinem Freunde Jakobi riet. „Herr George — schrieb er — muß, wenn er häusliches Glück kosten will, auf die kleinen Freudchen der Eitelkeit und aufs

ewige Reisen und Herumstreichen Verzicht tun, und statt dessen den Hausvatersinn anziehen. Weltsinn und Hausvatersinn können nicht beisammen stehen." (G. S. 3, 270.) In dem friedlichen Kreise der Häuslichkeit, im Schooße seiner Familie fülte sich Wieland am allerglücklichsten; man muß aber auch gestehen, daß seine Familie ein schönes Bild patriarchalischen Lebens darstelte. Zu seiner Gattin hatte ihn nicht eine leidenschaftliche Liebe gefürt, und es kan beinah auffallend genant werden, wie er in seinen Briefen beim Anfang seiner Ehe von ihr spricht. Dagegen wuchs seine Anhänglichkeit an sie mit jedem Jahre; er preißt sie immer mehr als seine liebe, bessere Hälfte, das für ihn allein geschaffene Weibchen, die keinen Stolz kent als Wielands Weib und die Mutter seiner Kinder zu seyn. „Meine Frau, schreibt er an Meister, ist ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurteile und mit einem moralischen Cha-

rakter, der einer Heiligen Ehre machen würde.
Die 22 Jahre, die ich nun mit ihr lebe, sind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte, nicht verheiratet zu seyn; im Gegenteil ist sie und ihre Existenz so mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt seyn kan, ohne etwas dem Schweizer-Heimweh ähnliches zu erfaren." (G. S. 3, 388 fg.) Nach einer Gefar, sie zu verlieren, schreibt er an Gleim: „Alle lieben Engel Gottes haben Mitleiden mit mir und meinen vier armen kleinen Mädchen gehabt; wir haben unser bestes Mütterchen wieder, und durch eine Wirkung des bewundernswerten Gleichgewichts, worin ihre schöne Sele ihr Maschinchen hält, befindet sie sich außer aller Gefar." (Das. 209.) Ihren reinen Sinn und Herzenstreue, womit sie so ganz für sein Glück lebt, und wie sie ihn ebenfalls ohne Leidenschaft, aber mit einer noch viel reineren Liebe, geliebt, das alles weiß er nicht genug zu preißen, und erklärt: „In allen

meinen Liebesaventüren war viel Illusion, und reine Glückseligkeit kenne ich erst seit dem 21. Oktober 1765, als der Epoche meiner Verheiratung."

Diese mit immer wachsender Zärtlichkeit geliebte und mit jedem Jahre von ihm höher geachtete Gattin gebar ihm in einem Zeitraume von einigen zwanzig Jahren 14 Kinder, deren jedes er als einen neuen Zuwachs seiner Glückseligkeit betrachtete. Mit welchem Entzücken berichtet er jederzeit seinem Gleim einen solchen Zuwachs, der ihm zuweilen noch manche Nebenfreude brachte, z. B. die Herzogin Louise und den Prinzen Constantin, den Herzog und die Herzogin Mutter, oder Göthe und Gleim als Paten, ungerechnet, daß der eine seiner Söhne gerade zum Agathonstage ankam. „Meine süßesten Augenblicke, schrieb er an Sophie la Roche, sind, wenn ich das ganze Häufchen der kleinen krabblichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen um mich herum habe." (W. S. 1, 154.) Mit dem innigsten Entzücken einer

zärtlichen Vaterfele betrachtete er die Entwickelung der geliebten Kleinen, freute sich, daß die Natur sie mit Liebe gebildet habe, und daß sie so schön gedieh „die um ihn her aufwachsende, grünende und blühende Plantage gutartiger, menschlicher Geschöpfe, deren geringstes der Welt durch seine Existenz mehr Gutes als Böses tun werde." Oefters ladet er seinen Gleim auf diesen herzerfreuenden Anblick ein. „Sehen Sie, schreibt er ihm das eine Mal, was für ein holdes Geschöpf der Liebe Ihre Pate Lotte-Mine worden ist, und wie die andern Mädchen heranwachsen, und alle, samt Vater, Mutter und Kindern eine Familie der Liebe ausmachen, und in und mit und durch einander leben, weben und sind." (G. S. 3, 293.) Wol durfte der gute Wieland, — dem auch die Freude wurde, mehrere Jahre lang diesen Kreis durch seine geliebte Mutter vergrößert zu sehen, — dies rühmen, denn da er, aus Neigung und Grundsaz, ein liebreicher Vater und kein strenger Hausdespot war, so waltete in

seiner Familie, ohne daß es geboten zu werden brauchte, das schöne Gesez der Liebe um Liebe. Wie viel Wieland dadurch gewann, erklärt er selbst seiner Freundin la Roche. „Ich habe nun, schreibt er ihr, eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, alle so gesund und munter, gut, artig und hofnungsvoll, jedes in seiner Art, daß ich meine Lust und Freude daran habe, und mich gerade wegen dessen, was die Meisten für eine große Last halten würden, für einen der glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt! Ich erfare je länger, je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen, häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch, und in eben der Proportion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite, und auch davon bin ich im Innersten überzeugt, daß mein ruhiges Ver-

trauen auf die Hand, welche das Gewebe unserer Schickungen webt, weder mich, noch die Meinigen betrügen wird." (W. S. 1, 166 fg.)

Die Pflichten, welche sein Hausvaterstand und die Sorge für eine zahlreiche Nachkommenschaft unserm Wieland auferlegten, waren ihm so heilig, als er sich deren Erfüllung freudig unterzog. Von seiner rastlosen Tätigkeit aber bedarf man wol bei einem Rückblick auf die Menge, die Mannigfaltigkeit und den Gehalt seiner Schriften, und auf die Anstrengungen, welche die Herausgabe des Merkurs ihm verursachten, keines Zeugnisses weiter, nur wer mit seiner Zeit streng wirtschaftete, konte dies alles ausfüren. Dadurch gelangte er nun zwar zu einer Art von Wolstand, der jedoch so groß nicht war, um nicht immer noch Uebung einer weisen Sparsamkeit zu erfodern. Auch diese übte der sorgsame Vater gern, und versagte sich darum manche Erholung und manchen Genuß, den er sich außerdem wol gern gegönt haben würde, und sich vielleicht kaum hätte

versagen können, wenn nicht glücklicher Weise der Hof und seine Freunde durch Naturgenuß und geselliges Vergnügen zu Zeiten seine Arbeit unterbrochen, und dadurch die Spannkraft seines Geistes erhalten hätten. Wärend der ganzen Zeit seines bisherigen Aufenthalts zu Erfurt und Weimar hatte er sonst diese Oerter nur fünfmal auf kurze Zeit verlassen, so daß in seinem Lebenslaufe seine Reisen kaum in Betrachtung kommen. Indeß hatte er wol Recht zu sagen, „daß für einen Menschen, der so selten aus seinem Schneckenhäuschen herauskriecht, eine solche Reise eine Epoche sey," und darum wollen wir ihrer wenigstens kurz gedenken.

Seine erste Reise war im Frühling des Jahres 1771 nach Coblenz, und es traf da viel zusammen, ihn in die süße Schwärmerei seiner jüngeren Jahre zurückzuzaubern. Die schöne Rheingegend, der süße Frühling, der traute Umgang mit seinen Freunden la Roche, der Abstecher nach Düsseldorf, wo seine Sehn-

sucht nach der persönlichen Bekantschaft der genialen Brüder Jakobi gestillt ward, wo die Galerie ihm so manchen schönen Genuß und seiner Phantasie eine Fülle von Bildern gab, die Stunden, die er mit dem Freiherrn v. Groschlag zu Höchst verlebte, wo auch der Kurfürst ihn gnädig aufnam, die erste Umarmung seines Gleim zu Darmstadt, den er bei Leuchsenring traf, alles das drang mit vereinter Wirkung auf sein Herz, auf seine Phantasie ein, ihm diese Tage zu paradisischen zu machen. An Gleim schrieb er kurz darauf: „die wenigen Stunden, die wir zu Darmstadt mit einander zugebracht, haben mir das lebhafteste Verlangen zurückgelassen, mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen. Da das nicht seyn kann, mein bester, liebster Freund, so wollen wir wenigstens kein Jahr vergehen lassen, wo wir einander nicht wenigstens acht Tage schenken; und noch in diesem Jahre will ich den Anfang dazu machen, wenn unser lieber Jakobi wieder bei Ihnen seyn wird.“ Vier Jahre lang aber blieb es bei

dem bloßen Vorsaz. Als endlich die Erfüllung sich näherte, schrieb er: „Der bloße Gedanke an diese Reise macht mich und meine Frau wie neugeboren. Unser Herz, unser Kopf, unser Blut und unsre Nerven haben aller der mannigfaltigen Arten von Erschütterung vonnöten, die uns diese Reise geben wird. Andre Luft, tausend neue Gegenstände, das Schauspiel der neu auflebenden Natur um uns her, und — was für uns wahres Elysium seyn wird, die offnen Arme unsers Gleims, unsrer lieben, selen- und anmutvollen Gleminde, — sein Haus, sein Musentempel, sein kleines Sanssouci, und die inertes horae im Schooße der Freundschaft und der Musen, — wie wol, wie wol wird uns dies alles zu Leib und Sele bekommen!" — „Da sind wir nun wieder zu Weimar, — schreibt er nach der Rückkehr den 28. Mai 1775 — haben unser gutes Mütterchen, haben unsre Kinder wieder gefunden, und das ganze Haus mit Besen gekert, und alles zu unserm Empfang bereitet, und große Freude auf beiden

Seiten, — und nun sizen wir da, und erzälen einander unsern langen zwölftägigen Wonnetraum von Gleim und Gleminde, von Freundschaft und Seligkeit, von Halladat und Saphischen Liedern, von Spiegelbergen und Nonnenparadisen, und von dem kleinen Sanssouci, wo es unserm Gleim so selten so gut wird, sich aller soucis, die ihn plagen, zu entschütten, — und wundern uns, wie aus diesen zwölf seligen Tagen ein einziger Augenblick worden ist." Von nun an träumte er bald den schönen Traum, daß Gleim und Wieland zusammenleben und nur Eine Familie ausmachen, bald, daß sie wenigstens einander öfter, weit öfter sehen müßten. Da er jedoch „nicht vier Tage abwesend seyn konte, ohne daß an seinem Merkur gleich alles stocke und stille stehe," so konte er dieser Freude nur teilhaftig werden, wenn sein Gleim zu ihm kam, und eben so ging's ihm mit Jakobi, den er nächst Gleim als einen Bruder liebte. Außer einem kleinen Ausflug nach Gotha kam er nun in zwei Jah-

ren nicht von Weimar weg, bis er sich im Jahre 1777 zu einer Reise nach Mannheim rüstete, auf die er sich aber auch, nach seinem eignen Ausdruck, freute, wie seine Kinder auf den heiligen Christ, denn dort solte sein zweites, von Schweizer ebenfalls komponirtes, Singspiel Rosamunde mit allem Pomp aufgefürt werden. Leider ward ihm diese Hofnung vereitelt. „Dem hiesigen Publiko — schreibt er von Mannheim aus den 5. Jan. 1778 — und mir selbst hat der Tod Maximilian Josephs einen großen Spaß verdorben. Meine Rosamunde solte den 11. dieses zum erstenmal gegeben, und das Karnaval durch achtmal wiederholt werden. Alle Anscheinungen versprachen mir einen so großen Succeß, als vielleicht jemals ein Singspiel gehabt hat, als der Tod des Kurfürsten von Baiern auf einmal eine Veränderung des Schauplazes hervorbrachte, deren lugubre Dekorazionen die meinigen verdrängen mußten. Ich reise nun, übrigens mit meinem hiesigen Aufenthalt höchst vergnügt, den 8ten dieses

wieder nach meinem lieben Weimar. Ich habe hier viel Merkwürdiges gesehen und gehört, und besonders unter den Tonkünstlern und Malern verschiedene Subjekte kennen gelernt, die ich für einzig in ihrer Art halte, und um derentwillen Mannheim mir immer interessant bleiben wird." (W. S. 2, 58.) Von nun an sah er sich aber mehr und mehr an sein Haus gefesselt, und schrieb i. J. 1782 den Grund an Gleim. „Wie gerne möchte ich die so freundliche Einladung meines Gleims mit beiden Händen annemen, zu Ihm fliegen, und an seiner Seite mich in die bessern Zeiten meiner Jugend, in die schöne Aurora unserer Literatur versezen können. Aber tausend seidene Bande fesseln mich an Weimar; ich bin in den Boden eingewurzelt, und, um nur Eins zu sagen, wie kann ich, oder wie könte meine Frau mit mir, sich von neun Kindern trennen, wovon sechse zusammengenommen kaum 20 Jahre zählen? Unser Haus ist eine kleine Welt für uns geworden, wo unsre Gegenwart unentberlich ist.

Aber Sie, bester Gleim, Sie haben keine solchen Hindernisse. Kommen Sie zu uns, und versuchen einmal, wie sich's in meinem Hause lebt, wo alle Augenblicke aus irgend einem Winkel ein ander Bübchen oder Mädchen, auf das man nicht gerechnet hatte, hervorgekrochen komt." (G. S. 3, 341 fg.)

In dieser glücklichen, zurückgezogenen Häuslichkeit lebte nun unser Wieland, mit wenigen Unterbrechungen, bis zu der Zeit, wo er die neue Ausgabe seiner sämtlichen Werke bis zum dreißigsten Bande, — als so weit sie die bisher erschienenen Schriften enthält, — vollendet hatte. Nach so langer Anstrengung war es wol Zeit, sich Erholung zu gönnen, und da die Vorsehung ihm nun eine sorgenfreie Aussicht auf sein Alter gestattet hatte, so entschloß er sich im Jahre 1797 noch zu einer Reise in die Schweiz, um sich dort in der Erinnerung noch einmal zu verjüngen. Diese Reise aber dürfte man eigentlich einen Triumphzug Wielands nennen; und kan es einen schöneren Triumph geben, als welchen

Talente, Verdienste, Dank für Veredlung und glückliche Stunden verschaffen? Wohin Wieland kam, begegneten ihm Liebe und Verehrung. Und jezt kam er zu alten, langentberten Freunden seiner Jugend, die Er beglückte, die Ihn beglückten! Wo der geliebte, ersehnte Gast eintrat, da war Fest, und mit den alten Freunden wetteiferten die jüngeren, die jenen an Beweisen ihrer Liebe und Verehrung nicht nachstehen mochten. Was so mit voller Herzlichkeit geboten und veranstaltet wurde, konte den Weg zu seinem Herzen nicht verfelen, und er fülte sich hier oft, tief gerürt und innig erfreut, für manchen erfarenen Undank reichlich entschädigt. Noch einmal fülte er sich heimatlich in dem Lande seiner Jugend, dem Paradiese seiner Unschuld. Die Vergangenheit zog noch einmal wie ein schöner Traum an seiner Sele vorüber, und er durfte sie mit heiterem Lächeln als eine traute Freundin begrüßen, denn er brauchte nicht vor ihr zu erröten. Durch alles dies fülte er sich wieder jugendlich, und wurde noch einmal ganz

durchdrungen von der Empfindung, die er im Oberon so wahr und schön ausgedrückt hatte.

Nein, denkt er, nirgend scheint doch unsers Herr-
gotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fült überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fült selbst im Paradies sich doch aus dir verbant!

Voll von diesen Eindrücken, Empfindungen und Bildern, kam Wieland nach Weimar zurück. Je reizender ihm in dem schönen, für ihn gemieteten Landhaus am Zürcher See das Landleben erschienen war, und je glücklicher er sich in der dort genossenen Muße gefült hatte, desto misbehäglicher fülte er nun alles, was ihm je am Stadtleben drückend und lästig erschienen war, und desto mehr sehnte er sich, den Abend seines Lebens, wie sein Xenophon

und sein Horaz, in ländlicher Entzogenheit, der Natur, sich selbst und den Seinigen zu leben. Zwar trat alles vor seine Sele, was seinen Entschluß hätte wankend machen können: die Achtung und Neigung, womit Amalia, Karl August und Luise, seine fürstlichen Gönner, ihn zugleich beehrten und beglückten; die Freundschaft so manches vorzüglichen Mannes, mit dem ihm Geist, Herz, gleiche Liebe zu gleichem Streben und lange Gewonheit eng verbunden hatten; die allgemeine Liebe, die er am Hof und in der Stadt um so ungestörter genoß, weil er, aus den glücklichen Schranken des Privatstandes nie heraustretend, in Stats- und Hof-Angelegenheiten nie verwickelt, zu einem verhaßten Dienste nie genötigt, den Vorteil einer größeren Popularität voraus hatte: allein seine Phantasie war auch nicht weniger geschäftig, die Schattenseite hervorzuheben. Schon früher hatte er zuweilen geklagt, daß er bei all seiner, so oft ihm misgönten, Muße doch ein sehr zerstückeltes Leben lebe. „Für einen Men-

schen, schrieb er dem Herrn v. Retzer, der so gerne wie Horaz durchs Leben weggeschlichen wäre, dem nichts verhaßter ist, als Stadt-Hof- und Weltgetümmel, und der nichts glücklicheres kent, als das

— tacitum silvas inter reptare salubres,
Curantem quidquid dignum sapiente bonoque est;

oder:

Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae,

für einen so organisirten und gestimten Menschen, bin ich, mit aller meiner anscheinenden Muße, um welche mich so manche teutsche Gelehrte und Dichterschwäne beneiden, so gut als irgend ein anderer Sterblicher, zu der strenua inertia, die das Widerspiel von Horazens inertibus horis ist, verurteilt; und wenn meine Tage 48 Stunden, und wenn meine Stunden 120 Minuten hätten, so würde doch mehr als die Hälfte meines Lebens mit Beschäftigungen und unter Zerstreuungen hingehen, die ich so ungerne trage, als ein ini-

quae mentis asellus, und doch nicht abschütteln kan. Darüber wird nur allzuoft versäumt, was ich gerne tun möchte; und indem ich so sehr als jemand in der Welt wünschte, einem Jeden genug zu tun, geschicht es nur zu oft, daß ich lauter Misvergnügte mache, ohne etwas für mein eigen Vergnügen dadurch gewonnen zu haben." (W. S. 2, 68.) Besonders waren es zwei Dinge, die ihm höchst lästig fielen, „der fast unabsehliche Ozean von Briefen, welchen der Merkur aus allen Enden her auf ihn zuströmen machte," und die Unterbrechungen, die ihm fast täglich, oft stündlich, durch willkommene und unwillkommene, interessante und langweilige Besuche von Fremden aus allerlei Volk gemacht wurden. Seit es dahin gekommen war, daß jeder, der, wie Jean Paul einmal sagt, in seinem Leben nur acht Zeilen geschrieben hatte, einen Flug nach Weimar machte, kam den dortigen großen Geistern ihre Celebrität teuer zu stehen, weil jeder dieser Zugvögel, wie sie Wieland nante, wenig-

stens einen Anspruch auf ihre Zeit zu haben glaubte. Doch war es dies nicht allein, was ihm gar oft Misbehagen verursachte; gewisse Ueberraschungen waren ihm weit ärgerlicher. Aus der Qvelle seines feinen Gefüls für das Schickliche, nach welchem ihm jeder äußere Cynismus ein Greuel war, hatte er die Eigenheit erhalten, sich für jeden, der nicht ein Glied seiner Familie oder sehr vertraut mit ihm war, nur höchst ungern in Schlafrock und Nachtmüze sehen zu lassen, weil ihm schon dies eine Art von Cynismus dünkte. Traf es sich nun, daß er des Vormittags, wärend seiner besten Arbeitsstunden, nicht vermeiden konte, in dieser häuslichen Beqvemlichkeit überrascht zu werden, so gab ihm das eine Misstimmung, deren er nicht so bald Herr werden konte, und er schalt dann recht ernstlich auf die heillose vornehme Indiskrezion, die ihm solchen Verdruß bringe, und daß man doch glauben müsse, ein Mann, der sich einige Celebrität verschafft habe, sey eine Art von wildem Tier,

das man besehen wolle, und vor dessen Käsich man ohne alle Umstände und Rücksicht hintreten könne. Dachte er nun noch daran, wie oft ein und der andere Zugvogel in die Welt hinein geschrieben, was der offene Mann arglos nach einer vielleicht nur augenblicklichen Stimmung geäußert hatte, so glaubte er für seine Ruhe am besten zu sorgen, wenn er allem diesem aus dem Wege ginge, und nun in Erfüllung brächte, was er vor mehr als 20 Jahren seinen Gleim, da dieser ihn gern nach Berlin gezogen hätte, wünschend ausgesprochen hatte. „Pain cuit et liberté, schrieb er, wird ewig mein Walspruch bleiben. Lieber mit 600 Thlrn. in dem kleinen Dörfchen, wo mein Gleim geboren wurde, in einer Hütte an dem Schmerlenbach, aus dem ihn die an dessen Rande tanzenden Grazien herauszogen, als in Berlin oder Wien mit so viel tausend Thalern als Sie wolten. Aber, wie gesagt, Karl August ist mir gut, seine Mutter auch. In Hofintriguen und Statssachen werd' ich mich nie mischen, und

mich so viel möglich in meinen Schneckenhäuschen ruhig halten. Ich werde also wenig oder keine Feinde in Weimar haben, und in Frieden und Unschuld dahin leben, so lang es Gott gefällt. Aendern sich einmal die Umstände, so wollen wir, um Ruhe zu bekommen, uns weder nach Berlin noch in eine Windmüle sezen, sondern uns irgendwo gerade so ein kleines suetonisches, tranqvilles Gütchen kaufen, wie es einem Danischmende nüzt und fromt. In einer kleinen Stadt oder auf dem Lande, nicht weit von einer kleinen Stadt, kann ein Mitteldiug von Sokrates und Horaz, wie ich bin, wolfeiler glücklich seyn." (G. S. 3, 240. fg.) Osmanstädt, ein dem Grafen Marschall zugehöriges, drei Stunden von Weimar, an der Ilm, in einem angenehmen Tale gelegenes, Landgut schien ihm alle diese Vorteile zu gewären; und da er sich in den Stand gesezt sah, sich dieses Eigentum zu verschaffen, so siegte der Reiz des Landlebens über jede Bedenklichkeit, und er bezog i. J. 1798 sein Os-

mantium, wie er die neue Besizung zu nennen liebte, voll der süßen Hoffnung, hier im Schooße der Natur mit seiner Familie als ein neuer Danischmend zu leben.

Von den vierzehn Kindern, welche seine Gattin ihm geboren, waren dem liebenden Vater nur neun, sechs Töchter und drei Söhne, geblieben. Die älteste Tochter hatte er mit dem innigsten Selenvergnügen an einen Mann vermält, dessen Name zugleich seinen Charakter ausspricht, an Reinhold; zwei andere hatte er in Einem Jahre, gemäß den Wünschen ihrer Herzen, an zwei Landprediger, Schorcht und Liebeskind, die nachfolgende an den Sohn seines Jugendfreundes, des Dichters Geßner in Zürich verheiratet, und seine Julie verlobte er bald darauf mit dem Kammerrath Stichling in Weimar. Leider waren die zwei seiner Schwiegersöhne, die er in Einem Jahre verheiratet hatte, auch in Einem Jahre gestorben. Wieland nahm die jungen Wittwen mit vier Enkeln freudig wieder in sein Haus, in seine Ar-

me, an sein Herz auf, und so bestand denn seine Familie aus 13 Personen, als er in Osmanstädt einzog. Er nahm auch hieher die feste Ueberzeugung mit, daß sein Vertrauen auf die Hand, die das Gewebe unserer Schickungen webt, weder Ihn noch die Seinigen betrügen werde.

Das Schöne zu dem Guten! war auch hier sein Grundsaz. So wie er daher die nötigen Baue ausgefürt hatte, ging er mit Eifer daran, junge Anpflanzungen anzuordnen, neue Anlagen zu machen, und das Grundstück, indem er den Ertrag desselben erhöhte, zugleich zu verschönern. Daß er jenes über diesem nicht verabsäumen dürfe, sagte ihm ja jeder Blick auf seine zalreiche Familie, und darum legte er sich mit dem größten Eifer auf das Studium der Landwirtschaft in allen ihm nötigen Zweigen, und verteilte mit kluger Ueberlegung Aufsicht oder Geschäfte unter die einzelnen Glieder seiner Familie, wie es ihm eine gute landwirtschaftliche Haushaltung, die nicht

unter idyllischen Phantasien zu Grunde gehen solte, zu erfodern schien. Durch alle diese Bemühungen der liebenswürdigen, patriarchalischen Familie gelang es auch wirklich bald, daß der greise Landwirt sich des Landlebens auch als Dichter erfreuen konte, und daß jeden, der ihn in seiner Zurückgezogenheit aufsuchte, die ländliche Heiterkeit des Greises und die Gutmütigkeit seiner treuen Gefärtin, umgeben von einer blühenden, tätigen, um die Freude der Eltern liebend beschäftigten Jugend, in einem wol angeordneten Haushalt, als eine liebliche Idylle ans Herz sprach. Alle, die Wielanden hier gesehen haben, bezeugen mit Einer Stimme, was Göthe sagt, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wol entziehen, die Menschen ihn aber nicht entberen konten, wie er als gastfreier Wirt seine geselligen Tugenden am anmutigsten entfaltete.

So lästig ihm sonst zuweilen Besuche gewesen seyn mochten, so erfreulich waren sie ihm jezt, besonders von Personen, die seinem Herzen teuer waren. Welche Freude brachte es daher in dieses zarte Herz, wenn sein Fürst, wenn seine Fürstin, wenn die Herzogin Mutter unter denen waren, die ihn nicht entberen mochten, und ihn freundlich unter dem Schatten seiner Bäume begrüßten! Im Jahre 1799 ward er jedoch von dem seltensten aller Besuche erfreut, von der Geliebten seiner Jugend, der Freundin seiner Mannesjahre, — Sophie la Roche. Sie selbst mag uns die Zeit, die sie in Osmanstädt verlebte, und Wielanden in Osmanstädt zugleich schildern.

„Den 15. Juli, schreibt sie, nach beinahe 30 Jahre gedauerter Trennung, sah ich ihn wieder, den guten würdigen Freund meiner Jugend. Ich umarmte ihn, seine unschäzbare Gattin, und vier seiner 6 Töchter, und Er lernte eine meiner sechs Enkelinnen kennen, — ich war in seinem Hause! O wer wolte diese Gefüle und die Bilder der Er-

innerung beschreiben, welche da meine Sele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum erstenmal sahen, in uns, in unserm Schicksal, und auch bei unsern Freunden vorgegangen! Wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis umher gefürt, bis wir als gute Freunde und Verwande uns 1799 wieder fanden! Schöne Stunde, in welcher ich nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner mir so werten Frau saß, und von jedem eine Hand hielt! — Möge alles Süße dieser wahren edlen Freude meines Herzens sich als Wiederschein in ihnen erneuen, so oft sie an einem stillen Abend auf diesem Sopha ausruhen, und bei den letzten Stralen der Sonne ihr verdienstvolles Tagewerk überdenken! — Ich schlief spät ein, denn meine Sele war zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünsteltes, aber selenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefüle, unter dem Einfluß seines sympathetischen Freundes Horaz, in sanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauschte ich ihn das Erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach, — heute tönte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem stillen Zimmer; denn Wielands Piano steht

mitten unter diesen reizenden Bildern, und es entzückte mich, den schönen Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen: Ein Landgut, welches ihn ernärt, ein gesundes Alter, Stärke der Sele, und jeden Tag die Musik, die er liebt! — Mein Erwachen war heitere Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wielands Hause mich für Jahre voll Kummer schadlos halten würden. Die Ansicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der andern an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schuz einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsizes rürte mich, als ich dachte: Dieses Ganze ist Sinnbild von Wielands Geist, alles groß, und seine Tätigkeit, wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines Lebens bis an den Abend seiner Tage, unerschöpflich fortströmend! — Mit wie vielem Vergnügen und Teilname lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher sich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließt, unter dessen

Lauben die edelsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können. Ich speißte täglich mit 7 Kindern von Wieland, sah 4 seiner Enkel, und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirtschaft vorgestelt. Dieses patriarchalische Leben hatte für mich unendlichen Wert. Wie schön wurde mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland, aus dem Fenster seiner Bibliothek, den Teil des Gartens übersehen wolte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, welcher, als junger rüstiger Landmann, mit aller Gewandheit einen mit Rosenhecken umfaßten Grasplaz abmähte. Ein Blick auf die Büchersamlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wielands Besitzungen, siehst in dem Zimmer alles, was die Sele zu reicher Kentniß wünschen, in dem Garten dies, was die Erde an Ertrag für Narung und Vergnügen geben kann! Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchst nuzbaren Anpflanzens seiner Felder, Wiesen und Gärten sprechen hörte, die Rückerinnerung aber mir zuflüsterte: Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau in dem Gebiet der Wissenschaften eben so lebhaft und deutlich vor mein Au-

ge! Innig wünschte ich, daß er in seinem Osmanstädt ausfüren und darstellen möge, was er in der Welt der Genien, der Philosophie, der Grazien und Götter bewirkte; aber Wieland, neben mir stehend, war doch weit entfernt, in meinen Blicken auf seinen Garten, die Bitte zu lesen: Boden, den er betritt und liebt, mögest du für ihn tausendfältig tragen, wie die Anlage seiner Geisteskräfte für unser Teutschland trug!

Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein ältester Sohn legten bald dieses bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll köstlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirschen, die gute Julie mit einem Korb voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter der Leitung der besten Mutter, mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Flachses, mit der Milchkammer und Leinwandbleiche beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirtschaftshof fürte, mir Scheunen und Stallungen zeigte, und wir mit ihm seinen Schafen entgegen gingen; ich aber bei jedem

Schritt seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte.

Bald folgte ein Tag mit Wieland und Göthe auf dem Landhause der verwittweten Frau Herzogin in Tiefurt. — — Wenige Tage nachher kam Göthe freundlich die Mittagsuppe mit uns zu teilen. Mir war äußerst schäzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eignen, gewiß nie wieder kommenden Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange vor Wielands Wohnzimmer zu treffen, als Göthe mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesizes sprach, und gerade vor dem großen charakteristischen Bilde des alten Grafen v. Stadion stille stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien, und sich gewiß, als edler Teutscher, über diese zwei große Teutsche und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte: Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schooße der Natur gesucht. — — —

Bald nachher hatte ich in der Lindenallee eine sehr angeneme Erscheinung, da ich Herders blühende Tochter, von Wielands Kindern und Enkeln umgeben, wie im Triumph eingeholt, meiner Freundin Wieland und mir zufüren sah. — —

Neu verherlicht wurde ein Tag, als die Herzogin Amalia mit aller ihrer Leutseligkeit den ganzen Garten an Wielands Seite durchwandelte, wie bei seinen geliebten Griechen eine Göttin der Gegend mit ihren Blicken und ihrem Wolwollen den Schatten des Hains, den Pflanzen, den Obstbäumen und Blumen, welche Wielands Lieblingsspazirgänge umgeben, neue Schönheit und Nuzbarkeit ausgeteilt haben würde. Herder und seine Frau vermehrten in meinem Herzen den Wert der großen Lindenallee auf Wielands Gut, welche ich mit diesen höchst schäzbaren Menschen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich den von ganz Teutschland für ein außerordentliches Wesen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch sehr lebhaften, von Wieland sehr geliebten Mann kennen.

Nach dieser Art reicher Gastmale folgten Tage eines süßen ruhigen Genusses, wärend welchen uns Wieland manche Stunde seiner Beschäftigungen aufopferte, mit uns sprach, spaziren ging, oder etwas

vorlas, seine sanfte liebe Frau dann, über ihre Arbeit hin, mit aufmerksamem Vergnügen uns anblickte, wenn sie mein und meiner Enkelin dankbares Entzücken bemerkte. — Hohe ländliche Freude wurde mein Teil an dem Tage, da Wieland als Landmann in der Gemeine aufgenommen wurde, seine Unterschrift und sein Name in Osmanstädts Lagerbuch eingetragen werden mußte. Es war schön, Wieland und seine drei Söhne den guten Vorgesezten des Dorfs als ihren Mitbürgern die Hände reichen zu sehen, welche dann auch ihm und seinen Kindern Segen zu seinen Feldgütern wünschten. Wielands wolwollendes Herz zeigte sich da eben so vorzüglich, als sein Geist in einer Akademie der schönen Wissenschaften geglänzt haben würde.

Die Erscheinung der regierenden Frau Herzogin war für uns alle ein Tag der hohen Feier ihrer Verdienste und ihrer so edlen Güte.

Ein junger Mann aus Bremen, welcher in Jena Medizin studirt, gab den Anlaß, Wieland in einem neuen sanften Lichte zu betrachten. Herr Meyer hatte einige seiner kleinen Gedichte in das Reine geschrieben, und wünschte so furchtsam ehrerbietig, daß der große Meister nur einen Blick darauf werfen möchte. Wieland gewärte diese Bitte mit vie-

ler Gefälligkeit, lobte das Gute mit so edler Miene, tadelte das Felerhafte so liebreich, daß wir ihn doppelt verehrten, und der bescheidene junge Mann sah so glücklich aus, als ob ein Genius ihm die Hand gedrückt und seine Feder eingeweiht hätte. Abends genoß ich eins der schönsten und reinsten Vergnügen. Ich wolte allein in dem Garten noch eine einfache Aussicht, welche ich sehr lieb gewonnen hatte, aufsuchen, meine Freundin folgte mir und sagte: wir wollen sehen, wo Wieland und unsere Töchter sind. Nach einem langen Spazirgang erblickten wir Mütter auf einmal das äußerst angeneme Bild, Wielands Töchter und meine Enkelin auf dem Absaz einer Terrasse beisammen arbeiten zu sehen, und dabei dem guten Familienvater, der ihnen gegenüber saß, andächtig zuzuhören. Wir gingen langsam, um den Anblick der uns so lieben Gruppe desto länger zu genießen. Meine Freundin sagte dann: Ich lasse Sie da, weil ich noch etwas zu besorgen habe. Ich konte also nicht mit ihr, konte nicht vermuten, daß man mich allein weiter gehen lasse, sezte mich verlegen neben Wieland, und füle noch mit Trauer, daß ich einen Faden der Unterredung abgebrochen hatte. Die guten Kinder alle sahen aus, wie die von einer Schale Waizenkörner verscheuchten Vögel.

chen, und nur ein Wettlauf, um Vater Wielands Hut aus dem Saal zu holen, gab dem Ganzen eine heitre Wendung, und der Anblick der Schafheerde bei dem Salz stimte alles zu der schönen ländlichen Ruhe des Leibes und der Sele."

Wieland in Osmanstädt, wie genau entspricht er also der Schilderung, die er in einem seiner Briefe von sich selbst entwirft, wo er sich einen Mann nent, der in sich selbst und in Weib und Kindern, und in seinen wenigen, aber desto edleren Freunden, und in der immer zunemenden Liebe der Natur und dem trauten Umgang der Musen, die noch nicht aufgehört haben ihm hold zu seyn, glücklich ist. (G. S. 3, 293.) Indeß auch in dem Genusse dieses Glückes solte er von trüben Stunden nicht ganz frei seyn, und noch manche Veranlassung finden, die im frühern Leben gewonnene Weisheit zu bewären. Dem Dichter, dem Philosophen, dem Menschen Wieland standen im Angesichte des Hafens noch harte Stürme und schwere Prüfungen bevor.

Die Ursache davon lag in dem gewaltigen Umschwunge, welchen die Zeit, besonders in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, genommen hatte. Wärend im Westen Europa's eine mächtige Nazion aufgestanden war, für die Rechte des Menschen und die Freiheit der Völker zu streiten, und wo möglich alle Thronen umzustürzen und alle nur auf einseitige Gewalt gegründeten Rechte zu zerstören, ging aus dem Norden Teutschlands eine Philosophie hervor, die alle bisherigen Systeme mit dem Untergange, den geistigen Menschen mit Entreißung aller seiner Stüzen bedrohte, und im Gebiete des Geschmacks Veränderungen herbeifürte, bei welchen das größte Ansehn für seine Behauptung fürchten mußte. Kurz, die französische Revoluzion, die Kantische Philosophie, die Schlegelsche Aesthetik sezten alle dafür empfänglichen Geister und Gemüter in Gärung, und von der dadurch aufgereizten Leidenschaftlichkeit wurde auch Wieland unsanft berürt.

Erwägt man, daß sich Wieland immer auf der Seite derer befand, welche das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechtes wolten, daß seine ganze Philosophie die Natur und Bestimmung des Menschen, seine Rechte und Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wolstandes, die Mittel, jenes zu mindern, diesen zu befördern, zum Gegenstande, daß er der Sultanschaft wenigstens eben so sehr als der Bonzenschaft den Krieg erklärt, und Freiheit der Presse als ein Recht der Menschheit verteidigt hatte; so begreift man kaum, wie die französische Revoluzion, an welcher Wieland ein großes kosmopolitisches Interesse nam, habe beitragen können, dem Urteil über ihn nachteilig zu werden, und zum Teil sehr harte Angriffe auf ihn zu veranlassen. Hier muß man sich aber eines von jenen psychologischen Problemen erinnern, welche Wieland in früherer Zeit im Merkur aufstelte, denn es dient, eine noch nicht ganz helle Seite an ihm zu beleuchten. Im J. 1776

warf er die Frage auf: Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Luzianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Luziane halten, um nüzlich zu seyn? Es wurde damals manches über diese so verwickelte als unbestimte Frage geschrieben; Schlosser entschied für den Enthusiasmus, weil er ihn dem Spotte, Lessing für die kaltblütigen Philosophen, weil er sie der Schwärmerei entgegensezte. „Wenn ich doch wüßte, sagt Lessing, was diese Aufgabe veranlaßt hat, und worauf sie eigentlich zielt! Weiß man wenigstens nicht, wer sie aufgegeben hat? Ein kaltblütiger Philosoph und Luzianischer Geist? Oder ein Enthusiast und Schwärmer? Der Wendung nach zu urteilen, wol ein Enthusiast und Schwärmer. Denn Enthusiasmus und Schwärmerei erscheinen darin als der angegriffene Teil, den man auch wol verkenne, gegen den man zu weit zu gehen

in Gefar sey." Lessings Scharfblick sah auch hier das Richtige, und wiewol er sich freilich nachher um Veranlassung, Absicht und Urheber nicht weiter kümmert, so waren es doch in Wahrheit nur diese, welche erklären konten, was sonst unbegreiflich bleibt, warum nämlich die Frage gerade so und nicht anders gestellt ist. Nur ein Geist wie Wielands, welcher Schwärmer gewesen und durch Luzianischen Spott von der Schwärmerei genesen, der noch immer des Enthusiasmus in hohem Grade fähig, dann aber auch wieder kaltblütig genug war, um sich in die Reihe der Antiplatoniker zu stellen, nur ein solcher Geist konte jene Frage so aufwerfen, wie sie ist. Zwar erkärte Wieland: „Da ich selbst unter die Leute gehöre, die weder immer begeistert, noch immer kaltblütig sind, weder immer raisonniren, noch immer schwärmen, weder immer lachen, noch immer weinen, u. s. w. und da ich weltkündigermaßen auf keines Meisters Worte und in keines Menschen

Sele geschworen habe, so glaubte ich, für meine eigene Person, unter dieser Aufgabe in keinerlei Weise betroffen zu seyn;" allein das ist doch gewiß nicht ganz sein Fall, gerade weil er nicht blos Eins von beiden tat, sondern abwechselnd Enthusiast und kaltblütiger Philosoph, Schwärmer und Spötter gewesen und noch war. Da konte es ihm nun freilich gleich viel gelten, auf welche Seite das Züngelchen der Wage den Ausschlag gab, der Ausschlag selbst aber mußte ihm höchst wichtig seyn: denn wer sieht nicht, daß Wieland ganz allein dadurch zu völliger Selbsteinigkeit gelangen konte? Wir sehen ihn hier in einer Klemme, die ihn notwendig sehr beengen mußte, aus welcher er sehr gern heraus gewesen wäre, aber in seinem ganzen Leben nie völlig heraus kam, in der Klemme nämlich zwischen dem Idealen und Realen, dem Platonismus und Epikurismus, dem Anerkennen und Verkennen des ungewönlich Großen und Hohen, glühenden Enthusiasmus und kalter spottender Ironie.

Der platonische Idealist, der gewönlich Schwärmer genant wird, hat seinen Zweck über den Grenzen der Erde, und Göttlichkeit ist sein Ziel; der Spötter sieht in der Menschheit nur die Menschlichkeit. „Der Spötter, sagt Schlosser, kan Menschenkentniß haben; der Enthusiast (und Idealist) hat Engelsgefüle." Diesem schwebt herrlich ein Ideal vor, wie der Mensch seyn sol; jener sieht ihn nur wie er ist, leider! meist erbärmlich genug. Ist nun der Spötter Egoist, so wird er die Menschen verachten und sich selbst nicht achten; ist er ein gutmütiger, teilnemender Mensch, so wird er leben, leben lassen, und lachen. Als Dichter kan er nur Komiker, nicht Satiriker werden, weil dieser Moralist seyn, die Menschen nach idealem Maasstab messen muß, der Komiker hergegen nur Abweichung von der Verstandesnorm kent, die Menschen eben nicht achten, doch lieben kan. Da er in dem Menschen weniger Laster und Bosheit als Feler und Schwäche sieht, so ist er geneigt, Menschlich-

keiten teils mit Vergnügen zu bemerken, teils zu entschuldigen, eine Kunst, worin er die Virtuosität erreicht, weil er es liebt, die Schleichwege des Herzens zu entblößen, und alle Neigungen und Leidenschaften in ihren verborgenen Schlupfwinkeln aufzuspüren. Und da denn wirklich Schwäche der meisten Menschen Charakter ist, so muß ihr wahres Gemälde wol über seiner Staffelei erscheinen. Nur dem wahrhaft idealen Menschen wird er Unrecht tun, weil er ihn nicht begreift, erst anstaunt, dann als eine wolbekante Erscheinung belächelt, und nun aus wirklicher Gutmütigkeit, in seine goldene Mittelstraße hinein spotten möchte, unbekümmert, ob dann nicht vielleicht eine Kraft erschlaffe, wodurch die Menschheit auf eine höhere Stufe gehoben würde. Jedoch dies ist ein Punkt, den er vor allen bezweifelt, denn ihm ist es Gewißheit, daß die Menschen nie anders gewesen, nie anders seyn werden, als sie jezt sind. Kein größerer Skeptiker als er,

wenn es die Perfektibilität des Menschenge- schlechts gilt. Gelassen schlägt er auf die Annalen der Geschichte, und spricht: Nichts Neues unter der Sonne! Ich wette, Frankreich wird einen Diktator erhalten, und die lezte Eva von dem Apfel naschen wie die erste. Und da leider! hierauf der Streit meist verstumt, so hat er freilich Grund von neuem zu lächeln, und wird in seinem System der Weisheit bestätigt.

Gewiß wird man in dieser Skizze einen Teil von Wielands geistiger Physiognomie nicht untreu dargestelt finden, und wir haben schon früher bemerkt, daß er sich in der hier bezeichneten Sphäre leicht und frei, wie in einem heimischen Elemente, bewegte. Dagegen aber ist es eben so gewiß, daß er sich doch auch des Enthusiasmus für das Ideale nie entschlagen konte, daß er von Zeit zu Zeit sehnsüchtige Rückblicke in das Delphi seiner Jugend warf, sich durch den Spott um etwas betrogen fülte, das Gefül der Achtung für ein

Höheres stets im Herzen bewarte, kurz, daß ihm aus einem tieferen Grunde wieder hervorsproß, was der Begrif ihm geraubt hatte. Dann glaubte er freudig wieder an die steigende Vollkommenheit des Menschengeschlechts, und suchte in diesem festen, unerschütterlichen Glauben selbst zu diesem schönen, hohen Zwecke zu wirken, ja er suchte das durch den Spott selbst, der ihn nicht kalt, gleichgiltig, lieblos machte.

Dise, in der Gleichmäßigkeit seines Verstandes und seiner Phantasie begründete, Duplizität seines Wesens brachte gewisse Schwankungen in sein ganzes schriftstellerisches Wirken, und sie war es auch, die, wiewol sie sich mehr scheinbar als wirklich in seinen politischen Schriften offenbart, doch gerade hier verursachte, daß er es mit allen Teilen verdarb.

Wenn er erklärte, daß er stets als ein freier Mann denken und schreiben, daß keiner seiner Freunde den Schmerz erleben werde, ihn zum Verräter an der guten Sache der Menschheit

werden zu sehen; wenn er die Befreiung einer großen Nazion von dem eisernen Despotismus einer in die unerträglichste Aristokratie ausgearteten monarchischen Regierung, von den drückendsten und schmäligsten Misbräuchen aller Art, von barbarischen Gesezen und einer verderblichen Statsverwaltung als die ruhmwürdigste aller Unternemungen prieß; wenn er in einem Dialog voll Wiz, Laune, der feinsten Ironie und des gesundesten Verstandes die meisten Vorrechte des Adels als offenbare Usurpazionen über die wesentlichen Menschheitsrechte, welchen niemand, der in den gesellschaftlichen Verband eintrat, zu entsagen gemeint seyn konte, darstelt: so war das alles, und was er sonst in diesem Sinn und Geiste sagte, den enthusiastischen Bekennern der Freiheit und Gleichheit sehr erwünscht, zog ihm aber sehr schiefe Seitenblicke von allen denen zu, die mit der guten alten Zeit zugleich auch ihr ganzes Ansehen und ihren, meist nur eingebildeten, Wert zu verlieren fürchten mußten, denn

es war freilich eine neue böse Zeit für alle, die auf Gewalt als auf Recht getrozt, und die dem Adel edler Väter nicht auch Edles hinzuzufügen hatten.

Nun verfolgte aber Wieland auch alle Verhandlungen der Nazionalversamlung, alle Dekrete und Verfügungen des Konvents, alle Begebenheiten und Erfolge der Zeit, und es konte nicht felen, er, der in Athen heimisch geworden war, den Demos (das souveraine Volk in Athen) durch Freund Aristophanes kennen gelernt, und in Rom die Zeiten der Gracchen, der Marius und Sylla, der Triumvirate gleichsam mit durchgelebt hatte, er mußte, selbst ohne sein Zutun und Wollen, wieder auf seinen realistischen Standpunkt gerückt werden. Fragte er nun, ob denn die gute Sache der Menschheit mit der französischen Revoluzion einerlei sey; erklärte er, daß er die Franzosen noch nicht für reif zur Freiheit halte; daß eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehilfliche und unsichere Demokratie weder unter 25 Millionen

Menschen bestehen könne, noch einer, durch hinlänglich sicher gestelte Rechte des Volks in ihre wahren Grenzen eingeschränkten, Monarchie vorzuziehen sey; daß die Franzosen doch dadurch auch nichts gebessert werden würden, wenn sie nun auf einmal von lauter Kesselflickern und Scherenschleifern abzustammen glaubten: so brachen alle demokratischen Enthusiasten mit einer Wut gegen ihn los, als ob er wirklich die gute Sache der Menschheit bereits verraten habe. Bekante er, von den fürchterlichen und kannibalischen Scenen aufgereizter Volkswut mit Grauen und Abscheu erfüllt zu seyn, so sprach man ihm allen Sinn für das Edle und Große ab, weil er nie die Mittel durch den Zweck geheiligt glaubte. Als er nun aber endlich gar, nachdem Sansculotismus, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füsilladen Frankreich zwar republikanisirt, mitten unter seinen Siegen, Triumphen und Eroberungen, aber auch an den Rand des Verderbens gefürt hatten, zum einzigen Rettungsmittel ei-

nen — Diktator vorschlug, da hatte er es für immer verdorben, und hieß ein feiler Tyrannenknecht. Man erinnerte sich nun, daß ja derselbe Mann, — welcher freilich auch Verfasser einer sehr liberalen Schrift über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller war, an die man aber jezt nicht zu denken für gut fand, — bereits i. J. 1777 (Novemberstück des T. Merk.) einen Aufsaz über das göttliche Recht der Obrigkeit geschrieben habe, worin der schreckliche Saz behauptet worden: die Stärke sey das Prinzip des Rechtes, wogegen selbst einer seiner Freunde, F. H. Jacobi, (Teutsch. Museum Jan. 1781.) nicht habe unterlassen können, einen heftigen Ausfall zu machen. Was half es nun dem armen Wieland, daß er in dem Prolog zu seinem Schach Lolo einen Kommentar über jenes Recht geliefert hatte, der für alle, die eine Nase haben, seinen Sinn nicht hätte zweifelhaft lassen können; man nam die handgreiflichste Ironie, weil sie mit einer ernsthaften Miene vorgebracht

war, im Wortverstande, und schrie, er habe Tugend und Recht in Gefar gebracht, und sey des Hochverrates gegen die beleidigte Majestät der Menschheit schuldig. Wärend man aber in Teutschland ihn mit entsezlichen Elenchis zu Paaren zu treiben suchte, schilderte man ihn in England als ein Werkzeug der Illuminaten, als ein Mitglied einer exekrablen und in dem strafbarsten Vorhaben unermüdet beharrenden Sekte, einer zalreichen und hassenswürdigen Bande, als einen Genossen der Barruel und Robison (St. James Chronicle, Jan. 25. 1800.) Und warum? — Weil er gewissermaßen den Propheten gemacht, und Bonaparte i. J. 1798 zu etwas vorgeschlagen hatte, was dieser achtzehn Monate darauf wirklich wurde, Diktator Frankreichs nämlich, nur unter einem andern Titel.*) Wol mochte dieses Zutreffen auffallend seyn,

*) Man sehe die merkwürdige Stelle in Wielands Werken Bd. 31. S. 82. fg.

allein es kam doch nur daher, daß die sogenante Prophezeiung von einem erfarenen Historiker, einem Kenner des Weltlaufs und der Mensen kam. Sonderbarer Weise fürte Wielands Verteidigung gegen jenen Angrif eine neue Prophezeiung herbei, die eben so pünktlich eintraf, daß nämlich das damalige Protokonsulat in Frankreich blos eine vorbereitende Maasregel seyn werde. Auch hierin behielt der Gemäßigte, — der zum Ueberfluß meist die liberalste Methode, in streitigen Punkten die Wahrheit zu finden, den Dialog nämlich zu seiner Darstellung gewält hatte, — Recht; und man darf wol fragen, worin er am Ende nicht Recht behalten habe? „Meine natürliche Geneigtheit, erklärte er, Alles, Personen und Sachen, von allen Seiten und aus allen möglichen Gesichtspunkten anzusehen, und ein herzlicher Widerwille gegen das nur allzugewönliche einseitige Urteilen und Parteinemen, ist ein wesentliches Stück meiner Individualität. Es ist mir geradezu unmög-

lich, eine Partei gleichsam zu heiraten, Ein Fleisch mit ihr zu werden, in alle ihre Leidenschaften mit Hize und Eifer einzugehen, alles, was sie tut, gut zu heißen und mit Faust und Fersen zu verteidigen. Mit diesem Charakter würde ich in Frankreich meinen Kopf verloren haben, und in England dermalen etwas unbeqvem zwischen vier Mauern sizen und wenig Sonne zu sehen bekommen. In Teutschland kam ich, wo nicht mit der Feindschaft, wenigstens mit dem Tadel und der Misbilligung beider Hauptparteien, noch wolfeil genug davon. Indessen, wie die Wahrheit am Ende doch immer Recht behält, nach und nach fand meine gemäßigte Art zu denken ziemlich allgemeinen Beifall, und beide Parteien ließen mir, mit der billigen Erlaubniß unparteiisch zu seyn, die Gerechtigkeit widerfaren, zu gestehen, daß ich keine von beiden zu hintergehen suche und es mit beiden gleich ehrlich meine." (Merk. 1800. April S. 256 fg.)

Noch aber war man nicht zu dieser Ueberzeugung gelangt, als Wielanden schon ein anderer Sturm bedrohte, der sich nicht so bald legen zu wollen schien; er ward in den heftigsten Kampf der philosophischen und ästhetischen Parteien verwickelt. Unglücklicher Weise hatte ihn bei der Vorrede zur neuesten Ausgabe seiner Werke eine Alterschwäche beschlichen, in welcher er den Lobredner der guten alten Zeit ein wenig zu sehr auf Kosten der jüngeren gemacht, und erklärt hatte: er habe seine Laufbahn begonnen, da eben die Morgenröte unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, und beschließe sie, wie es scheine, — mit ihrem Untergange. — Daß nun eine solche Erklärung für alle eben aufblühenden und aufstrebenden Geister eine Art von Kriegserklärung seyn mußte, begreift sich leicht, und der Grund aller Angriffe der neuen ästhetischen Schule ließe sich wenigstens hierin allein denken. Woher aber die Entzweiung mit der Kantischen Philosophie? Man sage nicht,

sie sey zu sehr gegen Wielands Natur gewesen, habe gegen seine gewonte Art zu denken allzustark angestoßen, umgestürzt, was er sein Leben lang aufgebaut, und seine ganze Erfarungs-Philosophie vernichtet: vielmehr war es ja eben diese Philosophie, welche, von der Frage ausgehend: ob für die menschliche Vernunft überall so etwas wie Metaphysik möglich sey? zu verhindern suchte, daß die Vernunft auf den Flügeln der Einbildungskraft sich in übersinliche Welten wage; welche den Kreis unserer Erkenbarkeit auf die Sinnenwelt beschränkte, die Erfarung also vielmehr zu Ehren brachte als herabsezte, und in den Angelegenheiten der Moralität und des Glaubens im Wesentlichen nichts hatte, was Wielanden hätte zurückstoßen können. Zudem war die lauteste und mächtigste Empfelung dieser Philosophie von dem Teutschen Merkur ausgegangen, und der geliebte Schwiegersohn Wielands, Reinhold hatte am ersten und am meisten zu ihrer Anerkennung und Verbreitung beige-

tragen. Woher also der heftige Ton, der brennende Unwille gegen diese Philosophie, als Wieland i. J. 1799 in demselben Merkur Herders Metakritik ankündigte? Hätte Herders verzogenes Zaubergemälde wol allein dies bewirken können? — Allerdings mochte Herder einen nicht unbedeutenden Anteil daran haben, aber gewiß mehr noch hatte ihn dessen persönlicher Einfluß als seine Metakritik, und auch jener würde, wofern Wieland nicht vielfach gereizt und zu Herder gleichsam hingestoßen gewesen wäre, geringer gewesen seyn.

Man weiß, daß des zwar sehr humanen, zu Zeiten aber doch auch sehr heftigen, Herders Leidenschaftlichkeit gegen die Kantische Philosophie eine persönliche Veranlassung hatte, und nur darum war die optische Täuschung möglich, alles philosophische Unwesen, was er in seiner Nähe zu beobachten damals häufige Gelegenheit hatte, und dessen Urheber eigentlich Fichte war, als eine Schuld der Kantischen Philosophie zu betrachten. Indem er nun aber mit

aller Heftigkeit aufgereizter Leidenschaft gegen „die Verfürung der jugendlichen Phantasie zu unnüzen Künsten des Wortkrams, der Disputirsucht, der Rechthaberei, des stolz-blinden Enthusiasmus für fremde Wortlarven, diese Verödung der Selen, die ignorante Verleidung alles reellen Wissens und Tuns, die unerträgliche Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben," zu Felde zog, war in seiner Nähe ein anderer großer Geist, der, vermöge seiner gewonten objektiven Ansicht der Dinge, und seiner größeren, eben hieraus entspringenden, epischen Ruhe und Besonnenheit, ein gar anderes Interesse daran nam, und der erklärte: „Wir sehen diese Philosophie als ein Phänomenon an, dem man auch seine Zeit lassen muß, weil Alles seine Zeit hat." Herder wurde dadurch nur erbitterter, und das Band der Harmonie, das ihn und Göthe bis dahin umschlungen hatte, zeriß. Desto inniger schloß sich Göthe dafür an Schiller an, der, damals noch in Jena lebend,

seinen Tiefsinn ebenfalls an die Wissenschafts-lehre hingegeben hatte. Die traulichen Stunden des Zusammenlebens beider brachten nun etwas hervor, das wie ein Funke in eine Pulvertonne wirkte, und von dem erweißlich die Umbildung der Aesthetik, aber auch ein so revoluzionäres Treiben in unserer Gelehrten-Republik aus-ging, wie es kaum größer in der politischen Welt gärte, — die Xenien. Von einem Ende Teutschlands bis zum andern brachten sie alles in gewaltigen Aufrur, und mußten not-wendig eben so viele enthusiastische Bewunde-rer als heftige Gegner erhalten. Zu denen, die im höchsten Unwillen sich gegen den über-gesalzenen Teil dieser Gastgeschenke erklär-ten, gehörte auch Wieland (N. T. Merk. 1797 St. 2.), gegen welchen hier ebenfalls einige Pfeile gerichtet waren, die ihn jedoch weniger schmerzten als „die vorneme, aristokratische, oder vielmehr duumviralische Miene," die sich das Paar Poetischer Titanen gab, und was er sonst noch S. 180. fg. am ange-

fürten Orte namhaft macht. Selbst die Kränkungen, die ihm beim Beginn der ersten Genieperiode waren zugefügt worden, hatten ihn nicht so tief geschmerzt, und in diesem Schmerze schloß er sich inniger an Herder, der allerdings dadurch an Einfluß bei ihm gewinnen mußte.

Zwar bewirkte Göthe's milde Natur gar bald wieder eine Annäherung und Ausgleichung, und besonders war Ein schöner Zug von Göthe, der Wielanden innigst erfreute. Eben um jene Zeit war er mit Ausfeilung seines Oberon beschäftigt. Da nun Göthe's scharfem und feinem Künstlerblick nicht hatte entgehen können, daß Wieland bei der neuesten Ausgabe seiner Werke sich der Feile bisweilen ein wenig über die Gebür bediente, so kam er zu ihm, und bat, daß nicht auch dem Oberon also geschehen möchte. Er erbot sich, seine Bemerkungen und Ansichten ihm mitzuteilen, und zu diesem Behuf den Oberon gemeinschaftlich mit ihm zu lesen. Endlich kamen beide darin überein, daß Wieland seine Umänderungen jedesmal Göthen

mitteile, und daß sie dann darüber sich beraten wollten. So geschah es dann auch, und Wieland befolgte Göthe's Rat an mehreren Stellen unbedingt, und nur an einer wolte er nicht nachgeben. Nachher, sagte er, habe er wol gesehen, daß Göthe auch da Recht gehabt, und eigentlich in allen Stücken Recht gehabt habe; allein er habe doch auch einmal Recht haben wollen.

So stand denn hier alles gut, bis unglücklicher Weise Andere dazwischen kamen, die, in dem guten und bösen Geiste der Xenien fortwirkend, eine völlige Reform unserer ästhetischen Literatur beabsichteten. Bitter mußte jezt der arme Wieland die Bemerkung büßen, die im unglücklichen Augenblick ihm entfallen war. Die berüchtigte Ediktal=Citazion im Athenäum (1799. Bd. 2. St. 2. S. 340), kraft deren „auf Ansuchen der Herren Luzian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poesie des Hofrat und Comes Palatinus Caesareus Wieland Concur-

sus creditorum eröfnet, und, weil mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horaz, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehende Eigentum sich vorgefunden, jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde," — diese gab die Losung zu den übermütigsten, wegwerfendsten Urteilen über Wieland. Ihn fad und leer zu finden, war noch das Geringste; man erklärte sein ganzes Streben für null, schalt es mattherzige Schlaffheit, manirirte Nachahmerei, seine Prosa durchaus untauglich; fand unter seinen Gedichten ein einziges gutes, Geron der Adelige, und als sein eigentliches Verdienst — Hans Sachsens Wert erkant zu haben. Endlich trieb man es gar so arg, zu behaupten, ein Paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten schon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus vor dem bloßen Schatten von des Neoptolemus Schwerte geflohen sey.

Wer mag es dem ehrwürdigen Greise verargen, wenn er bei so hartem Tribut, den er

seinem Ruhm entrichten mußte, entrüstet aus- rief: Hab' ich um meine Zeit und meine Nazion dies verdient? Wenn er sich nun erinnerte, daß doch die Xenien zu allem diesem den Ton angestimt; wenn er sah, daß eben die, die ihn nicht tief genug herabsezen zu können glaubten, unter Göthe's Aegide zu handeln schienen: so war es wol natürlich, daß Wieland, wie sehr er auch Göthen liebte, erkante, ja mitunter enthusiastisch bewunderte und ihn sich gern und neidlos überlegen erklärte, doch von nun an sich abgezogener von ihm fülte. Zwar löschte Göthe's persönliche Gegenwart, welcher Wieland nie widerstehen konte, jedesmal alles rein in seinem Herzen aus, was etwa, wie er sagte, gegen diesen holden Unhold darin seyn mochte; allein unbesonnene Menschen regten es wieder auf, und so fand sich Wieland immer mehr zu Herder hingedrängt, dessen Unwille weit energischer war. Voll desselben, ergriff dieser die entschiedenste Partie gegen die ganze neue Philosophie

und Poesie, mischte aber eben deshalb mehr unter einander als kühlere Besonnenheit erlaubt haben würde, und wurde parteiischer als er selbst glaubte. Nicht mehr jener Zeit gedenkend, wo er selbst auf eine Weise aufgetreten war, die der jezigen nicht unähnlich sah; nicht mehr sich erinnernd, wie viel Heilsames in der Folge daraus erwachsen war; ja nicht ahnend einmal, daß er im Begrif sey, zum Teil sein eignes Werk zu zerstören, drang er eifernd in die Zeit und gegen alle, die ihrem Streben die Richtung gaben. Gegen Kant besonders aber richtete er seine Waffen, und behandelte ihn als den Haupturheber alles dessen, was der transscendentale Idealismus ihm Anstößiges hervorgebracht hatte. Diese Meinung teilte er auch Wielanden mit, und daher entstand dessen heftige Erklärung gegen eine Philosophie, die höchstens veranlassende Ursache dessen war, was sich nun hervortat, um ihn mit Befürchtungen für die Folgezeit zu erfüllen. — So viel ist gewiß, daß die Unbilden, die er von

der Kritik erfaren mußte, nicht den größten Anteil an seinen Erklärungen gegen die neue Philosophie hatten; ja er war sogar weit entfernt, alles zu misbilligen, was jene Kritik tat. Mit seiner voreiligen Bemerkung in der Vorrede meinte er selbst eine kleine Züchtigung verdient zu haben, denn er habe seit der Zeit mehr als ein Werk getroffen, das ihm Bewunderung abgenötigt. Indeß hätten doch die Schlegel einen Begriff von einem Dichter aufgestelt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekant habe. Hätten sie Recht, so müsse er freilich selbst gestehen, daß er nur drei Dichter kenne — Homer, Shakspeare, Göthe, — und so habe er wenigstens den Trost, noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen zu seyn. — Aber, Parnaß hin, Parnaß her, — rief er aus — das übrige Treiben ist unausstehlich, und man springt mit dem Verstand um, als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte! — Was dabei heraus komt, werden

Sie vielleicht noch erleben; nichts Kluges und nichts Gutes!

Man sieht, daß es Wielanden eigentlich weit mehr schmerzte, die Früchte seines philosophischen Strebens vernichtet, als seinen Ruhm geschmälert zu sehen. Hiemit erst stürzte alles, was er in einem funfzigjährigen Wirken aufzubauen beflissen war, das liebste und schönste Werk seines Lebens. Nachdem er alles daran gesezt, den gesunden Verstand zu Ehren zu bringen, hörte er ihn auf einmal von allen Seiten her verlästern, als sey er der leidige Satan, der uns blind und verstockt gegen den Glauben an das Höhere mache, der nichts wisse als elende logische Demonstrazionen, und darum nie aufgehen könne in dem Lichte göttlicher Anschauung. Statt eines vernünftigen Gebrauchs des Verstandes, den er im Leben und zum Leben für unentbehrlich hielt, rasete hervor eine schwärmende Einbildungskraft, und ihr folgte der ganze Schwarm von Nachtgespenstern, die er mit seinem Lichte längst ver-

scheucht zu haben glauben durfte. Dafür hieß sein Licht ein Irrlicht, und die Aufklärung selbst der gefärliche Versuch, uns nur im Irdischen befangen zu halten. Aus der heiligen Nacht geheimnißvoller Mystik hervor, lehrte man, leuchte blos ein Stern, der zum wahren Leben füre, vielleicht jener Stern, der den drei Weisen im Morgenlande vorgeleuchtet; Sonnenlicht und Tageshelle also sey gar sehr zu fürchten, damit eine große poetische Furcht in uns entstehe, die man im Aberglauben, einem der reinsten Elemente der Poesie, groß ziehen und hegen müsse gleich einem Lieblingskinde. Mieden wir dann nur sorgfältig den Gedanken, und gäben uns kindlich-kindisch-fromm ganz dem gerne gläubigen Gefül hin, dessen Grund nie so genau zu untersuchen sey; so werde uns guten, folgsamen Kindlein auch ästhetisch-religiös die allein seligmachende Kirche ihre Arme entgegenbreiten, und wir würden katholisch und selig seyn, und würden schöne, verwundersame Legenden hören und die

süßen Liedlein unserer lieben Grosmütter, samt allen Märlein der Mutter Gans, genau im Tone der frommen Ammen erzält, bei dem sich so süß einschlafen ließ, wie wir es jezt nicht mehr konten. — Alles das hörte Wieland nicht ohne eine Art von Grauen, denn ihm war als schwirrten ihm auf einmal die Nachtgeister aller Mönche, Pfaffen, Bonzen und Jesuiten, die er in den Bann getan, wieder um das Haupt. Er schaute umher, ob die Philosophie und die Ironie seines Sokrates nicht irgendwo bereit stehe, gegen diese andächtige Kunstverrücktheit Heilmittel zu bieten, allein aus den Schulen der Philosophen war der Geist des Sokrates entwichen; ein Gespenst, das sich Platons Geist nante, ging darin um, und trieb sein Wesen mit Sophistenkünsten. Alle Schüler hatten mit der hohen Jagd nach Paradoxen so viel zu tun, daß sie nach der sokratischen Kalokagathie sich nicht mehr umsehen konten. Nur vom Zermalmen und Vernichten war die Rede. Wieland wagte bescheiden, ein Wort von Hu-

manität und Urbanität fallen zu lassen; da übergoß man ihn mit höhnendem Spott, und rief ihm ein anderes Wort entgegen von tölpelhaftem Enthusiasmus und göttlicher Grobheit. — Jezt rief er warnend aus, daß die Barbarei wieder an unsre Pforten klopfe; daß man durch Sykophantentrug uns zurückfüren wolle in die Nacht des Aberglaubens und die Greuel des Geistesdespotismus, daß man also die Zeichen der Zeit genau beachten, und wirken solle, dieweil es noch Tag sey.

Hier hat man denn die Bewegungsgründe beisammen, die unsern Wieland zu heftigen Erklärungen gegen die neue Philosophie und Aesthetik drängten, die sich beide ihm in ihrem grellsten Lichte zeigten. Hier hat man aber auch die Bewegungsgründe beisammen, welche diese Aesthetiker und diese Philosophen drängten, besonders Wielanden den Krieg zu erklären, der in Wahrheit ihr gefärlichster Feind war, da er wie Licht der Finsterniß ihnen entgegen stand. Wo er Einfluß hatte, konten sie

keinen Einfluß gewinnen, und darum galt es den Versuch, ob sein Verstand oder ihre Phantasie, sein Vernunftglaube oder ihr Aberglaube, sein deistischer Christianismus oder ihr poetischer Katholizismus, seine Lebensweisheit, oder ihre Gnosis, seine sittliche Grazie oder ihre geniale und romantische Natürlichkeit, seine verschönerte griechische oder ihre religiös verschleierte Sinnlichkeit, Oberon oder das Sonett den Plaz behaupten würden.

„Ich hülle mich sehr ruhig in das Bewußtseyn ein, daß ich ein Besseres um die Zeit, in der ich lebe, verdient habe. Was mir seit dem Moment, da ich etwas Gutes habe drucken lassen, d. i. ungefär vom Agathon an, wiederfaren ist und noch täglich wiederfärt, wäre hinlänglich, jeden Jüngling, der sich mit einiger Fähigkeit dem Dienste der Musen widmen wolte, abzuschrecken. Indessen hat die fast unbegreifliche Ungerechtigkeit meiner Zeitgenossen wenig Einfluß auf meine Glückseligkeit. Immer habe ich doch, sans comparaison,

das Glück gehabt, dessen Horaz sich rühmt, von einer kleinen Anzal solcher Leute geliebt zu werden, deren jeder ein Publikum wert ist; und dies war auch immer für mein Herz genug. Ich habe immer die Kunst der Musen um ihrer selbst willen geliebt, und sie mit Liebe und aus Liebe getrieben. Das lauteste Zujauchzen aller Leser in der Welt würde mich für den kleinsten Feler, den ich vermeiden konte, und nicht vermieden hätte, nicht schadlos halten, wenn ihn gleich niemand gesehen hätte als ich." (G. S. 3, 315.) So hatte Wieland schon vor 20 Jahren an Voß geschrieben, — der, wie Klopstock, ihn in einem milderen Lichte zu sehen gelernt hatte; — und solche Gesinnungen waren es auch, die ihn jezt tröstesten. Still trat er vom Kampfplaz zurück, und da kerten auch die Musen wieder in seine ländliche Einsamkeit, und brachten mit ihren Geschenken ihm seine Heiterkeit wieder. Aus dem Gedräng und Getümmel der Gegenwart rettete ihn sein Genius in das schönere Grie-

chenland, wo die edelsten Freunde seiner Jugend sich vertraulich zu ihm fanden, um den Abend seines Lebens zu erheitern, wie sie den Morgen desselben erheitert hatten.

Es war ein, schon bei seinem ersten Aufenthalt in der Schweiz gefaßter, Entschluß, mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst unsere Nazion vertrauter zu machen, welchen er jezt in dem Attischen Museum, anfänglich allein, dann in dem Neuen Attischen Museum gemeinschaftlich mit Hottinger und Jakobs, auszufüren suchte, um die Liebe zur griechischen Literatur, die er zuerst mit erweckt hatte, lebendig zu erhalten, und den von ihm in die Gesellschaft, das Leben und die Literatur eingefürten Attizismus nicht in Vergessenheit kommen zu lassen. Indem er für diesen Zweck arbeitete, genoß er gewissermaßen das Glück, seine Jugend noch einmal zu leben, besonders als er Xenophons Dialogen und den Jon seines Euripides übertrug. Bei diesen und sei-

nen übrigen Uebersezungen blieb er seiner bekanten Maxime treu, weder aus Eigensinn oder Laune, noch der Beqvemlichkeit wegen, sondern weil er es so für recht hielt; eben deshalb wolte er auch weder teutschgriechisch, noch griechischteutsch schreiben, ungeachtet er nicht übersah, daß doch auch hieraus Vorteil erwachsen, und eine Zeit kommen könne, wo das jezt Auffallende nicht mehr befremden werde. Nur wußte er nicht, ob er jene Zeit beneiden solte, und war nicht willens, um ihretwillen seiner Natur Zwang anzutun. Indeß machte er sich nicht etwa die Sache zu leicht, denn von den Worten, Redensarten, Stellungen und Wendungen, dem Periodenbau und Rhythmus seines Autors sich nicht zu entfernen, war er immer so lange sorgfältig beflissen bis er auf Stellen kam, wo es ihm die Verschiedenheit der Sprachen nicht zu erlauben schien, oder Sinn und Geist derselben weniger eingeleuchtet hätten. Sein größtes Wagstück von Uebersezungskunst, größer noch als bei Sha-

speare, war die Uebersezung des Aristophanes. Die fast unbesieglichen Schwierigkeiten derselben kante gewiß niemand besser als Wieland, und diese sowol, als sein Mangel an Mut, dem ungezogenen Liebling der Grazien auch jene grotesken Züge und Ausdrücke eines umgekerten Ideals nachzubilden, die gegen alles, was uns guter Ton heißt, der entsezlichste Verstoß sind oder scheinen, würden ihn immer abgeschreckt haben, alle noch übrigen Komödien dieses größten komischen Genies auch nur so zu übertragen, wie er bei Shakspeare getan hatte. Der Mann, welcher Bd. 35 seiner Werke S. 363 die Anmerkung über die Eurypprokten niederschrieb, war nicht der Mann, den ganzen Aristophanes zu übersezen; ja man dürfte fragen, ob er ihn jemals ganz in dem richtigen Lichte gesehen habe. Wo indeß der Komiker durch Laune, Jovialität, Wiz und durchdringenden Verstand an Wielands beide Hausfreunde Luzian und Horaz sich näher anschloß, da fülte auch Er seine Verwandschaft

zu ihm; konte ihn aber auch als Charakter- und Sittenmaler, wiewol in Karikatur, nicht genug bewundern, und seiner hohen komischen Kraft nicht widerstehen. Die große tragikomische Sansculotten-Farce, die man in Paris aufgefürt hatte, die kleinere tragikomische Farce, die in der teutschen Gelehrten-Republik eben noch aufgefürt wurde, kamen hinzu, den Aristophanischen Gemälden und Charakterzügen eine Wahrheit und Frische zu geben, als wären sie aus der Gegenwart kopirt gewesen; und dies war ein Sporn mehr für Wieland, wenigstens die Stücke zu übersezen, in denen er alles dieses, ohne zu große Sünden gegen den Anstand, erblickte. So gab er uns die Acharner, die Ritter, die Vögel, die Wolken, eifrig bemüht, auch in den Versarten seinem Urbild so nahe zu kommen, als es die Natur unsrer Sprache und seine versifikatorische Kunstfertigkeit nur immer erlauben wolten. Wie die strengen Metriker und Uebersezer nun auch darüber urteilen mögen, so werden sie doch

Wieland immer das Verdienst lassen müssen, auch hier zuerst die Bahn gebrochen und Nachfolgenden Erreichung des Ziels erleichtert zu haben. Durch mehrere, auf Aristophanes sich beziehende, Abhandlungen hat er das Verständniß des Dichters und seiner Zeit gewiß wesentlich befördert. Wie ihn aber Verdienst und Wert des Einen nicht blind und ungerecht gegen Verdienst und Wert des Andern machte, so nam er sich auch des Sokrates und Euripides gegen den Aristophanes an, dem er diese Angriffe am wenigsten verzeihen konte. Darum empfand er auch die Angriffe der neuern Kritik gegen den Euripides fast so hoch, als hätten sie ihn selbst betroffen. Den Jon übersezte er nur, um ihn gegen Schlegels Jon zu stellen, (gegen welchen auch die Braut von Messina gerichtet war) und fügte ihm wie der Helena Entwickelungen bei, um für seinen geschmähten Liebling ein günstigeres Urteil zu bewirken. Er hat damit, wenn nicht mehr, doch gewiß so viel bewirkt, daß jeder, der bei

einer Beurteilung des Euripides auf sie keine Rücksicht nemen wolte, sich der Einseitigkeit und Parteilichkeit verdächtig machen würde.

Nicht genug aber, daß Wieland übersezend, erklärend und beurteilend, mit dem Genius der Griechen uns immer mehr zu befreunden suchte, fürte er auch als Dichter uns wieder in sein zweites Vaterland. In den Mittelpunkt einer Zeit und einer Welt, die das allgemeine Interesse aller denkenden Köpfe nie verlieren können, in die Zeit, wo die Sokratische Philosophie sich in die Platonische, Kynische und Kyrenische (jene unter Antisthenes, Diogenes und Krates, diese unter Aristipp) verzweigte, um das Leben gleichsam von allen Seiten zu umfassen, in diese Zeit und Welt versezt er uns in seinem lezten großen Werk: Aristipp und einige seiner Zeitgenossen; sich selbst hatte er damit in den Mittelpunkt seiner eigensten Welt versezt. In seiner Jugend mit enthusiastischer Bewunderung des Sokrates anfangend, war er durch die Liebe bald von Pla-

tons überschwenglichen Ideen zu Begeisterung und Schwärmerei fortgerissen, aus welchen das Leben nur allmälig ihn zurückbringen konte; worauf er sich mit dem sonst verschmähten Aristipp aussönte, aber auch mit dem Diogenes sich verstehen lernte, nun aber auch mit der reinsten Besonnenheit und Ueberzeugung zu Sokrates zurückkerte. — In diesen wenigen Worten liegt Wielands ganzes Leben; wer wäre nun aber wol mehr der Mann gewesen, Aristipp und seine Zeitgenossen zu schildern als der, welcher bei dieser Schilderung sein ganzes Leben gleichsam noch einmal lebte? Nur wolle man nicht mehr behaupten, Wieland habe im Aristipp sich selber geschildert wie einst im Agathon, oder habe unter dem Namen des Aristipp seine Philosophie des Lebens mitgeteilt, und nun von einem andern Standpunkt aus zeigen wollen, was Weisheit und Tugend vermögen. Aristipp kan mit dem Agathon, außer wenn man die Kunst der Darstellung in beiden vergleichen wolte, auf keine Weise verglichen werden, denn

in dem Aristipp will Wieland bloß treue, historische Charaktergemälde merkwürdiger Personen und ihrer Zeit geben. Dazu ruft er nur den Dichter zu Hilfe, der ihm die vereinzelten historischen Stoffe in ein Ganzes verbindet, nicht aber die Lücken mit wilkürlichen Erfindungen ausfüllend, sondern durch Dichtung, auf tiefe Kentniß des menschlichen Herzens gegründet, ergänzend. Indem er nun die zu charakterisirenden Personen selbst in Bewegung sezt und seiner Darstellung die Form eines zwischen ihnen gefürten Briefwechsels gibt, nähert sich seine Darstellung dem historischen Roman, ja sie wird ein solcher, wenn Blankenburg, der bei seiner Theorie Wielanden vorzüglich im Auge hatte, mit Recht behauptet, daß ein Wirklichwerden durch das innere Seyn der Personen den Roman ausmache. Indeß ist hier nicht eine Begebenheit, sondern immer der Charakter die Hauptsache, und das Werk schließt so wie der Charakter vollendet vor uns steht, unbekümmert um unsre Befriedigung in

Ansehung der Begebenheiten. Bei allem Schein des historischen Romans bleibt es also doch eigentlich Charaktergemälde, oder vielmehr eine Galerie von Charaktergemälden aus einer Zeit, deren Geist und Sitte selbst lebendig vor unsre Augen treten solte. Aus diesem Gesichtspunkt, welcher allein die Einwebung der Kritik über die Platonische Republik, die sonst, wie scharfsinnig und geistreich sie auch ist, doch hier zu lang und an unrechter Stelle seyn würde, rechtfertigt, erscheint und ist das Werk in vielfacher Beziehung wichtig, obschon es aufhört zu scheinen, was es nicht seyn solte. Hätte man diesen Gesichtspunkt gefaßt, so würde man Aristipps Grundsäze nie als Wielandische in Anspruch genommen, nie gefodert haben, daß nach Antipaters Erklärung der Wollust im Sinne Aristipps auch ein Schüler Platons oder ein Geistesverwandter Xenophons auftreten solle, um auf das Reinsittliche hinzuweisen. Es kam hier darauf an, zu entwickeln, was Aristipp (beiläufig auch Platon, Antisthenes, Dioge-

nes, Aristophanes nebst andern, die schöne Lais, und die ganze berühmte Stadt der Rechenäer) gewesen, wie er es geworden, was er denn eigentlich gemeint habe, und wie es gekommen, daß er so verkant, ja verschrieen und verlästert worden sey. Indem nun Wieland den bösen Leumund von ihm abzuwenden sucht, muß er natürlich überzeugt seyn, hier sey bei weitem nichts so Schlimmes und Gefärliches, als man sich vorgestelt habe, ja die vorgetragenen Lehren seyen, recht beim Lichte besehen, wol gar der Art, daß ein guter und ehrlicher Mensch sie ausüben könne, ohne daß er aufhörte zu seyn, was er war; allein heißt denn das nun jene Lehren unbedingt zu den seinigen machen, und außer ihnen keine anerkennen, die auch gut und vielleicht besser wären? Zum Ueberfluß erklärte Antipater: „Die meisten Fehden über solche Dinge hörten von selbst auf, wenn die verschieden Redenden vor allen Dingen gelassen untersuchen wolten, ob sie auch wirklich verschieden denken" (36, 349;) Aristipp ver-

stehe unter jener, den Tadlern so unbillig verhaßten Hedone nicht den Genuß wollüstiger Augenblicke, sondern dauernden Zustand eines angenemen Selbstgefüls, worin Zufriedenheit und Wolgefallen am Gegenwärtigen mit angenemer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Aussicht in die Zukunft ein so harmonisches Ganzes ausmacht, als Schicksal und Zufall nur immer gestatten wollen. (354.) — „Es versteht sich aber — fährt er fort —, daß ich Dich nicht zur Philosophie Aristipps bekeren, sondern nur geneigt machen möchte, dich des Charakters eines Mannes, den ich als einen der edelsten und liebenswürdigsten Sterblichen kenne, gegen seine unbilligen Verächter anzunemen." (356.) Könte nun ja noch ein Zweifel über Wielands Absicht vorhanden seyn, so müßte diesen Diogenes vollends heben, der in seinem Brief erklärt, die Platonische Philosophie sey für die edelste Art von Schwärmern, die Aristippische für die Begüterten, seine eigene für Leute, die das

Glück vergessen oder übel behandelt habe. Hierauf aber schließt er mit den Worten: „Die rein Sokratische Philosophie, welche, allen Ständen, Lagen und Verhältnissen gleich angemessen, dem Stat edle Menschen und gute Bürger bildet, wird also, die Wahrheit zu sagen, immer die gemeinnüzige unter allen, die aus ihr hervorgegangen, bleiben; und wehe der, die sichs nicht zur Ehre schäzt ihre Tochter zu heißen, und einer solchen Mutter würdig zu seyn!" (372.)

Wie wenig ihn die Grazien der Darstellung verlassen hatten, davon ist Aristipp ein vollgültiger Beweis. Nur in einer gewissen Redseligkeit würde man die Spuren des Alters entdecken, wenn anders Wieland jemals wortkarg gewesen wäre. Ihm war Deutlichkeit die erste, zweite und dritte Tugend des Stils. Wie es nun aber zu geschehen pflegt, daß der, welcher sein Absehen hauptsächlich auf Tugenden gerichtet hat, bisweilen die vollständige Tugend darüber verkent, so dürfte es wol

auch Wielanden mit den Tugenden seinen Stils ergangen seyn. Voltaire's Beobachtung: le secret d'ennuyer est celui de tout dire, nicht benuzend, steuerte er daher wol öfter auf die Weitschweifigkeit los, und machte dann den Leser, weil ihm gar nichts übrig gelassen war, und er sich als gar zu dumm vorausgesezt sah, verdrüßlich. Mit dieser Eigenschaft seines Stils hängt eine andere unzertrenlich zusammen, sein Periodenbau nämlich. Hatten die Xenien schalkhaft ihm gewünscht, daß die Parze seinen Lebensfaden so lang ausspinnen möge als er seine Perioden, so verglich sie Adelung mit Nürnberger Eiern oder Schachteln, deren immer eine in der andern steckt, und man hörte seit der Zeit gar oft von Wielandischen Schachtelperioden, was ihn ein wenig verdroß. Teils zu seiner Entschuldigung pflegte er darum wol in Anschlag zu bringen, daß in seiner Jugend nur durch die Griechen und Römer sein Stil sich habe bilden können, teils zu seiner Rechtfertigung, daß ja diese eine besondere Kunst darauf

verwendet, und daß namentlich Isokrates und Cicero als Muster darin gegolten hätten. Das des Isokrates bei Uebersezung seines Panegyrikus zu erreichen hab' ihm Mühe genug gekostet. Dann schob er wol die Schuld auf unsere Ohren, denen er gerade nicht schmeichelte, und meinte, wer nur zu lesen verstünde, dem würden gewiß seine Perioden nicht im Halse stecken bleiben. Alles dieses hat nun freilich seine Richtigkeit, und ein echt antiker Stilistiker könte vielleicht gar rühmen, Wieland sey der einzige teutsche Schriftsteller, der in klassischen Perioden schreibe; allein kan es das Zuviel der Entwickelung rechtfertigen? — Statt jedoch über das zu rechten, was in die Augen springt, bemerken wir vielmehr, daß eben diese Periodenbildung uns einen Blick in die Sele des Schreibenden eröfnet. Wie ruhig muß es in der Sele dessen seyn, der zu solcher Ausbildung Zeit gewint! Wie heiter und klar, wo der Strom der Rede so mild und hell und in den sanftesten Windungen sich dahin zieht!

Kan man verkennen, daß dies ganz eigentlich die Darstellung des verständigen Forschers, des Betrachtenden ist? Nicht der schreibt in Perioden, den die Phantasie mit sich fortreißt, wol aber der, der mit Ruhe und Gleichmütigkeit alle Haupt- und Nebenumstände sich vergegenwärtigt, und sie mit besonnener Erwägung in einander fügt und rundet. Darum wird er uns freilich nicht durch sein Feuer fortreißen, aber er wird uns sanft erwärmen; nicht überreden, aber überzeugen, denn wir kommen aus einer gewissen gleichmäßigen Ruhe nicht heraus, und werden zu Rückblicken überall gleichsam eingeladen. Wenn Wieland hiebei zuweilen des Guten zu viel tat, so könte es wol seyn, daß eine Tugend in seiner Poesie zu einem Feler in seiner Prosa geworden wäre. Vielleicht hat Niemand häufigeren Gebrauch von den Parenthesen gemacht als Er. Man höre z. B. im Oberon:

Unmäßig grämt indeß der schöne Gärtner sich, —
Daß ihm, — (der schon seit mehr als sieben Tagen

Die Mauern, wo Amande trau'rt, umschlich) —
(Denn daß sie trau'rt, das kann sein eignes Herz ihm
sagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu sehn, nur ihres leichten Fußes Spur,
(Er wird ihn, o gewiß! aus Tausenden erkennen!)
Die unmitleidigen Gestirne noch misgönnen.

Oder in den Komischen Erzälungen:

Der Nymphen schöne Königin
Erfur, — man weiß nicht wie, — vielleicht von ei-
nem Faun,
Der sie beschlich — vielleicht auch, im Vertraun,
Von einer alten Schäferin,
— Der, weil sie selbst nicht mehr gefiel,
Der Jugend eitles Tun misfiel, —
Kurz, sie erfur das ganze Schäferspiel.

Solcher Stellen, wo die Parenthesen gehäuft sind, kan man zu hunderten bei Wieland finden. Weit entfernt aber sie wegzuwünschen, erfreut man sich ihrer vielmehr, da sie die Darstellung beleben, indem bald unser Gefül dadurch in Anspruch genommen, bald durch des

Dichters Laune die unsrige geweckt, bald durch einen ironischen Zug unsere Aufmerksamkeit auf seine Nebenbemerkungen geleitet, und immer die Einbildungskraft zweckmäßig in Tätigkeit gesezt wird. Durch Rhythmus, Vers und Reim ist dafür gesorgt, daß Verwickelungen nicht leicht dadurch entstehen können, und eben diese tragen auch wieder bei, daß eine größere Ausdehnung entweder gar nicht, oder doch nicht misfällig bemerkt wird. So sind sie denn nicht blos ohne allen nachteiligen Einfluß, sondern erhöhen sogar, als eben so viele feine Schattirungen, den Reiz der Darstellung. Was nun aber vom Rhythmus, der Melodie des Verses, der Verschränkung des Reimes unterstüzt, eine sehr erfreuliche Wirkung hervorbringen konte, eben das möchte wol, ohne jene Mitwirkung, in der Prosa, wo die eingeschobenen Nebenzüge nur für den Verstand berechnet sind, eine misfällige Wirkung hervorbringen: und so wäre demnach Wielands Feler, dieses nicht bemerkt zu haben. Wie sich dies nun aber

auch mit seinen sogenanten Schachtelperioden verhalte, so sind wir der Gerechtigkeit die Erklärung schuldig, daß nicht nur ihre noch so große Ausdehnung nie eine Qvelle von Dunkelheit und Verworrenheit geworden ist, sondern daß sie auch durch einen so sanften Fluß und einen so schmeichelnden Wollaut, als in unserer konsonantenreichen Sprache nur möglich ist, sich auszeichnen: und es wäre am Ende wol noch die Frage, ob eine gewisse Zerflossenheit Wielands, oder das rauhe Stolpern und Poltern anderer Prosaisten, ob sein zu künstlicher Periodenbau oder ihr gänzlicher Mangel aller Periodirung das Schlimmere sey.

Hier dessen besonders zu gedenken, war wol darum gerade der rechte Ort, weil Wieland auf den Periodenbau in seinem Aristipp einen vorzüglichen Wert legte. Dagegen rechnete er, was die Darstellung selbst betrift, ein Werk der Dichtung, das ihn kurz darauf beschäftigte, Menander und Glycerion nämlich, zu dem Vollendetsten, was er jemals

hervorgebracht habe. Und in Wahrheit vereinigt dieser kleine Roman, so wie der nachfolgende Krates und Hipparchia fast alles, wodurch sich Wielands Romane zwar nie einen sehr lauten oder sehr schnellen und glänzenden, aber sicheren Beifall erwarben. Ein reges Gefül und ein scharfer Verstand haben gleich großen Anteil an ihnen; eine heitere Phantasie hat sie entfaltet, und über den Ernst des Denkers eine milde Anmut ausgebreitet; treue Liebe und stiller Fleiß haben sie ausgebildet: und so ist das Ganze gar freundlich anziehend, wenn auch nicht gewaltig hinreißend geworden. In Krates und Hipparchia dürfte er jedoch den Verstand mehr interessiren als das Herz, denn da er uns nicht zu Zeugen seiner Berichte macht, wodurch Krates in unserer Gunst und Teilname an seinem Schicksal allein gewinnen kann, so entsteht auch in uns nicht ein solcher Wunsch, der mit einiger Unruhe auf die Vereinigung der Liebenden gerichtet wäre.

So lebte, so wirkte Wieland in Osman-

städt, und ist wohl Jemand, der nun nicht einstimmen möchte mit Klinger, wenn dieser sagt: „Wer an der Glückseligkeit der Dichter zweifelt, der betrachte nur den Abend ihres Lebens, und vergleiche ihn mit dem Abend eines Welt-Stats-Geschäftsmannes. Wenn das Gerippe der Wirklichkeit ohne alle Täuschung vor den letzten tritt, so kleidet es der Dichter in den Duft der Phantasie, und erweckt zu Asche gewordene Gestalten zu lieblichen frischen Bildungen, wenn sie ihm die gegenwärtige Zeit versagt. So verjüngt sich Wieland in Griechenland, wenn sein Zeitalter, dessen Taten, oder sein Spiegel ihm zu laut sagen, er sey Greis geworden. Seine Dichtungen sagen es ihm bis jezt nicht."

Nun aber nahte die Zeit, wo seine stille Glückseligkeit aufs Tiefste erschüttert, und seine Weisheit, nah am Grabe, noch auf die stärkste Probe gestelt werden solte. Welche Ruhe des Gemüts und Heiterkeit des Geistes er sich auch bei allen Abwechselungen des Lebens zu erhal-

ten gewußt hatte, so konte er doch jenem wehmütigen Ernste nicht ganz entgehen, welcher das hohe Alter beschleicht, wenn es der Jugendgenossen einen nach dem andern dahin gehn, und unter einem ganz neuen Geschlechte sich wie eine Ruine der Vergangenheit allein da stehen sieht. Eben waren noch die Lezten aus seiner Blütenzeit geschieden, Gleim und Klopstock, dessen Todenfeier ihn mit tiefer Rürung erfülte. Er selbst war nun der Alderman des teutschen Parnasses, und der Gedanke mußte ihm entstehen, daß nun an ihn zunächst die Reihe des Scheidens kommen werde. Dieser Gedanke beunruhigte ihn jedoch nur bei einem Hinblick auf den Kreis seiner geliebten Kinder, die ihn in der jüngeren Welt nie hatten ganz fremd werden lassen. Da aber zielte das Schicksal nach der empfindlichsten Seite seines Herzens. Schon i. J. 1800 hatte es ihn hart verlezt. Eine Enkelin seiner Jugendfreundin la Roche, Sophie Brentano aus Frankfurt a. M., war bei ihm zurückgeblieben, und

Wieland liebte sie gleich einer eignen Tochter. Einnemend von Gestalt, vereinigte sie mit mannichfaltigen Talenten eine zarte Weiblichkeit, und besaß somit alles, was ihr Liebe gewinnen konte; ja man schloß sich inniger und zarter an das liebliche Wesen, da die Tiefe ihres Gemüts und die zarte Reizbarkeit ihres Herzens eine sanfte Schwärmerei in ihr erzeugt hatten, die ihr Auge zu Zeiten mit stiller Schwermut umdüsterte. Zwar hatte das patriarchalische Idyllen-Leben in Osmanstädt woltätig auf die holde Ophelia gewirkt, allein die zarteste Schonung und die treueste Pflege vermochten nicht, sie dem Leben zu erhalten, das in ihre Blüte zerstörend eingegriffen hatte. Längere Zeit schon still von ihm abgewendet, wie sie war, vermochte jezt auch keine ärztliche Kunst mehr, sie demselben zu erhalten. Schmerzlich sie beweinend, mußte der Greis nun der blühenden Jungfrau die lezte Ruhestätte bereiten, und er suchte dazu in dem kleinen Haine, der den untern Teil seines Gartens begrenzte, ein stil-

les freundliches Pläzchen aus, das er mit jungen Rosenstöcken umpflanzte. Nur der freundlichen Sorgfalt der gütigen Fürstin Amalia, die ihm einen Freihafen in ihrem Tiefurt eröfnete, verdankte es der gebeugte Greis, daß er diesem Schmerze nicht unterlag. Indeß hatten die Leiden der Abgeschiedenen das Herz der treuen Gefärtin seines Lebens unheilbar gebrochen, und kaum, daß das seinige einigermaßen genesen war, so ward es von neuem aufs allerschmerzlichste verwundet. Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes meldete er seinen Freunden: „daß der Engel, mit dem er 35 Jahre lang so glücklich gelebt, am 9. November 1801 ihn verlassen habe."

„Ich habe, schrieb er an Böttiger d. 12. Febr. 1803, seit dem Tode meiner Frau alle Lebenslust verloren, und der Glanz, den sonst die Sachen für mich hatten, ist auf immer verschwunden. Ich suche mich absichtlich zu zerstreuen, und über diesen, besonders bei jedem Einschlafen und Erwachen mich ergreifenden,

Verlust so gut zu betäuben als es möglich ist. Ich habe nie in meinem Leben etwas so geliebt, als meine Frau. Wenn ich nur wußte, sie sey neben mir im Zimmer, oder wenn sie nur zuweilen in mein Zimmer trat, ein Paar Worte mit mir sprach und dann wieder ging: so war's genug. Mein Schuzengel, der alles Widerwärtige von mir abhielt und auf sich nam, war da! Seit sie tod ist, bilde ich mir ein, daß mir keine Arbeit mehr recht gelingen will. Freilich hätte ich mir kaum vorgestelt, daß sie nach ihrem schwächlichen Körperbau 35 Jahre mit mir leben, und mir durch ihre anspruchlose Treue und Pflege das Bittersüße des Lebens mit Blumen bestreuen würde. Aber da fält mir immer der Philemon in der Fabel aufs Herz. Warum konten wir nicht an Einem Tage sterben?"

Höchst wahrscheinlich würde der gute Greis diesen härtesten Schlag des Schicksals gar nicht ausgehalten haben, wofern nicht die eine seiner verwittweten Töchter die Stelle der Haus-

mutter und seiner Pflegerin sogleich hätte übernemen können, und ein Teil seiner Kinder und Enkelinnen mit liebender Sorgfalt um ihn beschäftigt gewesen wäre. Nur dieses machte, daß er nicht unterlag; dann aber faßte er sich, das Unvermeidliche zu tragen, wie es dem Weisen ziemt, dessen Weisheit nur nicht eben in Unempfindlichkeit besteht. So gelang es ihm nach und nach, jene innere Stille und ruhige Heiterkeit wieder zu erlangen, durch die er Werke, wie Menander und Krates sind, auszufüren vermögend war. Dichtung und Weisheit, die Erzieherinnen seiner Jugend, die Gefärtinnen des Mannes, hielten auch treu bei dem Greise aus, und wurden die Trösterinnen seines Alters, denen es nie an Balsam für den Schmerz, an Linderung des Kummers felte. Als eine Eigenheit Wielands mag man aber auch hier bemerken, daß er seinen Schmerz jezt eben so wenig in Elegien ausweint als zu der Zeit, wo das verlorene Ideal seiner Jugend ihn in den ersten harten Zusammenstoß

mit dem Leben brachte. Die Sele des Mannes, dessen Poesie man gern als Ursache einer erschlaffenden Zeit angeklagt hätte, war nicht gemacht, in weichlicher Erschlaffung sich krankhaften Gefülen hin zu geben; vielmehr lag etwas Rüstiges in ihr, welches beim Druck ihn zu Widerstand auffoderte. Ueberzeugt, das Leben sey niemanden gegeben, um es in müßiger Träumerei zu verlieren, wußte er immer, nach Druck und Leiden, durch heitere Dichtung sich dem Leben wieder zu gewinnen, und durch Befolgung des Grundsazes, daß der Weise nicht sich den Umständen, sondern die Umstände sich unterwerfen müsse, zu treuer Erfüllung seiner Pflichten, von denen ihn nur der Tod entbinden könne, zu stärken.

Dieser Stärkung aber bedurfte er noch gar sehr, denn zu seinen Leiden gesellte sich auch das Ungemach, welches den Städter, der ohne bedeutendes Kapital sich der Landwirtschaft widmet, öfters zu treffen pflegt; Fehlschlagungen und besorgliche Verlegenheiten blieben nicht aus,

und die drei lezten Jahre entsprachen den drei ersten keineswegs. Die ersten zwei Jahre waren die lieblichsten. Das Gut war verpachtet, und Wieland hatte nur das kleine Gartenreich zu bewirtschaften. Das darauf folgende Jahr war fruchtbar, und als das erste der eigenen Wirtschaft voll Hofnungen. Das Jahr 1800 stand inne, und nun folgten Jahre voll Kampfes zwischen Hofnungslosigkeit und Täuschungen. Nach manchem empfindlichen Verluste sah er, daß er von seinem Gute nicht nur keinen Nuzen zog, sondern noch obendrein seinen literarischen Erwerb zur Deckung der Zinsen anwenden mußte, denn er hatte zu teuer gekauft, und vorzunemender Baue wegen einen Teil des Kaufgeldes auf dem Gute müssen stehen lassen. In der Gefar, dasselbe mit noch größeren Schulden zu belasten, fand er an dem Hofrat Kühn, der sich aus Hamburg nach Weimar gewendet hatte, einen Liebhaber dazu. Nicht ohne Kampf war sein Entschluß des Verkaufes, allein die schmerzhaften Erinnerungen an den

Verlust der treuen Gattin, die hier überall geweckt wurden, erleichterten ihm denselben, und er entschloß sich, auch dieser langersehnten Glückseligkeit seines Alters wiederum zu entsagen.

Im April des Jahres 1803, wo schon alle Knospen sich hervorgedrängt hatten, wandelte Wieland zum leztenmal an alle ihm so teuer gewordenen Pläzchen seiner bisherigen stillen Freuden. Die Bäume, die er gepflanzt, solten ihm nun nicht wieder blühen; der schöne Blumenkorb, den er angelegt, nicht wieder duften! Mit Rürung stand er zum lezten Male vor manchem Baume, dessen Blüte ihn erheitert, dessen Schatten ihn erqvickt, dessen Frucht ihn gelabt hatte; mit stiller inniger Andacht aber, die Sele im Innersten bewegt, stand er zum lezten Mal an dem heiligen Plaze, wo das Teuerste ruhte, was er im Leben besessen hatte, die treue Mutter an der Seite der jungen Freundin. Diese Stelle in fremder Hand lassen zu müssen, kostete ihm den schwersten Kampf: al-

lein das Schicksal hatte geboten, und er schied nun auch von dieser Stelle. Seine reine Sele, die keines Neides fähig war, überließ nun dies alles dem neuen Besizer, zwar mit Wehmut, aber nicht ohne den frommen Wunsch, daß diesem nun Freude geben möchte, was einige schöne Jahre lang die Freude seines Lebens gewesen war.

So endigte sich sein friedliches Idyllen-Leben in Osmanstädt.

Wieland in Weimar.

1803 — 1813.

Nicht ohne höhere Veranlassung kerte Wieland jezt nach Weimar zurück, das nun auch Schillern besaß, und wo inzwischen Göthe, außer dem was er als Dichter seit seiner Rückkehr aus Italien bis hieher wiederum Großes und Bedeutendes gewirkt, teils in Verbindung mit Schiller durch ein neues Theater, teils in Verbindung mit Meyer, unstreitig einem unserer vorzüglichsten Kunstkenner, durch Kunstausstellungen, wie sie Teutschland noch nicht gesehen, vollends bewerkstelligt hatte, daß zu dem teutschen Athen nichts mehr fele. Das war für Weimar eine schöne, glückliche Zeit, und viel Herrliches erschloß in ihr seine Blüte. Alle

Talente wetteiferten rüstig mit einander, und Göthe's nicht einseitig beschränkter Sinn, nach welchem er auch Entgegengeseztes zu schäzen wußte, förderte treulich überall. Man mag daher wol auf Weimar anwenden, was Göthe Leonoren in seinem Tasso sagen läßt:

Und es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

Wieland sollte davon nach seiner sechsjährigen Abwesenheit gleichsam einen Vorgenuß empfinden, da seine Erscheinung überall freundliche Erinnerungen weckte. Mit aufrichtig herzlicher Teilname ward er an Hof und Stadt empfangen, daß es war, als kere ein lieber Vater in den Kreis der Seinigen zurück; ja die allgemeine Liebe und Achtung für den ehrwürdigen Greis sprach sich unverkenbar darin aus, daß man

ihn von nun an nie anders als Vater Wieland nennen hörte. Auf solche Weise wurde die Wiedervereinigung mit seinen Weimarischen Gönnern, Freunden und Mitbürgern reich für ihn an mannigfaltigem Lebensgenuß. Wie ungemein lieb ihm aber die wieder erhaltene Gemeinschaft und Mitteilung war, so trug doch zu seiner besonderen Zufriedenheit kaum etwas mehr bei als seine Wonung, aus deren Fenstern er in die kleine freundliche Anlage sah, welche sich an dem Palast der Herzogin Mutter hinzog, und worin, nach seinem eigenen Ausdruck, die gute Fürstin als die woltätigste aller Feen waltete. Wie er in Osmanstädt nichts so schmerzlich empfunden hatte als den Verlust ihres Umgangs, dessen er nicht entberen konte, so freute ihn jetzt nichts mehr als diese Nähe. Die erhabene Fürstin, die man wol mit Recht seine Freundin nennen darf, zog ihn jetzt in ihren nächsten Kreis, der ein sehr erwälter Kreis war, und so wurde er ihr täglicher Gesellschafter, nam Teil an ihrem Som-

meraufenthalt zu Tiefurt, und war unvermerkt als ein Glied des Hauses und Hofes angesehen, als welches er auch im Schauspiel einen Ehrenplaz in der Herzoglichen Loge selbst hatte. Gern bekenne ich, daß mir jederzeit das Herz freudig bewegt war, wenn ich ihn dort erblickte, weil diese öffentliche Anerkennung eines solchen Verdienstes wol ein Triumph der Humanität genant werden mag. Eben so bewegte mich eine schöne Veranstaltung Göthe's. Bei der ersten Aufführung von dessen Tasso erblickte man, so wie der Vorhang sich erhob, statt der Hermen Virgils und Ariosto's, die den Gartenplaz von Belriguardo zieren sollen, die Büsten *Schillers* und *Wielands*, durch welche die feinsten Beziehungen vermittelt waren. Wer hörte jezt nicht mit zwiefachem Interesse Antonio's treffende Schilderung des Meister Ludwig?

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur

Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfarung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blütenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüten,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben,
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt,
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer geldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wol gestimter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wülen scheint,
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Unwillkürlich richteten sich alle Blicke nach Wieland, und jedermann freute sich seines geehrten Alters; der Neid selber gönnte dem alle

Auszeichnung, der nie nach einer gestrebt hatte und sich durch keine überhob.

Das Glück Wielands solte bald hierauf noch einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten. Er hatte im Jahr 1783 auf Luisens Schoos einen Sohn gesehen:

Mit Lieb' ergießenden Blicken
Bückt Sie Sich über Ihn, und drückt mit Einem Kuß
Die Tugenden Ihm ein, die einst Ihr Volk beglücken.
Mitwissend um des Schicksals tiefsten Schluß
Schwebt über Ihr Germaniens Genius,
Entziffert in der dämmernden Ferne
Die hohe Götterschrift der Sterne.

Mit allen zarten Banden des Herzens an das Haus Weimar gefesselt, hatte er mit liebender Teilname allmälig in der Wirklichkeit sich entfalten sehen, was er zuerst in poetisch-prophetischem Gesichte sah. Welche Freuden mußte ihm daher der November des Jahres 1804 bringen, wo er die Tugenden des edlen Prinzen so würdig belohnt und seine herzlichsten Wünsche so schön der Erfüllung entgegen

reifen sah! Auch damals hallte Jubel von Berg zu Berg, von Tal zu Tal durchs Land, denn an der Hand des geliebten Gemals begrüßte die liebenswürdigste aller Kaisertöchter das stille Tal der Ilme. Den Genius des Schönen, der, umringt von der Schaar der Künste, so gern in dem stillen vertrauten Tale weilte, ließ Schiller damals wol mit Recht sagen:

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden,
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft, und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Trefliche,
Mit seinen Taten an das Leben an,
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Wieland war unter den vorzüglich Beglückten, denn er gehörte zu denen, die Ihr nicht fremd in diesem Lande waren. Je mehr er aber von Tag zu Tag Gelegenheit fand, die ganze Liebenswürdigkeit der edlen Grosfürstin sich entfalten zu sehen, desto mehr erfreute er

sich des neuen Glücks, auch Ihrer Huld und Gnade in einem besondern Grad gewürdigt zu werden. Die neuen schönen Verhältnisse, die sich jezt in dem fürstlichen Familienkreise anknüpften, das frölich bewegte Leben, das wie ein heiterer Morgen anbrach, der einen schönen Tag verkündigt, erheiterten ungemein den Abend seines Lebens.

Nun aber folgten dunkle, ja schreckliche Tage für das bisher so glückliche Weimar. Hart traf unsern Wieland der Verlust seines vieljährigen Freundes Herder; mit tiefer Betrübniß sah er auch Schillers glänzendes Gestirn untergehen; für Göthe fürchtete eben damals alles, was für Teutschlands Ruhm nicht gleichgültig war. Diese Befürchtung ging glücklicher Weise nicht in Erfüllung. Wärend aber Wieland i. J. 1806 einen glücklichen Sommer zu Tiefurt sorglos verlebte, zog sich das furchtbare Ungewitter zusammen, das seine ganze Glückseligkeit zu zerstören drohte. Das stiße Tal der Ilme wimmelte auf einmal von wildem

Kriegsgetümmel, und immer näher kam die drohende Gefar. Da mußte Wieland den Tag erleben, an welchem seine fürstliche Gönnerin den Siz ihrer Ruhe verlassen, der Erbprinz die geliebte Gemalin vor den Greueln des Krieges ins Ausland flüchten mußte. Die Schlacht von Jena entschied damals das Schicksal Preußens und Teutschlands; die Nacht, welche jenem Tage folgte, war für Weimars Bewoner die schrecklichste. Noch in ihren Spazirgängen und in ihren Straßen wurde gekämpft; Kugeln flogen über und in die Stadt. Wie ein reißender Strom drang des Feindes Heer von allen Seiten herein, und nun gab es kein Eigentum, keine Zucht, keine Sitte mehr. In des Schlosses Nähe loderten Häuser in Flammen auf; geplündert wurde überall; Rettung durch Flucht war kaum möglich, weil man auf der Straße neuen Mißhandlungen ausgesezt war.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung aber erhielt Wieland einen Beweis der Achtung, worein ihn seine Schriften in Frankreich

gesezt hatten, indem einer der feindlichen Heerfürer das Haus, in welchem der Voltaire Teutschlands, wie die Franzosen ihn zu nennen pflegten, wonte, unter den Schuz einer besondern Wache stelte. Am andern Morgen besuchte der Marschall Ney ihn selbst. Wieland hatte nur eben seinen eigenen Stul noch übrig, den er entschuldigend dem Marschall anbot. Mit großer Artigkeit aber lehnte dieser ihn ab, drückte Wielanden sanft nieder auf den Stul, und äußerte, daß er recht gut wisse, an wem die Reihe des Stehens jezo sey.

Endlich war dieser furchtbare Sturm vorüber gezogen, und es ward wieder stiller, wenn auch nicht heiterer. Für Wieland kerte mit seiner fürstlichen Gönnerin seine vorige Glückseligkeit größtenteils zurück, aber leider nur auf kurze Zeit. Das Unglück, das Sie noch erleben müssen, Ihres Bruders schmerzvoller Tod, der Fall Ihres einst so glänzenden Hauses, die ganze drangvolle und niederschlagende Gegenwart hatten auf die edle Fürstin erschüt-

ternd gewirkt; der wiederkerende Frühling fand Sie nicht mehr! Unzälige Tränen des Schmerzes und des Dankes flossen bei der Nachricht von Ihrem Verluste; für niemand aber war er so ganz unersezlich als für Wieland. Zwar bemühten sich Hof und Stadt sehr angelegentlich, ihm den großen Verlust minder fülbar zu machen: allein, wie dankbar er dies auch anerkante, so mußte er sich doch mit aller philosophischen Standhaftigkeit ausrüsten, um diesen Schmerz nicht immer neu zu fülen; ja er würde ohne das Glück, das er in seinem Familienkreise fand, dieses Unvermeidliche kaum ertragen haben. Auch dieser Kreis war immer kleiner geworden; desto inniger aber schloß er sich an denselben an. Tiefurt war für ihn verödet, und so mußte ihn seine Familie auch für den entberten Genuß der Natur, an welcher er je älter um so mehr hing, entschädigen. Weit entfernt jedoch, der verdrüßlichen Laune des Alters eine Herrschaft über sich einzuräumen, glaubte er vielmehr, nun erst recht beweisen

zu können, wie man dankbar gegen die Vorsehung sey, indem man das Gute, das sie gönnt, nicht darum verschmäht, weil sie ein anderes Gutes entziehen oder versagen mußte. Mit solchen Gesinnungen erfreute er sich aufrichtig und innig alles dessen, was in weiterem oder engerem Kreise die Zeit Erfreuliches brachte; vorzüglich der Ankunft des Herzogs, der Verkündigung des Friedens, und der Rückkehr des Erbprinzen und seiner Gemalin. Indeß drang der schnelle Wechsel des Traurigen und Frohen, die ganze wundersam bewegte Zeit, doch auch mächtig auf sein Gemüt ein, und blieb nicht ohne bedeutende Wirkungen. Statt niedergeschlagen zu werden, erhob er sich vielmehr, und es ist gewiß merkwürdig, daß in einer Zeit der Abspannung er sich vielmehr gestält fülte. Dazu aber hatte er sich durch seine Euthanasia vorbereitet, über die er auch noch eine eigene Schrift herausgab.

Ein gewisser Wötzel hatte einige Jahre zuvor der Welt die Erscheinung seiner verstorbe-

nen Frau berichtet, und damit einiges Aufsehn erregt. Da er seine Schrift dem Herzog von Weimar gewidmet hatte, so ward sie auch am Hof als eine seltene Neuigkeit besprochen. An einem schönen Sommertage wurde sie im gesellschaftlichen Kreise vorgelesen, und diese Vorlesung, so wie die mancherlei Bemerkungen, die dabei von allen Seiten gemacht wurden, sind die Veranlassung zu Wielands Euthanasia. Er untersuchte die Glaubwürdigkeit dieses Berichterstatters, den er notwendig in eine der Klassen stellen mußte, die ihm Zeitlebens so interessant gewesen waren, der Schwärmer nämlich oder der Mystifizirten. Damit wäre nun zu einer andern Zeit unstreitig alles bei ihm abgetan gewesen; jezt aber, da er seine Gattin und seine erhabene Gönnerin verloren hatte und selbst in der Nähe des Grabes stand, war ihm der Gegenstand eben so interessant als der Schriftsteller, und er beleuchtete daher auch jenen. Troz dem, was er vor sich sah, troz dem wunderbaren Beispiele, welches die Groß-

mutter des vorigen Königs von Schweden erzälte, ja ungeachtet der von ihm selbst erzälten Geschichte von der Erscheinung der sterbenden Frau von B. wenige Minuten vor ihrem Tode, erklärte er doch Geistererscheinungen für etwas schlechterdings Unglaubliches, und, je nach dem der Erzäler war, entweder für Märchen oder Täuschungen. Zu dieser Erklärung wirkte ein geheimer Grund bei ihm nicht wenig mit. „Wenn, schreibt er, eine Möglichkeit wäre, daß die Geister der Verstorbenen erscheinen könten, warum habe ich von meiner Gattin, von dieser treuen Sele nie eine Erscheinung gehabt? Warum, wenn Geister auf unsere Selenorgane wirken können, erscheint sie mir nicht alle Wochen wenigstens einmal im Traum und unterhält sich mit mir, da sie doch weiß, wie unaussprechlich glücklich sie mich durch eine solche Herablassung zur menschlichen Schwachheit machen könte? Sie kann also nicht, oder sie darf nicht, und warum solte es denn nicht mit allen Andern eben dieselbe Bewandniß ha-

ben? — Da ich nun auf diese Fragen keine Antwort habe, so treten auf einmal die Vernunftschlüsse (die sonst das Herz weder zum Schweigen bringen, noch die Einbildungskraft hemmen können) wieder mit ihrer vollen Kraft ein, und wirken wieder." (W. S. 2, 96.) — Alle diese Vernunftschlüsse nun hat man, so weit sie sich blos auf die Unmöglichkeit der Geistererscheinungen beziehen, gern gelten lassen, an anderen Behauptungen dagegen Anstoß und Aergerniß genommen. Wieland breitet sich nämlich bei dieser Gelegenheit auch über Unsterblichkeit überhaupt und über persönliche Fortdauer der Sele nach dem Tode aus, und bringt gegen die leztere Einwürfe vor, mit denen er zwar keineswegs eine völlige Vernichtung behaupten will, die man aber nichts desto weniger für sehr nachtheilig und von den verderblichsten Folgen für die Sittlichkeit hat halten wollen. Hierüber in Erörterungen uns einzulassen, ist hier der Ort nicht; nur um Wielands eigentümliche Meinung ist es uns zu tun.

Solte diese Einigen in der Euthanasia nicht deutlich genug ausgesprochen scheinen, so verweisen wir diese auf den Agathodämon. Hier heißt es (S. 332):

„Das Unvermögen, uns über die selbst schon grenzenlose und blos durch die Unzulänglichkeit unserer Organe beschränkte Sinnenwelt bis zum wirklichen Anschauen des Ewigen, Notwendigen und selbständigen Unendlichen aufzuschwingen, dieses solte uns lehren, daß der Umkreis der Menschheit und ihrer so mannigfaltigen und wichtigen Angelegenheiten, der wahre, unsern Kräften angemessene Wirkungskreis ist, den die Natur uns angewiesen hat, und auf den wir uns um so mehr beschränken solten, da selbst der geringste dieser Gegenstände einen beträchtlichen, und so viele einen entscheidenden Einfluß auf das Wol oder Wehe des Menschengeschlechts haben. Die großen Aufgaben: Was ist der Mensch in der gegenwärtigen Periode seines Daseyns? Welches sind seine Kräfte und Anlagen? Wie und wozu

hat er sie zu gebrauchen? Was soll er hier seyn? Was kan er hier werden? Zu welcher Volkommenheit könte er schon in diesem Leben gelangen, wenn er die Mittel kennen und richtig anwenden lernte, die ihm dazu gegeben sind? Diese Aufgaben, die sich wieder in unzälig andere auflösen, sind so ganz für uns gemacht, und geben uns so viel zu schaffen, daß ich nicht sehe, wo wir Zeit hernemen wollen, uns um Dinge zu bekümmern, die wir eben darum, weil sie uns unerreichbar sind, mit gutem Fug als nichts angehend, betrachten dürften. Die Frage: woher wir kommen? scheinet die zweckloseste von allen, die der grübelnde Vorwiz jemals aufgeworfen hat. Ich dächte, wir könten zufrieden seyn, daß wir da sind, und brauchten uns den Gedanken, woher wir kommen und was wir ehemals waren, um so weniger anfechten zu lassen, da es uns nichts helfen könte, wenn wir es auch wüßten. Nur das, was ich bin, seitdem ich diese Person bin, betrift mich; nur diese Person

macht mein Ich aus, und insofern kann ich richtig sagen: bevor ich der Mensch war, der ich in meinem gegenwärtigen Leben wurde, war ich noch gar nicht. Wäre ich schon gewesen, so müßte ich mir dessen bewußt seyn: oder wäre ich zwar schon unter irgend einer andern Gestalt da gewesen, könte mich aber dessen auf keine Weise erinnern, so wäre es für mich eben so viel, als ob ich nicht gewesen wäre. *) — Mit der andern Frage: Wohin gehen wir, und was wird nach diesem Leben aus uns? scheint es eine andere Bewandniß zu haben. Hiebei ist jedem, da er diese Reise vor sich hat, ein wenig Vorwiz zu verzeihen. — Ich sehe dem Tod ruhig, und mit dem stillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, dessen Kommen gewiß, aber der Tag unbestimt ist. Ich betrachte ihn als einen guten

---

*) Daß dieses mit dem, was Wieland in der Euthanasia gegen unsere persönliche Fortdauer nach dem Tode sagt, im Widerspruche stehe, kann nicht wol geleugnet werden.

Genius, der mich im schlimsten Falle zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung füren wird. Die schöne Ordnung und weise Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regiren sehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen seyn werde. Dies ist alles, was ich davon weiß und wissen kan, und es ist zu meiner Beruhigung genug."

Man sieht, daß Wieland zwar nicht zu den Leugnern der Unsterblichkeit gehört, allein er gehört auch nicht zu den entschiedenen Bekennern derselben, und mancher Zweifel ist von ihm nur in den Hintergrund gedrängt. Die Beweisgründe dafür kante er recht gut, allein einige derselben bewirkten niemals nur die mindeste Ueberzeugung bei ihm, ja er hielt sie für schädlich. Dies war sogar der Fall bei gewissen Anwendungen des moralischen Glaubensgrundes, der übrigens das meiste Gewicht bei ihm hatte. Allein er mochte nicht leiden, daß man wegen

zu hoffender Vergeltung unsrer Tugend an ein künftiges Leben glaube, weil dies eine unreine Tugend gebe, und weil die reine Tugend keines Lohnes bedürfe, indem sie sich selbst Lohn sey, ja vielleicht auch weil kaum die reinste Tugend einen Lohn verdiene. Was ihn aber besonders mistrauisch gegen alle Anweisungen auf die Glückseligkeit eines andern Lebens machte, das war der schändliche Misbrauch, den die Gewaltigen von ihnen gemacht haben, die es gar beqvem und treflich fanden, dem betrogenen Volke für die geraubten Freuden dieses Lebens mit solchen Anweisungen auf ein zukünftiges zalen zu lassen. Aus demselben Grunde konte er auch nicht leiden, daß man die Vervolkomnung der Menschheit in eine Zeitperiode hinausschieben wolte, wo der Mensch alles andere eher ist als ein Mensch. Vervolkomnung der Menschheit betrachtete er durchaus als den lezten Zweck im gegenwärtigen Leben, und auf diesen müsse alles Wirken und Streben aller menschlichen Kräfte

gerichtet werden, damit der Mensch endlich zum wirklichen Besiz alles dessen gelange, was notwendige Bedingung seiner Bestimmung ist, nämlich zu dem wirklichen vollständigen Besiz aller Rechte eines vernünftigen Wesens. Mit der Glückseligkeit, meinte er, werde es sich dann wol von selbst besser finden, als es sich gefunden habe, so lange denen, die den Menschen Vernunft inokuliren wolten, immer das Handwerk gelegt worden sey.

In solcher Gesinnung und Ueberzeugung behauptet er denn auch in der Euthanasia, es möge vielleicht besser gewesen seyn, wenn die Menschen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die lezte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sey. Wer ihm dies übel genommen, der hat schwerlich genau erwogen, daß nur vom Ende des Menschenlebens die Rede war, weshalb es auch gar kein Widerspruch ist, wenn es anderwärts heißt, daß unser eigentliches

Ich den Tod überlebe. Wieland wußte recht gut, was er meinte und wolte, und wenn Einige ihn einen Heiden und Sadduzäer gescholten haben, so müssen sie doch auch gestehen, daß ein solcher Heide und ein solcher Sadduzäer nur auf reine Sittlichkeit gegründet seyn konte. Wie es sich daher auch mit der Meinung verhalte, so ist doch auch hier die Gesinnung untadelhaft, ja es liegt unverkenbar eine gewisse Erhabenheit in ihr, denn die Tugend im Leben üben aus bloßer Achtung der Tugend, ist doch unstreitig erhabener, als sie üben um eines gehoften Lohnes willen. Nur ein solcher Mensch kan alles, womit für die Andern die Phantasie den Ausgang aus dem Leben schmückt, entberen, und er sezt nur darum die Euthanasia, das ruhige Hinscheiden des Guten, an die Stelle der Athanasia, der Unsterblichkeit, weil er, noch einmal zurückblickend auf ein in treuer Erfüllung seiner Pflicht wol verlebtes Leben, ohne Furcht an der Schwelle des Todes steht. Ihm bangt nicht, von den

Genüssen des Lebens zu scheiden, denn der einzige Genuß, auf den er Wert sezt, ist das Bewußtseyn, nach Möglichkeit Gutes gewirkt zu haben. Und gehört nicht ein hoher Grad von Menschenliebe dazu, wenn ein Mann, in der Voraussezung, für sein vielleicht gar verkantes Gutes weder hier noch dort belont zu werden, gleichwol nie müde wird, für das Gute zu wirken, und wenigstens der Nachwelt die mögliche Glückseligkeit zu verschaffen, die der Mitwelt versagt war? Kan man freier von Egoismus seyn? Und verdient ein solcher Mann nicht mit Recht, ein edler Mann gepriesen zu werden? Für die Leiden des Lebens verlangt er keinen Ersaz, denn er weiß, daß viele verschuldet waren; was aber die unverschuldeten betrift, so vergißt er nicht, die vielen Freuden des Lebens gegen sie in Abrechnung zu bringen, unter denen ja auch so viele unverdiente sind. Auf solche Weise wird es immer stiller, ruhiger und klarer in seiner Sele, und eine milde Heiterkeit breitet sich über sein ganzes Wesen

aus, indem er harmlos seinem Ziele naht. Statt sich trübsinnig traurigen Erinnerungen hinzugeben, oder den Schmerz über eine bedrängte Gegenwart zu nären, sucht er vielmehr auch die lezten Augenblicke des untergehenden Lebens noch für den edlen Zweck desselben zu benuzen, froh in dem Gedanken, daß die Enkel sich im Schatten des Baumes erfreuen werden, den er pflanzte.

Wer im Sommer des Jahres 1808 den edlen Greis zu Belvedere sah, der wird ihn gewiß in dieser Schilderung wieder erkennen. Der Herzog hatte die Gnade gehabt, ihn aus drei Lustschlössern sich eins zum Sommeraufenthalt auswälen zu lassen, und da Tiefurt den schönsten Reiz für ihn verloren hatte, so wälte er, teils der Nähe Weimars, teils der höheren Lage und der halbwilden Natur wegen, Belvedere, wo der mit allen Arten einheimischer schöner Bäume und Buschwerk bewachsene, sanft abhängige Schloßberg auf der südöstlichen Seite ihn so freundlich in seine mäandrisch auf- und

absteigenden, mit anmutigen Ruheplätzen, Lauben, Blumenstücken, Bassins und springenden Wässern verschönerten Gänge zu Lustwandlungen einlud. Diesem Berge gegenüber, durch ein schmales Tal von demselben getrent, erhebt sich wieder ein mäßiger, ganz mit Fichten bewachsener, Berg, und hier war eigentlich Wielands Lieblingsplätzchen, wo er an warmen Sommerabenden zwischen 5 und 7 Uhr entweder die lebennärende balsamische Luft unter diesen Bäumen einatmend hin und wieder ging, oder auf einer Bank, die er sich dahin hatte tragen lassen, in der Gesellschaft eines Cicero, Horaz, Luzian oder Shaftesbury saß. Ein einziges Mal habe ich ihn hier aufgesucht, wo er so gern ungestört war, und ich tat es auch dies eine Mal nur auf die ausdrückliche Versicherung, daß ich ihm willkommen seyn würde. Nie werde ich vergessen, wie er mir da entgegen trat! Es war etwas so Ehrwürdiges und zugleich so Liebenswürdiges in seinem ganzen Wesen, daß ich ihn mit auffallender Rürung

begrüßte. Man hat öfters seine Physiognomie als ein seltenes Gemisch von Satyre und Grazie geschildert, und in Augenblicken seiner schalkhaften Ironie hatte ich wol selbst dies wahr gefunden; jezt aber nicht. Diese hohe, schön gewölbte Stirn, das ganze Profil dieses Kopfes erinnerte mich durchaus nur an einen griechischen Weisen, und der milde Ernst seiner Züge, das freundliche Lächeln um seinen Mund, die Heiterkeit seines ruhigen, stillen Auges vollendeten den Eindruck. Hätte es eines Zeugnisses für die praktische Weisheit dieses Greises bedurft, so würde sie jeder in seiner noch so kräftigen Haltung bei einer schwach scheinenden Konstituzion gefunden haben, denn Wieland war von mehr als mittlerer Größe, aber schlank und schmächtig. Sein Gang, in dem etwas Edles und würdiges sich ausdrückte, war fest, obwol nicht schnell, und er bedurfte des spanischen Rores in seiner Hand nicht zur Unterstüzung. Nur von seinem Kopfe würde man haben sagen können, das Alter habe ihn vorwärts gebeugt,

wenn man diese kleine Senkung nicht um so eher der gedankenreichen Stirn zugeschrieben hätte, als man an der Lebhaftigkeit seines Geistes, seinem Wiz und Scharfsinn, ja seiner Phantasie sogar die Wirkungen des Alters durchaus nicht spüren konte. Nur seine größere Bedachtsamkeit, seine ruhigere Umsicht und die Aussprüche seiner Erfarung zeugten davon, aber nicht zum Nachteil. — Als ich meine Freude äußerte, ihn nicht blos so wol, sondern in solchem Alter auch so rüstig zu finden, erwiederte er, daß er sich zu Zeiten selbst darüber verwundere, da er eigentlich von Kindesbeinen an eine Treibhauspflanze gewesen, durch Stubenluft und Frauenpflege verzärtelt. Zudem habe er mehr als sein halbes Leben schreibend zugebracht, seine Jugend in gewaltigen Kämpfen bald mit der Liebe, bald mit eingebildeten Sünden, geteilt zwischen anspannenden Schwärmereien und erschöpfenden literarischen Lukubrazionen. Sein erstes Mannesalter sey nur eine Abwechselung von Aktenschreiben und Bücher-

schreiben gewesen, und unstreitig habe ihn da nur eine heitere Phantasie aufrecht erhalten. Auch nachher habe es an vielfachen Anstrengungen nicht gefelt. Ueber die 14 Kinder, die er erzeugt, habe Risbeck das Maul ungebürlich genug aufgerissen, allein dies sey doch nichts gegen seine geistigen Zeugungen, und er begreife bisweilen selbst nicht, woher etliche 40 Bände seiner Schriften und wol an 30 seiner Uebersezungen gekommen seyen, ungerechnet, was Merkur im Fluge mitgenommen, der ihm oft auch gar gewaltig zugesezt habe. Mit seinem vierzigsten Jahr sey zwar ein neues Leben für ihn angebrochen, allein die damaligen Hofdienste seyen doch auch nicht geeignet gewesen, die Gesundheit zu stälen. So habe er es nie zu der Rüstigkeit Klopstocks gebracht, der ein gewaltiger Reiter und Schrittschuhläufer gewesen. Er würde es im Reiten kaum zu Gellerts Fertigkeit gebracht haben, auf dem Eise könne er nicht einmal gehen, und körperliche Anstrengungen habe er sich nie zumuten dürfen. Be-

denke er nun noch die hohe Reizbarkeit, die nun einmal im Guten und Bösen des Dichters Erbteil sey, so verwundere er sich selbst, daß er niemals kränklich gewesen, und zu einem Alter gelangt sey, wobei er wirklich zuweilen an Agathodämons Tage zu reichen hoffe. Unstreitig danke er einen großen Teil dieses glücklichen Zustandes der sorgfältigen Pflege seiner Familie, einen Teil davon aber ohne Zweifel auch seiner, wenigstens nicht unweisen, Lebensordnung. Als die Folge einer immer beobachteten Mäßigkeit, schloß er, muß ich es betrachten, daß ich jezt, ohne mir zu schaden, wol noch zwei Hofschmäuse hinter einander aushalten wolte. Es geht freilich nicht ganz ohne eine tüchtige Emballage meines Selengehäuses, und ich bin froh, daß meine Kalotte oben und meine Tuchstiefeln unten sich die Duldung erworben haben, als ein Pertinenzstück dieses Selengehäuses angesehen zu werden. Wenn Merkur mir einmal mit seinem Stabe winkt, was er aus alter Freundschaft noch unterlassen

hat, da wird es freilich an dreifache Häutungen und Ausschälungen gehen. Bis dahin habe ich mir für meine Sele zum Gesez gemacht, mich die Zukunft nicht anfechten, und von Uebeln, die jezt alle Welt befürchtet, die aber vielleicht doch nicht kommen, im Genuß der Gegenwart mich nicht stören zu lassen. Was ich damit meine, wissen Sie, und wenn Sie es einst der Mühe wert finden, so erinnern Sie alle, die mich nicht verstehen wollen, nur an Wielands — Euthanasia, nicht gerade an die, die er gegen einen berüchtigten Geisterseher schrieb, den nun berühmtere abgelößt haben, sondern an jene, für die er recht eigentlich gelebt hat, auch wenn er nicht an sie dachte; denn der Mensch ist nun einmal so ein wunderliches Wesen, daß er getrost fortlebt, als ob es ewig so fortgehen würde. Es ist aber auch recht gut so, denn die Kopfhängerei hat noch nie etwas Gutes ausgerichtet, und ich meine, daß man Gott doch besser dankt durch Heiterkeit, als durch finstere Nachtge-

danken. Die Griechen verstanden das wirklich besser.

So verlebte er still heiter den Abend seines Lebens, weder lebenssatt noch lebensmüde. Mit Zufriedenheit blickte er auf seine zurückgelegte Bahn, mit ruhiger Ergebung auf das Ende derselben, und nam mit echt philosophischem Gleichmut das Gute und das Schlimme an, was ihm bis dahin die Vorsehung noch zugedacht hatte. Beides ward ihm noch in unerwartetem Wechsel.

Im Herbste desselben Jahres war der berühmte Kongreß zu Erfurt, wärend dessen die dort versammelten Fürsten auf einige Tage den Weimarischen Hof besuchten. Beim Diner am 6 Oktober fügt es sich, daß der Fürst Primas im Laufe des Gesprächs der Wielandischen Prophezeiung von Napoleon und der Aeußerungen desselben über ihn gedenkt, und Napoleon wird dadurch begierig, ihn zu sehen. Da Wieland indeß gerade an diesem Tage nicht bei Hof er-

schienen war, und auch eine Einladung zum Ball, unter Vorschüzung seiner Gesundheit, abgelent hatte, so beruhte es hiebei. An demselben Abend aber fürten die von Napoleon nach Weimar beorderten französischen Schauspieler den Tod Cäsars von Voltaire auf, und nun, meinte Wieland, habe er doch der Begierde, den französischen Kaiser, die französischen Schauspieler, und unter ihnen Talma, auf einmal zu sehen, nicht widerstehen können. Er hatte seinen Plaz in einer kleinen Seitenloge dicht am Theater, worin sonst der Herzog zu seyn pflegte. Napoleon konte die Augen nicht in die Höhe richten, ohne ihn sogleich zu erblicken, und da dieser mit einem schwarzen Samtkäppchen bedeckte, nicht alltägliche, Greisenkopf ihm auffiel, so erkundigte er sich nach demselben, und hörte nun, daß er Wielanden vor sich sehe. Beim Balle fragte er nun wieder nach ihm; die Herzogin befal, ihm sofort einen Hofwagen zu senden, und Wieland erschien gegen halb 11 Uhr Abends in seinem

gewönlichen, sehr einfachen, aber immer anständigen, Anzug.

„Kaum war ich — schreibt er selbst — etliche Minuten da gewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewönliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wol jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und wegzuhaben, in einem höhern Grad besessen, als N. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu troz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wolte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer

Monarch zu seyn sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekanter mit seines gleichen, und (was noch keinem andern meines gleichen widerfaren war,) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden. — — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fülen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nam mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Teutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat seine Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug füle, das Stehen länger auszuhalten. Er nam es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez, bon soir." (W. S. 2, 152 fgg.)

Aus der langen Unterredung war Wielanden immer Folgendes das Merkwürdigste. Das heutige Schauspiel hatte das Gespräch auf Julius Cäsar gelenkt, und diesen erklärte Napoleon für einen der größten Köpfe in der gan-

zen Weltgeschichte, ja, fügte er hinzu, er würde ohne Ausnahme der größte seyn, wenn er nicht einen einzigen, aber ganz unverzeihlichen Feler gemacht hätte. Wieland sann vergeblich, was das für ein Feler gewesen seyn möchte, wolte jedoch nicht fragen; Napoleon aber, der ihm die Frage wol am Auge ablesen mochte, fur sogleich fort: Sie wollen ihn wissen, diesen Feler? Cäsar kante ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schaffen, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen. — Hätte Napoleon, fügte Wieland hinzu, hier auch in meiner Sele lesen können, so würde er gelesen haben: Du wirst Dir freilich diesen Feler nicht lassen zu schulden kommen!

Von Jul. Cäsar kam das Gespräch auf die Römer überhaupt, die Römische Kriegskunst und Politik, welche alle an Napoleon einen großen Lobredner hatten. Desto schlimmer kamen die Griechen weg. „Aus diesem ewigen Zank einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten, sagte Napoleon, was kan

da heraus kommen? Die Römer aber hatten ihren Sinn auf das Große gerichtet, und da kam auch das Große heraus, diese ungeheure Gewalt des Römischen Reichs, die der ganzen Welt eine andere Gestalt gab und in der Weltgeschichte Epoche macht." Wieland erinnerte an die Literatur und Kunst der Griechen, Napoleon aber versezte: es läuft doch alles auf Zänkereien hinaus! — Indeß sprach er hierauf rühmend von Homer, dem er jedoch den Ossian vorzog. So kam das Gespräch auf die Poesie, in welcher Napoleon nur die ernste Gattung, das Starke, Erhabene, Pathetische schäzte, meinend, die andre Gattung spanne nur ab und mache weichlich. Ueber Ariosto erklärte er sich kaum so gut als der Kardinal Hippolito von Este, ja er äußerte sich misbilligend über alle ähnliche Poesie, „wobei er, — sezte Wieland hinzu, — freilich nicht wissen mochte, daß er mir selbst eine Ohrfeige gab. Ueberhaupt aber ging aus allen seinen Aeußerungen über Poesie besonders hervor, daß er

so ein Ding, was die Teutschen Gemüt nennen, durchaus nicht habe, und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sey er aus Bronze gegossen. Indeß hatte er es doch dahin gebracht, daß ich ganz offen ihm endlich die Frage vorlegte, wie es denn komme, daß der Kultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geist unserer Zeit angemessener ausgefallen sey? — Lächelnd erwiederte hierauf Napoleon: Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug tun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könte, die solte freilich anders beschaffen seyn. — An diesem Faden spann sich nun das Gespräch über Religion fort, wobei Napoleon den Skeptiker so sehr machte, daß er die historische Existenz Christi bezweifelte. Das war aber, sagte

Wieland, nur ein sehr alltäglicher Skeptizismus, den er da auskramte, und ich fand an seiner Freigeisterei nichts zu bewundern als die Offenheit, mit welcher er sie mir Preis gab."

Auch Rußlands Alexander bezeugte unserm Dichter seine Achtung, und er erhielt, was er weit entfernt gewesen war, jemals zu erwarten oder gar zu suchen. Zwei Kaiser begnadigten ihn mit öffentlichen Ehrenzeichen, der russische mit dem St. Annen-Orden, der französische mit dem Orden der Ehrenlegion. — Sonderbar genug, daß es zwei Kaiser des Auslandes waren, und nicht ein teutscher Kaiser oder König, die auf solche Weise sein Verdienst ehrten, und eben so sonderbar, daß Wieland zwar Mitglied des französischen Nazional-Instituts, aber keiner teutschen Akademie war! Es fiel ihm selbst ein wenig auf, als ich ihm dies bemerkbar machte, und er erinnerte sich dabei, daß auch ein Ausländer früher gegen ihn gerecht gewesen sey als seine Landsleute. Der berühmte französische Dichter Graf Bouf-

flers nämlich war es, der i. J. 1770 den ersten Grund zu seinem nachmaligen Ruf in Wien legte, indem er einigen Damen vom ersten Range daselbst seine Grazien stückweise ins Französische übersezte, nachmals aber tüchtig den Text las, daß sie als teutsche Frauen ihren Landsmann, der solch ein Günstling der Grazien sey, erst durch einen Franzosen müßten kennen lernen.

Hätte er nicht auch die schönen Erinnerungen gehabt, wie es bei dem Weimarischen Fürstenhause einem Manne von Geist, Geschmack und Talent zur Empfelung diente, ein Teutscher zu seyn, so wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn sein Patriotismus unter solchen Erfarungen erkaltet wäre. Gerade jezt aber solte dieser noch recht lebendig in ihm werden, und der Orden der Ehrenlegion bestach ihn wenigstens nicht, anders als nach seiner Ueberzeugung zu sprechen. Immer erkante er in Napoleon den außerordentlichen Mann, ja er hielt ihn für ein Werkzeug der

Vorsehung, und konte sich nicht so schnell an den Gedanken gewönen, daß er nur ein Mitwisser, geschweige selbst Veranlasser vieler vorgefallenen Greuel sey. An manchem, worüber man viel schrie, meinte er, sey doch nur unser schafmäßiges, linkisches und charakterloses Benemen Schuld, und wenn nicht alles so bliebe, wie es gewisse Leute gern möchten, so sey ja dabei am Ende auch kein Unglück. Nun aber entwickelte sich ein abscheuliches Unterjochungssystem mehr und mehr, und was in Spanien, so wie bald darauf in Oesterreich vorging, Palms Erschießung eingeschlossen, erregte ihm den tiefsten Unwillen. Selbst in seiner Nähe fielen unerträgliche Dinge vor, aber doch schnitt ihm kaum etwas mehr in die Sele, als der Fall der lezten freien Städte in Teutschland, Hamburg, Lübeck und Bremen, und daß ein einziger Federzug hinreichte, solche echtteutsche Männer in Franzosen zu verwandeln, und ein Paar Dekrete, um ihren ganzen Wolstand in einigen Monaten zu ver-

nichten. „Aber auch die fatale Periode unserer Fürsten ist gekommen, schrieb er, und sie fängt gerade bei dem besten, rechtschaffensten, und von seinen Untertanen bis zur Anbetung geliebten Herzog von Oldenburg an. Das Schlimste ist, daß unsere Fürsten mit ihren angeerbten Untertanen dermaßen zusammengewachsen sind, daß sie ein lebendiges Ganzes ausmachen, und daß ein Volk seinen Fürsten nicht verlieren kan, ohne daß es seine Existenz verliert, und beinahe alle Individuen unglücklich werden. — — Was wir erleben, ist unglaublich, — aber wir sind noch lange nicht am Ende. Man spricht von Entschädigungen. Wo sollen sie herkommen? Wer ist sicher, daß er nicht auf den ersten Wink dessen, der sich Alles erlaubt, weil er Alles kan, sein von Jahrhunderten her angestamtes Erbland hergeben muß, um einen andern zu entschädigen, der das seinige mit dem Rücken ansehen muß?" Ganz unerträglich war ihm überdies, daß man, nicht zufrieden, „uns dermaßen zusammenge-

schnürt zu haben, daß wir weder Hand noch Fuß regen können, auch noch zur Pflicht machte, keinen vernembaren Laut von uns zu geben, und alles, was geschieht, wie sehr sich auch unser Innerstes dagegen empört, entweder stillschweigend gut zu heißen, oder gar als recht und wolgetan aus vollem Halse anzupreisen. Ich gestehe, das geht über mein Vermögen." — „Wie oft, schrieb er ein andermal, neme ich mir vor, keine Zeitungen, keine Tagblätter, kein Frankfurter Journal, keinen Publicisten mehr zu lesen! aber ich gestehe, es geht über meine Kräfte, mir selbst Wort zu halten. Und in der Tat ist wol nichts natürlicher, als daß in einer Zeit wie die unsrige die Neugier ein unwiderstehlicher Trieb, und die Befriedigung desselben eines unserer dringendsten Bedürfnisse werden muß. Denn auf der einen Seite ist nichts mit der Selenruhe unverträglicher, folglich peinvoller, als über Gegenstände und Ereignisse, welche unser Vaterland, also uns selbst und alles, was wir lieben, unendlich

interessiren, in ungewissen Erwartungen zu schweben: auf der andern Seite muß eine Zeit, worin in dem engen Raum weniger Wochen mehr Wichtiges, Großes, Unerwartetes und Wunderbares geschieht, als ehemals in eben so viel Jahrzehend, ja wol gar Jahrtausenden, — und zwar eine Zeit, die das Schicksal vieler Nazionen entscheiden, und dem ganzen Europa, ja, durch die Folgen dieser Entscheidung, dem ganzen Erdkreis eine andere Gestalt geben wird: eine solche Zeit muß notwendig, vermöge der Natur der Sache, nicht nur unsere Erwartung aufs höchste spannen, sondern auch unsre ganze Aufmerksamkeit, so zu sagen, verschlingen, sich unserer ganzen Sele bemächtigen, und alles Kleinere, Persönliche und Einzelne verdunkeln und verdrängen. Hieraus allein kan ich, wenigstens mir selbst, begreiflich machen, wie es möglich ist, troz der Lebhaftigkeit meiner Sympathie mit der besondern und allgemeinen Not, mich in gewissem Sinne glücklich zu preisen, daß ich eine so merkwür-

dige Zeit erlebt habe, und, au risque de tous les hazards, zu wünschen, daß ich noch lange genug leben möchte, um die Entwickelung dieser großen Welt-Tragödie zu sehen, — zu sehen, wie der außerordentliche Geist, durch welchen und in welchem wir alle leben, weben und sind, sich nicht nur über die Zulassung der ungeheuern Masse von Uebeln, worunter das Menschengeschlecht zu erliegen scheint, sondern über seine unleugbare Mitwirkung, sobald die Zeit erfüllt seyn wird, rechtfertigen werde. — — Aus einem höhern Gesichtspunkt betrachtet, ist das ewige Wehklagen über das, was geschehen ist, und noch täglich geschieht, ein offenbarer Beweis, daß es denen, die sich, wie Kinder unter der Rute, durch Zappeln, Wimmern und Schreien zu helfen suchen, an den zwei unentberlichsten Reqvisiten des menschlichen Lebens, am Glauben an Gott und an Sich selbst gänzlich felen muß: denn von jenem ist Ergebung und stilles Dulden die natürliche Folge, und dieser gibt uns Mut und

Kraft, uns gegen den Andrang der äußern Zeitumstände aufrecht zu erhalten, und zeigt uns in unserm Innern zureichende Hilfsqvellen gegen alle nicht ganz unerträgliche Uebel. Indessen muß ich doch bekennen, daß dieser mein doppelter Glaube nicht so unerschütterlich ist, daß er immer gegen die momentanen Wirkungen einer allzugroßen Erregbarkeit und Empfindlichkeit aushalten könte."

Als ich ihn eines Tages in einer solchen Stimmung fand, ergrif er mit besonderer Lebhaftigkeit meine Hofnung, daß es sich wenden werde, wenn es aufs Aeußerste gekommen sey, daß es aber dahin kommen müsse, und daß wir dann dem, der uns jezt in die Schule genommen, das Schulgeld bis auf den lezten Heller bezalen würden. „Ja, ja, rief er, da haben Sie Recht! Nur hütet euch, ihr Jüngeren, solche Gedanken nicht von den Dächern zu predigen, bevor der rechte Zeitpunkt gekommen ist!" Er wurde sichtbar heiterer, denn auf einmal stand Xerxes vor seiner Sele, wie

er mit einer unzälbaren Heeresmacht nach Griechenland vordrang, wie in diesem Augenblick jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwerden, alle Eifersucht, alles Mistrauen vor dem Gefül der gemeinen Not schwieg, wie Eine Sele auf einmal in der ganzen Hellas aufflamte, Athener und Sparter, Euböer und Korinther, und alle übrigen blos fülten, daß sie Hellenen waren, und als Brüder um die Erhaltung und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes kämpften. Aehnliche Ursachen hatten im 15ten und 16ten Jahrhundert ähnliche Wirkungen bei den Helveziern und Batavern hervorgebracht; warum also nicht auch bei den Teutschen? „Es sind beinahe 20 Jahre, sagte er, daß ich (i. J. 1793) über teutschen Patriotismus Betrachtungen, Fragen und Zweifel niederschrieb, denn in Wahrheit, es mußte damals ein moralisches und politisches Wunder scheinen, wenn ein sehr großer, aber aus äußerst ungleichartigen und

schwach zusammenhangenden Teilen bestehender Statskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindende Ursachen, von Einem vaterländischen Gemeingeist beselt, zusammengehalten und geleitet werden solte. Jezt wird freilich das Unmöglich Geschienene wahrscheinlich, allein ist einst die Zeit gekommen, wo es wirklich geworden ist, so denke ich, werde es immer noch gut und heilsam seyn, sich meiner Fragen und Zweifel zu erinnern, damit ein teutscher Patriotismus, wenn er eine Zeit lang kein Unding gewesen, nicht sogleich wie eine Wasserblase wieder zerplaze."

In diesem Augenblicke, wo von einem teutschen Bundestag in Frankfurt die Rede ist, erachte ich es für meine Pflicht, an jene kleine Schrift Wielands lebhaft zu erinnern, und ich kan nicht unterlassen, wenigstens eine Stelle daraus mitzuteilen. „Niemand, sagt er, kan überzeugter seyn, daß Patriotismus die natürliche Frucht einer auf die Gerechtigkeit der Geseze und die Zuver-

lässigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des Volkes mit seinem Zustand ist, unter welcher Regirungsform es auch sey. — Die Freiheit von Unterdrückung, von ungerechter Einschränkung des Gebrauchs seiner Kräfte und Talente, die Befreiung von allen unklugen, auf den gegenwärtigen Zustand nicht mehr passenden, und eben darum ungerechten Gesezen, Gebräuchen und alten Einrichtungen — sind die ersten und notwendigsten Bedingungen, unter welchen es möglich ist, daß ein Volk sich glücklich genug füle, um das Land, in welchem, und die Regirung, unter welcher es diese Vorteile genießt, mit Anhänglichkeit zu lieben, und, wenn es die Not erfodert, alles für ein solches Vaterland tun, leiden und aufopfern zu können. — — — Gesezt aber, alle einzelnen Reichsländer, welche zusammen den großen germanischen Nazionalkörper ausmachen, befänden sich in einem so erwünschten Zustande: wäre man denn wol deswegen auch begründet, anzunemen, daß sie alle, oder daß auch nur

der größte Teil von ihnen den Zusammenhang des Wolstandes ihres besondern Vaterlandes mit der Erhaltung der allgemeinen Verfassung Germaniens, oder mit der Erhaltung irgend eines von ihnen weit entfernten und in keinen besondern Beziehungen mit ihnen stehenden Teils des teutschen Reichs, so deutlich einsehen und so lebendig fülen werde, um wirklich von einem eben so lebhaften Patriotismus für das Ganze beselt zu seyn?"

So schrieb der Mann, welcher erklärt hatte: „er habe seit einigen Jahren so viel Schönes von teutschem Patriotismus und teutschen Patrioten rühmen gehört, und die Anzal der wackern Leute, die sich für diese Modetugend erklären und nüzlichen Gebrauch von ihr machen, neme von Tag zu Tage so sehr überhand, daß er, wäre es auch nur, um nicht zulezt allein zu bleiben und den Ungeraden zu machen, wol wünschen möchte, auch ein teutscher Patriot zu werden. An gutem Willen mangle es ihm, wie er das ganze hei-

lige Römische Reich teutscher Nazion versichern könne, ganz und gar nicht: nur habe er es bisher noch nicht so weit bringen können, sich — — einen deutlichen und rechtgläubigen Begrif davon zu machen." Solte diese einzige ironische Erklärung nicht eine ganze Fracht unserer neuesten politischen Deklamazionen niederwiegen? Es ist doch schön, zu wissen, was man will, und ob das, was man will, auch das Rechte sey!

Zu den allgemeinen Trübsalen der Zeit, die in jenen Tagen Wielands Heiterkeit zuweilen trübten, gesellten sich bald noch allerlei häusliche und persönliche Widerwärtigkeiten. Mehrere Wochen lang schwankte er zwischen Angst und Hoffen über das Leben seiner Tochter Julie, und hatte dann nur den Trost, daß ihr Tod die glücklichste Art zu sterben gewesen. Diesen Verlust geduldig zu ertragen, half ihm ein Blick auf das große Welt-Elend eben so viel als seine Grundsäze, deren Festigkeit er noch weiter bewären solte. Schon seit mehre-

ren Jahren hatte sich ein Augenübel bei ihm eingefunden, welches anfangs nie über zwei Tage anhielt, in einem Winter aber, wo der Schnee ihm sehr lästig wurde, sich bis zu einem Grade verschlimmerte, daß er oft Tage lang alles Lesens und Schreibens sich enthalten mußte, und völlig zu erblinden befürchtete. Indeß hatte sich noch immer seine Konstituzion glücklich erhalten; aber im Herbste des Jahres 1809 überfiel ihn eine so gefärliche Krankheit, daß es wirklich einem Wunder ähnlich war, wie seine Natur den Sieg über die Krankheit behauptete. „Das Sonderbarste meiner Krankheit, schrieb er wenige Zeit darauf, ist, nach der Versicherung meines Arztes, daß das Herz und die ganze Blutmasse an dem schrecklichen Sturme auf alle übrigen Teile meines ohnedies schwachen Körpers keinen Anteil nam, und seine eigene Oekonomie ruhig fortzutreiben schien. Der Puls ging ruhig und gleich, nur etwas schneller als gewönlich. Dafür aber waren alle Muskularkräfte, Nerven, Flechsen und

Sehnen so jämmerlich zugerichtet, alle Drüsen so rein ausgewunden und ausgetrocknet, alle Fibern so abgespannt, daß ein vierteljähriges Kind mehr Stärke in Armen und Beinen hat, als ich in den ersten 14 Tagen. Meine rechte Hand war lange fast unbrauchbar; über 14 Tage kont' ich nicht einen Augenblick stehen. Kurz, ich mußte wie ein Kind wieder von vorn anfangen und die Verrichtungen des animalischen Lebens wieder lernen, als ob sie mir etwas neues wären. Wie gern möcht' ich hier meinen mich umgebenden Töchtern und Enkelinnen eine Lob- und Dankrede halten!" Nur langsam ging es mit seiner Genesung, da Arzneien nichts helfen konten. Der Genuß alten Stein- und Oporto-Weines gab ihm allmälig wieder Kräfte, und er rühmte mir dankbar, wie ihm sein Herzog die Qvelle der Hygiea im Hofkeller eröfnet habe.

Nach seiner Genesung war er sich völlig wieder selbst gleich, nur über Abname des Gedächtnisses klagte er. Gegen den Andrang der

Zeit und die Befürchtungen in Ansehung der Zukunft, die er nicht in allen Stunden gleichmäßig abzulenen vermochte, hatte er inmittelst auch Heilmittel gefunden. Gegen die erste diente ihm seine Uebersezung der Briefe Cicero's, womit er den doppelten Zweck, den er sich vorsezte, treflich erreicht hat, nämlich „aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt und Zeit sich zu versezen, und eine große, schwere und mühselige, aber ihm angeneme und zu seinen gewonten Studien passende Geistesarbeit zu unternemen, die ihn hoffen ließ, die lezten Jahre oder Tage seines Lebens nicht ohne alles Verdienst um seine geliebten — Sprachgenossen zugebracht zu haben." Schwerlich hätte er eine glücklichere Wal treffen können als diese Uebersezung, mit welcher er am 1. November 1806 den Anfang machte. Es war, auch nach dem Vorgang von Ragazoni (Karl Sigonius), keine leichte Arbeit für ihn —, und er beklagte dabei oft, wie auch sonst öfters, daß er Böttigern nicht

mehr in seiner Nähe habe, — diese vier Briefsamlungen an Attikus, seinen Bruder Qvintus, M. Brutus und Verschiedene in chronologische Ordnung zu stellen; dafür aber war sie ihm auch desto belonender, denn er gewann dadurch eine fortlaufende Geschichte jener Zeit, und — welche Geschichte welcher Zeit! Wenn sie nicht zum Orakel der Gegenwart wurde, so war es nicht seine Schuld. „Nie, sagt er, hatte man so große Kräfte, in einem so hartnäckigen Kampf um Freiheit oder Sklaverei auf der einen, um Alleinbeherschung der Welt oder Tod auf der andern Seite mit einander ringen sehen. Nie hatte sich noch so auffallend zu Tage gelegt, wie wenig die größten Talente, mit Rechtschaffenheit, Mäßigung und Humanität verbunden, gegen grenzenlose Herschsucht, welcher alle Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen gleichgiltig sind, auszurichten vermögen. Nie hatte sich augenscheinlicher bewärt, daß die erstaunlichsten Weltveränderungen sich zwar aus dem vorhergehenden und gegen-

wärtigen Zustand der Dinge, aus dem Charakter der handelnden Personen, aus ihren Lagen, Verhältnissen und Leidenschaften, kurz aus der immer individuellen Wirkung und Gegenwirkung aller dieser noch so sehr verwickelten Ursachen, so natürlich und begreiflich entwickeln, als ob die Götter und das Schicksal blos müßige Zuschauer dabei abgäben: und gleichwol der Verwegenste und Ruchloseste so offenbar von den unsichtbaren Mächten unterstüzt zu werden scheint, daß man sich notgedrungen fült, in allem diesem den verborgenen Plan einer über die menschlichen Dinge waltenden höchsten Macht zu erkennen, von welcher der begünstigt scheinende Liebling des Glücks unwissender Weise das bloße Werkzeug ist." — Ihm selbst war die Vergleichung des Jezt mit dem Einst, die sich ihm bei dieser Arbeit so oft aufdrang, höchst interessant, und er wünschte, daß auch von Andern dieser historische und weltbürgerliche Gesichtspunkt gefaßt werden möchte. Darum wendete er auf diese Ueber-

sezung den sorgfältigsten Fleiß, — bei absichtlich zweideutigen Ausdrücken des Briefschreibers, die ihn und die Zeit zugleich charakterisiren, suchte und wälte er oft Stunden lang unter entsprechenden teutschen, — und fügte Einleitungen hinzu, durch die er nicht blos seinem Cicero denselben Dienst erwieß, den er einst seinem Horaz erwiesen hatte, sondern auch dem Leser das Verständniß der alten und neuen Zeit erleichterte. Wenn ihm nun Cicero nebenher durch seinen unerschöpflichen Reichtum an Wendungen, die Genialität seiner Laune oder seines Wizes, den feinen Attizismus in leichtscherzender Einkleidung seines Tadels oder Spottes, die ihm so geläufige Sokratische Ironie, — lauter Tugenden, die Wieland so sehr liebte und selbst besaß, — Freude machte, so suchte er ihm das dadurch zu danken, daß er sich eifrigst angelegen seyn ließ, keinen schönen oder kräftigen Ausdruck, keine bedeutende, in unsre Sprache übertragbare Metapher, keine der feinern Schattirungen oder Wendungen,

keine Grazie, die er erhaschen konte, sich entgehen zu lassen. Uebrigens wich er auch hier nicht von seinen alten Uebersezungsmaximen ab, und wolte durchaus kein lateinisch Teutsch schreiben.

Wenig felte, daß Wieland nicht zu Zeiten über jener alten Katastrophe die neuere vergessen hätte, die er selbst erlebt hatte, „aber leider! — wie er schreibt — nicht als handelnde, sondern als leidende Person, oder als bloßer ohnmächtiger Zuschauer, der anstatt zu applaudiren oft lieber hätte rasend werden mögen, daß er nicht wenigstens wie Roland rasen, Eichbäume und Weißtannen ausreißen, und damit unter den Feinden Gottes und der Menschen eine so schreckliche Niederlage anrichten konte, daß man noch nach tausend Jahren in allen Spinnstuben davon zu erzälen gehabt hätte. — Ich gestehe, dies ist nicht sehr Christlich, aber es ist wenigstens Sokratisch: denn der höchste Begrif, den sich der gute Sokrates von einem wackern und tauchli-

chen Manne machte, war, daß er ein Mann sey, der immer den Willen habe, seinem Vaterland und seinen Freunden alles mögliche Gute, den Feinden derselben hingegen alles nur ersinnliche Böse zu tun. — Aber wo bin ich auf einmal hingeraten? Wenigstens nicht aus unserer Zeit hinaus, wo man beinahe täglich Dinge hört, die diejenige von unsern drei Selen, welche der göttliche Plato die zornmütige nent, in einem ewigen, geistigen Gallenfieber erhalten. Das Beste in der schönen Ordnung der Dinge, in die uns der Himmel (pour nos péchés) zu sezen für gut gefunden hat, ist noch, daß gerade diese ununterbrochene Folge von unerwarteten Ereignissen, die beinah in geometrischer Proporzion immer ärger und ärgerlicher werden, uns wenigstens vor fixen Ideen bewart; denn das alles wälzt sich über einander wie die Wogen einer stürmischen See, und bevor man Zeit hat, einer Diablerie recht ins Gesicht zu sehen, fällt schon eine noch gräßlichere über uns her." Wiewol

sich nun Wieland in ganz unbefangenen Augenblicken beschied, daß die Zeitgenossen der großen Weltschauspiele zu nahe und nicht hoch genug ständen, um ein weltbürgerliches Urteil darüber zu fällen, wovon er an Cicero das Beispiel immer vor Augen hatte; so war es doch dem so echt und rein weltbürgerlich gesinten Manne nicht möglich, den Gedanken von sich abzuhalten, wie dies alles nun wol mit dem zusammenhangen möge, was Lessing die Erziehung des Menschengeschlechts genant hatte. Warf er nun aber, erfüllt von diesem Gedanken, einen beobachtenden Blick auf die Gegenwart, und sah die immer mehr einreißende Gleichgiltigkeit gegen den höheren Menschenwert, in welcher man von der einen Seite Religion, Moralität und Literatur zu schändlichen Werkzeugen des schreiendsten Unrechts misbrauchte und erniedrigte, von der andern die Unterschiede zwischen Zwang und Pflicht, Gewalt und Recht, Aberglauben und Glauben, Vernünftelei und Vernunft, immer weniger

achtete, so war es wol natürlich, daß ihm gegen die fortschreitende Veredlung des Menschengeschlechts wiederum nicht unbedeutende Zweifel erwachsen mußten. Wäre er nun wirklich der Mann gewesen, der nie auf einem andern als dem gemeinen realistischen Standpunkte gestanden hätte, so würde er jezt triumphirend gefragt haben, ob er nicht Recht gehabt. Der aber hat Wielanden nie erkant, der ihn im Ernst auf diesem Standpunkt geglaubt hat. Wie hätte Wieland aber einen solchen sicherer widerlegen können, als da Er, der für seine Person nicht bedrückt, sondern vielmehr geschont, geehrt und vor Tausenden ausgezeichnet war, am nahen Ziele seiner Bahn nur in dem Gedanken Beruhigung fand, daß die Besten und Edelsten sich eng und immer enger zusammenstellen und einen heiligen Bund für Wahrheit und Recht schließen würden, welcher, das höhere Menschenleben treu in sich bewarend, für die Zukunft einen sicheren Halt darböte.

Solch einen Bund solte Wieland selbst noch

finden, und, indem er als Mitglied in denselben trat, zugleich auch für die Zeit, die er selbst nicht mehr sehen würde, die Beruhigung, deren sein edles, menschenliebendes, und von der höheren Menschheit durchdrungenes Herz noch bedurfte. Am 4. April 1809 wurde er von der Freimaurerloge Amalia zu Weimar auf eine ausgezeichnete Weise als Bruder aufgenommen. Wenn ein Mann wie Wieland, der bei seiner Klarheit, heiteren Vernünftigkeit und ruhigen Besonnenheit Zeit seines Lebens alles Mysteriöse und geheimtuende Wunderwesen entschieden von sich abgehalten, ja bekriegt hatte, in seinem hohen Alter, bei völlig ungeschwächter Geisteskraft, in eine solche Verbrüderung tritt, so sucht er gewiß darin nicht das Unsichtbare zu sehen, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unmögliche wirklich zu machen, und würde durch ein bloßes Spiel mit Symbolen so wenig als durch eine alltägliche Klubbgesellschaft befriedigt gewesen seyn. Allen Forschungen nach hermetischen, magischen, gnosti-

schen und kabbalistischen Geheimnissen würde dieser Mann bald entflohen seyn, fest konte ihn nur halten das ernste, tätige und anhaltende Streben, vor allem Sich selbst, und dann auch, so viel möglich, die übrigen Menschen dem Ideale der Humanität, dem, was der Mensch, gleichsam als ein lebendiger Stein in der ewigen Stadt Gottes, zu seyn bestimt ist, durch unermüdete Bearbeitung immer näher zu bringen, und dabei nie dem kleinmütigen Gedanken „nach dem Unerreichbaren zu streben sey vergebliche Mühe" Gehör zu geben. Ihm kan die wahrhaft königliche Kunst keine andere seyn, als die Kunst recht zu leben. So sezt er auch hier nur das Geschäft seines Lebens fort, wissentlich und absichtlich an dem Baue, dessen Gipfel sich im Unendlichen verbirgt, und zu dessen Förderung der höchste Baumeister der Welten uns Alle berufen hat, nach Vermögen zu arbeiten. Treibt er aber auch jezt nur, was er sein ganzes Leben lang trieb, so geschieht es

doch jezt mit größerer Gewißheit, gleichsam einer Verbürgung, nicht blos im Andenken der Nachwelt fortzuleben, sondern auch fortzuwirken. „Was ist denn, sagte er, eines jeden, dieses Namens würdigen, Menschen wahres Leben? Was verdient diesen so viel umfassenden, so viel bedeutenden Namen im höchsten Sinne? Etwa jenes unstete Hin- und Herwogen auf dem stürmischen Meere der Sinnenwelt, wo wir nichts, was außer uns ist, unser nennen können, und jeder Augenblick, indem wir uns seiner versichern wollen, bereits von dem folgenden verschlungen ist? Oder etwa diese dumpfe Art von Daseyn, die der Mensch mit dem Tiere des Feldes gemein hat, und worin sich seine ganze Tätigkeit auf Befriedigung seiner sinlichen Triebe und Bedürfnisse, und wenns hoch komt, auf Erstrebung selbstsüchtiger, von tausend Zufälligkeiten abhängender und daher auch selten gelingender Entwürfe beschränkt? Mit Einem Worte, besteht das Leben in dem, weswegen es den Namen

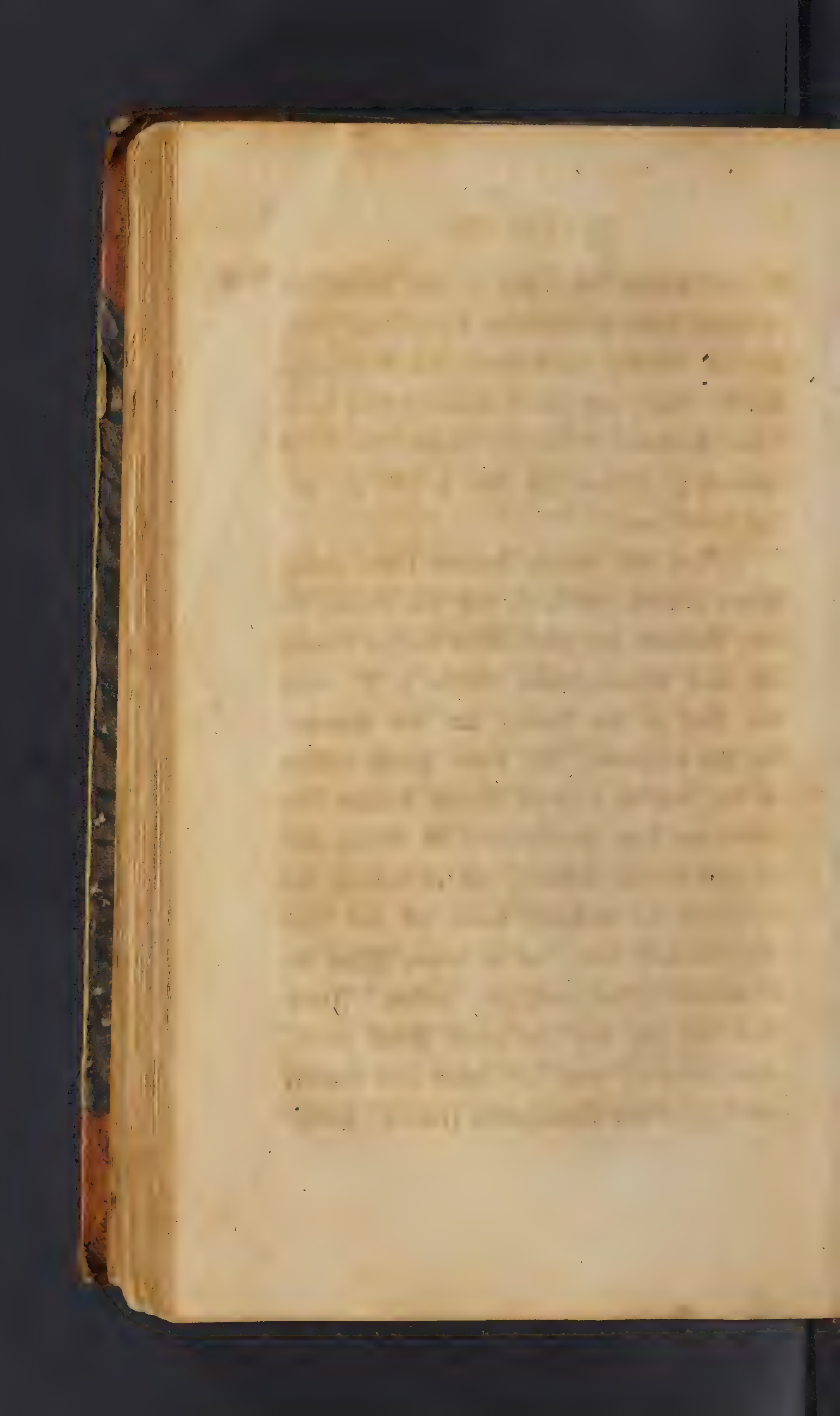
eines Traums verdient? Oder nicht vielmehr in wolgeordneter und, so viel möglich, ununterbrochener Uebung und Anwendung der edelsten Kräfte unsers Geistes und der schönsten Gesinnungen und Gefüle unsers Herzens, wodurch beide eine unverwandte Richtung auf Beförderung des Guten außer uns, d. i. auf solche Kraftäußerungen, welche als Bestandtheile des allgemeinen Wols und der allseitigen Ausbildung und Vervolkomnung der Menschheit anzusehen sind? Lebt nicht jeder edelgesinte Mensch weniger für sich selbst, als für andere? Ist nicht sein Daseyn, mehr oder weniger, eine immerwärende Aufopferung? War nicht, aus diesem Grunde, ein sich selbst nach und nach verzerendes Licht von Alters her das schönste Sinnbild eines edlen und guten Menschen? Und kan man also nicht mit Wahrheit sagen: Das Leben im Andenken der Nachwelt, da es nur die natürlichste Folge ausgezeichneter und immer fortwirkender Verdienste ist, sey mit dem vorhergegangenen sichtbaren Leben in der Mit-

welt gleichsam aus einem Stücke, und als eine wirklich fortgesezte Persönlichkeit in derselben zu betrachten?"

Auf solche Weise wirkte unser Wieland an dem schönen Werke seines Lebens auch in den lezten Tagen fort, und es gelang ihm dadurch, seine innere, reine Glückseligkeit auch in den schrecklichsten Stürmen der Zeit nicht ganz zerstört zu sehen, da sie auf so gutem Grunde ruhte. War es aber ein Wunder, wenn auch alles wetteiferte, die Zufriedenheit eines solchen Greises befördern zu helfen? Seit seiner Rückkehr von Osmanstädt war jedes Jahr sein Geburtstag ein Festtag für alle gebildeten Bewohner Weimars, die sich zu eben diesem Behuf i. J. 1809 auch nach Belvedere begeben hatten. Als er in eben solchem Kreise seinen 80sten Geburtstag i. J. 1812 zu Jena feierte, überraschten ihn die Brüder mit einem Beweis ihrer Achtung, indem sie ihm eine einfache, auf ihn verfertigte, Medaille überreichten. Fast glücklicher jedoch als diese Feier, die ihn selbst



WIELAND
Grösse
der
Gedächtniss-
Medaille.
UNSTERBLICHEN



betraf, machte ihn, daß er nun fortwärend in einem schön verbundenen Kreise jedes Jahr den 24. Oktober feiern konte, den Stiftungstag der Loge, und den Geburtstag ihrer erhabenen Stifterin Amalia, deren Gedächtniß lebendig zu erhalten ihm eine so süße als heilige Pflicht war.

Zu den sehr großen Freuden seines hohen Alters gehörte auch noch, daß sein Schwiegersohn Reinhold und seine älteste Tochter Sophie mit zwei hofnungsvollen Enkeln i. J. 1809 von Kiel zu ihm kamen, und den Sommer bei ihm verlebten. Mit hoher Freude erfüllte es ihn, daß die erhabene Mutter Kaisers Alexander auf seine Vermittelung für Seume eine jährliche Pension aussezte, und es schmerzte ihn nur, daß die Nachricht davon erst zwei Tage nach Seume's Tode, den in solchen Fällen ein besonderer Unstern verfolgte, ankam. Indeß stand auch ihm noch ein harter Unfall bevor, indem er am 11. Sept. 1811 durch einen Umsturz des Wagens das Schlüsselbein zerbrach, wärend

seine jüngste Tochter Luise noch weit gefärlicher verlezt ward. Mit welchem Stoizismus er dieses widrige Geschick ertrug, bewunderten alle, die ihn zu jener Zeit sahen. „Die schmerzlichen Folgen des Falles, schreibt Göthe, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmut, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wol billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey. Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewärte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nam er Teil an den herkömlichen Unter-

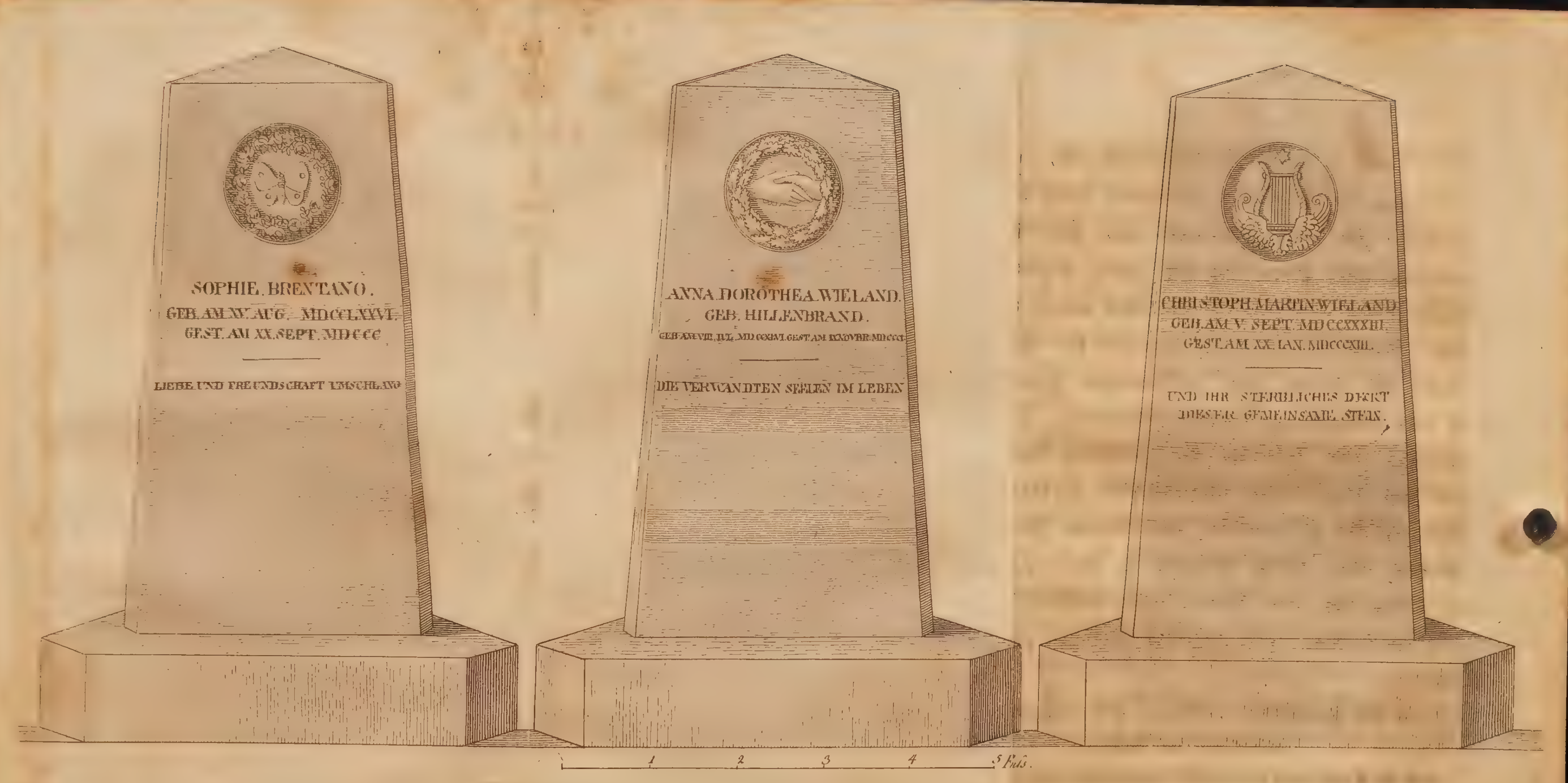
haltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder."

Wärend aller dieser Abwechselungen, Beschäftigungen und Genüsse eines so gemütvollen Lebens hatte Wieland indeß den Plaz stiller Ruhe zu Osmanstädt nicht vergessen. Durch die Vermittelung eines Freundes war es dahin gediehen, daß derselbe von seinem dermaligen Besizer abgetreten wurde, und er gehört seit dem August 1804 unveräußerlich der Familie Brentano zu Frankfurt am Main. Schon damals tat man den Vorschlag, ein Denkmal daselbst zu errichten, und da Wieland bestimt erklärt hatte, nach seiner irdischen Pilgerschaft auch dort zu ruhen, so war die Aufgabe, durch Ein Monument die drei dortigen Gräber zu bezeichnen, und man genemigte die Idee eines jüngeren Freundes, eine dreiseitige Pyramide zu errichten, die in der Mitte der drei Gräber auf einem kleinen Rasenhügel so aufgestelt werden

folte, daß sie durch die Schrifttafel und das Emblem jeder Seite das vorliegende Grab bezeichne. Für Sophie Brentano wälte man das Emblem einer Psyche mit dem Kranze jugendlicher Rosen umgeben, für Wielands unvergeßliche Gattin das sprechende Sinnbild der Eintracht und Treue, zwei verschlungene Hände in dem Eichenkranze teutscher Biederkeit, für Wieland selbst späterhin die geflügelte Lyra mit dem Sterne der Unsterblichkeit darüber. Der trefliche Weimarische Hofbildhauer Herr Weißer fürte diesen Entwurf in Seeberger Sandstein aus, und Wieland selber verfertigte noch am 6. Dec. 1806 folgendes Distichon zur Inschrift:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Selen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Wer noch im einbrechenden Winter des Jahres 1813 sah, welcher fortdauernden Gesundheit der achtzigjährige Greis genoß, und welchen Anteil er noch an Ifflands kunstreichen



Wieland's Grab-Monument zu Osmanstädt.

Fac-simile von Wielands eigner Handschrift vom 6. Decbr. 1806.

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben

Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.



Darstellungen auf der Weimarischen Büne nam, der hätte nicht gefürchtet, daß auch sein Sterbliches nun so bald dort ruhen solte. Unerwartet aber bekam er einen schlagähnlichen Zufall. Nach einer Stunde schien die Natur durch einen Fieberfrost selbst eine Krise zu machen, und sein Arzt entfernte wirklich durch die zweckmäßigsten Mittel für die ersten Tage alle Gefar; doch in der Nacht vom 13ten Januar wiederholten sich die krampfhaften Zufälle, und das Fieber kerte zurück. Von jezt an nam die Gefar zu; doch den Blick des ehrwürdigen Greises trübten keine Bilder des Todes. Nicht ganz ohne Schmerzen waren die lezten Tage; allein, so wie er ruhiger wurde, beschäftigte sich seine Phantasie nur mit der Gegenwart, mit seinen Kindern, und mit der Beendigung seiner Uebersezung der Briefe Cicero's. Der neunte Tag war ruhiger, und gab Hofnung; am zehnten aber kerte das Fieber mit Heftigkeit zurück; mannichfache Bilder der alten klassischen Zeit gingen vor seiner Sele

vorüber; italienische Worte, die man von ihm hörte, deuteten, daß er in den Gefilden Ariosto's wandle, und unerklärlich ahnend ruhte sein edler Geist zulezt auf Shakspeare. Seine geliebten, ihn wehmutsvoll umgebenden, Kinder vernamen in den Abendstunden mehrere Male schwach, aber doch vernemlich, Hamlets berühmte Worte: Seyn oder Nichtseyn, die er teutsch und dann auch engländisch aussprach. Hierauf ward er ruhiger, und schien sanft zu schlummern; aber kurz vor Mitternacht trente die schöne Sele sich von der irdischen Hülle. (20. Januar 1813.)

Tief war der Eindruck, den diese Trauer-Nachricht auf ganz Weimar machte, eben so allgemein aber auch der Wunsch, in den irdischen Ueberresten noch das Andenken des edlen Verewigten zu ehren. Es liegt etwas so Tröstliches in dieser lezten Pflicht, und etwas so Heiliges zugleich, daß kein zartes Gemüt ihrer entsagen möchte! Die Brüder-Maurer beschlossen daher ein feierliches Todenopfer. Wielands

noch lebender ältester, 43jähriger Freund, der Legazionsrath Bertuch räumte dazu das durch architektonische Verzierungen passende Lokal seines mittleren Gebäudes ein, welches schwarz ausgeschlagen und zweckmäßig verziert wurde. Hier wurde die Hülle des ehrwürdigen Dichters und Weisen am Sonntag Abend den 24. Januar von 8 — 10 Uhr auf einem Katafalk ausgestelt. Der Kopf, welchen über der schwarzen Samt-Kalotte ein Lorberkranz zierte, ruhte auf blauseidenen Küssen, mit goldenen Spizen besezt. Ueber den unteren Teil des Sarges, so wie über den Deckel, war eine blauseidene Decke mit Gold besezt ausgebreitet, und den Körper kleidete ein weißes Sterbegewand. Auf dem Deckel lagen oberhalb auf einem roten Samtkissen Oberon und Musarion, in den Prachtausgaben von Göschen und Degen, in Maroqvin gebunden, und mit einem großen Lorberkranz umwunden. Darunter — gleichsam aus diesen klassischen Werken entsprungen — ruhten auf einem roten samtnen und darauf

liegenden kleinern Kissen von weißem Atlas der Kaiserl. Russische St. Annen-Orden, so wie der Kaiserl. Französische Orden der Ehrenlegion.

Schmerzenvoll wallfarteten zallose Verehrer und Freunde, in jenen Abendstunden, den Vollendeten noch einmal in Weimars Mauern zu schauen. Unverändert waren seine Züge; der Todesengel hatte nur einen erhöhten milden Ernst darüber ausgegossen, daß er ganz das Bild eines Verklärten darstelte.

In der folgenden Nacht wurde die Leiche still nach Osmanstädt gebracht, und in dem Gartensale des Gutsgebäudes einstweilen beigesezt und bewacht. Am Nachmittag des 25. Januar versammelten sich die sämtlichen Brüder der Loge Amalia und eine große Anzal von Wielands Verehrern und Freunden in dem Schlosse zu Osmanstädt. Auch die französische Gesandschaft und eine Deputazion der Stadt Weimar erschien, und drückte öffentlich ihre teilnemende Achtung und Verehrung aus. Um 3 Uhr be-

gann der Zug zur Beerdigung. Auf dem Sarge lag wieder ein Band von Wielands Werken, mit dem großen Lorberkranz umgeben, und daneben die beiden Orden. Der Sarg ward von 16 Maurer-Brüdern getragen. Zunächst dem Sarge folgte der französische Gesandte, Baron St. Aignan, mit dem ältesten Sohne Wielands, und an sie schloß sich die übrige ansehnliche Begleitung paarweis an. Es war ein schöner, zwar kalter, aber sonnenheller Wintertag. Die einfachen Glocken der Dorfkirche läuteten; mit inniger Wehmut war die ganze Gemeinde des Orts herzugeströmt, um ihrem alten Gutsherrn, wie sie Wieland noch immer nanten, die lezte Ehre zu erweisen. Treue maurerische Freundschaft umgab die ehrwürdige irdische Hülle, und so näherte sich der Zug die lange Allee des ehemaligen Schloßgartens hinab dem Bosket, wo das Grab sich befand. Hier war das Weimarische Chor versammelt, und stimte bei Annäherung des Zugs einen sanften Trauergesang an. Der Sarg

wurde am Grabe niedergesezt, und Herr O. C. R. Günther hielt noch eine kleine, aber herz- und gemütvolle Rede, worauf, unter Anstimmung des Gesanges von Stockmann: Wie sie so sanft ruhn, mit tränendem Blick ein jeder dem Abgeschiedenen ein leztes Lebewol, und sanfte Ruhe seiner Asche wünschte.

Heilig sey uns das Angedenken eines der reinsten, ehrwürdigsten und liebenswürdigsten Menschen!

Wenn nach vielen, vielen Jahren die Enkel unserer Enkel nach der heiligen Stätte wallfarten, wo duftende Blumen seine Hülle freundlich decken, dann mögen sie sich erzälen, wie er durch sein langes Leben unermüdet nach dem Wahren forschte, das Gute übte, und das Schöne darstelte; wie er redlich und mit besonnenem Eifer für die Ehre der teutschen Literatur sich bemüht, unter uns sie gefördert, im Ausland selbst ihr Achtung verschaft hat: denn welche zivilisirte Nation in Europa kante, ehrte und liebte ihn nicht? Mag es doch seyn, daß

die eigene Qvelle der Poesie minder reich bei ihm strömte als bei andern; allein er hat die schönsten Qvellen der Griechen, Römer, Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier in ihr Bett geleitet, daß sie so erweitert als ein herrlicher Strom dahinfloß. Daß er, der Einzige, Luzian und Horaz, Xenophon und Shaftesbury, Ariosto und Cervantes, Voltaire und Chaulieu, Sterne und Metastasio unter uns erneuert, hätte nie Tadel, nur immer Dank verdient, und wol mit Recht waren unsere Väter stolz auf einen solchen Mann. Er lieferte uns Muster von didaktischen Gedichten, dergleichen keine andere Nazion hat; Er fürte das romantische Epos unter uns ein, und ist von keinem seiner Nachfolger übertroffen; Er gab uns die ersten philosophischen Romane, deren innerer Gehalt, unter allem Wechsel der Mode, und selbst als späterhin Meisterwerke dieser Art erschienen, ihnen Dauer sichert; Er gab uns Singspiele, wie wir sie nicht geahnet hatten und als es noch kein erträgliches unter

uns gab; Er war einer der melodiösesten Sänger, und selbst die teutsche Sprache verdankt ihm mehr, weit mehr als manche glauben, da Er es vorzüglich war, durch den sich die feinere Umgangssprache bildete, durch welche allererst die französische aus den höheren Zirkeln verdrängt ward. Welchen Dienst er dadurch der ganzen teutschen Nazion geleistet, ist kaum ermeßlich! Und wie viel Wissenswürdiges hat nicht Er allein zur Kunde der Gebildeten seines Volkes gebracht? Ja hat er nicht selbst seiner Zeit und seinem Volk eine höhere Bildung gegeben? Die Grazien, diese steten Gefärtinnen seines Lebens, hat er in die geselligen Kreise unserer Väter eingefürt, daß sie nun die frohen Teilnemerinnen unsrer Freuden und nicht mehr rohen oder steifen Gelage sind. An der Hand freundlicher Musen ließ er die Weisheit erscheinen, nicht um das Leben zu trüben und zu verdüstern, sondern um es zu beglücken, indem sie es veredelte. Gegen die Torheiten stand ihm ein lächelnder Satyr zur

Seite, aber auch dieser mußte der Weisheit, sogar durch Mutwillen, dienen. Mild gegen den Irtum, schonend gegen Feler, war er für Vernunft, für Tugend und Recht, für alles, was der Menschheit heilig ist und was allein dem höheren Menschenleben Wert gibt, ein unermüdlicher, eifriger Kämpfer, so wie ein furchtbarer Bekämpfer aller Verfinsterung, aller Unterdrückung. Menschenfurcht war ihm so fremd wie Todesfurcht, denn wie er lehrte, so lebte er. Veredlung und Beglückung seines Brudergeschlechts war sein Ziel. Selbst Gottesfurcht war nicht in ihm, wol aber innige, kindliche Liebe Gottes, und darum nam er dankbar alles Gute, mit ruhiger Ergebung das Unglück hin; er schwazte nicht Philosophie und Religion, betätigte sie aber im Handeln. Nur Schein war es, wenn er im Irdischen versunken und ganz ihm hingegeben erschien; in ihm war und wirkte das Höhere, allein er kante nichts Höheres als die Vernunft, die sich nicht aufspreizt wie die Phantasterei, und sich nicht

auf Stelzen stellt, um größer zu scheinen. Das wahrhaft Große lärmt nicht und pralt nicht, es ist und tut. Gibt es aber im Leben etwas Größeres, als nie in Gemeinheit sinkend, den Sinn stets auf das Edle gerichtet, unausgesezt ein guter Mensch, Bürger, Gatte, Vater und Freund zu seyn? Höchstens kan der unausgesezte Eifer noch höher stehen, der nicht abläßt, so viel in seinen Kräften ist und so weit seine Kräfte reichen, eben dies bei dem jezigen oder künftigen Menschengeschlecht zu bewirken. Wessen Eifer dafür war aber größer als Wielands? Er, der so wenig hassen als beneiden und verläumden konte, der selbst an den ungeheuern Ereignissen seiner lezten Tage, die ihm als Menschen und als Teutschen oft so gewaltig ans Herz griffen, doch ohne Parteisucht und ohne Grimm Anteil nam, gestand doch einen Haß ein, den Haß nämlich gegen einen solchen Mann,

Der, wenn ihn auch kein Amt zum Dienst der Welt verbindet,
Beruf, und Eid und Pflicht nicht in sich selber findet.

Sie fand Wieland in sich, ihnen gemäß lebte er, in diesem Bewußtseyn ging er lächelnd dem Tod entgegen. Heilig sei uns Dein Angedenken, du lieblicher Sänger, du echter Weiser, du verdienstvoller Teutscher, du edler Mensch!

Zusätze und Erläuterungen.

Die Geburt hat mich in Umstände versetzt, welche mir alle Hofnung, jemals nur mittelmäßig glücklich zu werden, hätten benehmen sollen. Schon in meinen Voreltern bis in den vierten aufsteigenden Grad, hat mich das Glück verfolgt, und die schwachen Strahlen, die mir einige bessere Aussichten gaben, hat ein funfzehnjähriger Prozeß einer Großmutter ausgelöscht, welche das Schicksal, zum Besten der Advocaten und zu meinem Unglück, mit dem Charakter der Frau Gräfin von Pimbeche, Orbeche u. s. w. begabt hat. Ich sehe als einigen Ersaz für diese Nachteile an, daß meine Väter, seit ein paar Jahrhunderten den Ruhm der ehrlichsten und edelmütigsten Leute in meiner kleinen Vaterstadt behauptet haben. — G. S. 1, 333 fg.

Man hat in meiner ersten Kindheit eine besondere Ernsthaftigkeit und Zärtlichkeit an mir bemerkt, die sich auch im Spielen äußerte. Meine Eltern, denen die Vorsehung sehr wenige Glücksgüter und desto mehr Redlichkeit und Liebe zu mir gegeben, zogen mich sorgfältig auf. Bis in mein vierzehntes Jahr legte ich teils unter meinem Vater, teils unter andern Lehrern Gründe im Latein, Griechischen, Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Historie *). Ich liebte die Poesie von meinem eilften

*) Ich habe schon vom neunten Jahre an, ohne Anweisung Verse, lateinische und teutsche, gemacht, — bin als ein Knabe von acht Jahren über die Helden des

Jahre an ungemein. Gottsched war mir damals magnus Apollo, und ich las seine Dichtkunst unaufhörlich. Brockes war mein Leibautor. Ich schrieb eine unendliche Menge von Versen, besonders kleine Opern, Cantaten, Ballette mit Schildereien nach Art des Herrn Brockes. Ich pflegte deswegen schon mit der ersten Morgenröthe aufzustehen, weil ich des Tages über keine Verse machen durfte. Im zwölften Jahre übte ich mich sehr in lateinischen Versen, und weil ich in meinen kindischen Gedanken zu stolz war, kleine Versuche zu machen, so schrieb ich ein Gedicht in 600 Versen im Genre Anakreons von der Echo, und ein großes Gedicht in Distichis von den Pygmäen, welches eine Satyre auf eines Rectors Frau war, und wobei ich den Vers des Juvenal zum Grund legte: Et levis erecta consurgit ad oscula planta. — — Ich verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mama nicht rettete **). Ich liebte die Einsamkeit sehr, und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern. Ich lernte auch ein wenig zeichnen. Im vierzehnten Jahre schickte man mich nach Klosterbergen bei Magdeburg, eine der besten Schulen in Teutschland. Hier legte ich Gründe in allen philo-

---

Cornelius Nepos entzückt gewesen, und habe vor Verlangen ein Epaminondas oder Phocion zu werden geglühet, — u. s. w. G. S. 1, 504.

**) Seiner Mutter gelang es jedoch, einen ziemlichen Vorrat zu retten; als sie ihm aber denselben zeigte, da er schon Mann geworden, warf er auch diesen ins Feuer, und die Liebhaber von Curiositäten dürfen daher auf keinen Fund rechnen. — Aus der frühesten Kindheit erinnerte er sich noch eines Verses, der sich anfing:

Fromme Kinder, die gern beten,
Müssen vor den Herren treten.

logischen, mathematischen und philosophischen Wissenschaften, wie auch in der Theologie, der ich gewidmet war. Sobald ich aber im funfzehnten Jahre über Wolfen und Baylens Dictionaire kam, abandonirte ich Alles um die Philosophie. Ich las viele französische Piecen von Fontenelle, d'Argens, Voltaire. Damals machte ich nach Art des Pygmalions des S. Hyacinthe einen philosophischen Aufsaz, worin ich aus philosophischen Prinzipiis, die ich durch einen Syncretismum der democritisch-leibnitzischen Lehren herausbrachte, zeigen wollte, wie die Venus gar wohl hätte, ohne Zuthun eines Gottes, durch die innerlichen Gesetze der Bewegung der Atomen, aus Meerschaum entstehen können, und daraus den Schluß machte, die Welt könne ohne Gottes Zuthun entstanden seyn. Ich bewies aber in eben dieser Schrift, daß Gott nichts desto weniger als die Sele dieser Welt existire. Dieser Aufsaz fiel meinen Lehrern in die Hände, und machte mir viel Verdruß, welcher noch größer würde gewesen seyn, wenn nicht meine übrige Aufführung so sehr moralisch gewesen wäre *). Unterdessen meditirte ich doch immer, glaubte nichts ohne Prüfung, und fiel endlich in Zweifel wegen der Wirklichkeit Gottes, die mir viele Thränen und schlaflose Nächte kosteten. In diesen zwei Jahren, als ich in Bergen war, fand ich an einem gewissen Herrn Räther, einem meiner Lehrer, einen andern Vater. Er gab sich viele Mühe, mein Herz zu bilden, und es gelang ihm ziemlich, da er mich vollkommen kannte und ein Menschenfreund war. Ich las damals auch Herrn Breitingers Dichtkunst, Hallers Gedichte, den Messias und eine Menge kritischer Schriften. Ich hatte in der Zeit von meinem zwölften bis ins sechszehnte Jahr fast alle Autoren des goldenen und silbernen Zeitalters gelesen, Livium, Terentium, Virgil, Horaz; Cicero aber liebte ich am meisten. Im sechszehnten Jahre kam ich nach Erfurt zu einem

*) Vergleiche G. S. 1, 330.

Anverwandten, der mich viel Gutes und Böses in der Philosophie lehrte *). Ich prüfte aber Alles; war eine Zeitlang Materialist, und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie. Erst alsdann gefiel mir die Theodicee, weil sie mit den Meditationen, auf die ich selbst gerathen war, oft coincidirte, und ich verband ihre Lectur mit Bayle und Bruckern. Um dieselbe Zeit ging ich mit einem epischen Gedichte um, von dem ich ein gutes Stück in teutschen Hexametern anfing. Ich verließ dies

*) Brief an Riedel v. 10. Aug. 1768 „Ich kenne Baumer, besser als Sie vermuthen, weil ich das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter seinen Augen zu leben, an seinem Tische zu hungern (denn vom essen war nicht viel die Rede) und von seiner Philosophie eine so abscheuliche Menge von Selenblähungen zu bekommen, daß ich ohne Amors Beistand, der mich im August 1750 durch den ersten Anblick der liebeathmendsten Kreatur, die ich jemals gekannt habe, plötzlich metamorphosirte, nimmermehr davon wieder zurecht gekommen seyn würde. Das Uebel mußte wirklich groß gewesen seyn, weil sogar die mirabiles amores, welche mir diese Dame (die seit acht Jahren meine Freundin und gute Base ist, und damals meine Göttin war) einflößte, und die erstaunliche Veränderung, welche sie in meiner Sele wirkte, dennoch einen so großen Widerstand in der metaphysischen Verwickelung meines Gehirns fand, daß das erste Opfer, welches ihr meine glühende Liebe brachte, ein so seltsamer Zwitter von metaphysischem Schulgewäsche und von der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von 17 Jahren eingehaucht hat, war, wie Sie vermuthlich das Lehrgedicht: Von der Natur, mit mir finden werden." W. S. 1, 200 fg. — In späterer Zeit, wo W. des gekränkten Appetits weniger gedachte, ließ er Baumern mehr Gerechtigkeit wiederfahren, und erkante das im Don Quixote ihm dargebotene Korrektiv gebührend an.

Sujet, weil es eine Götterfabel war. In Erfurt hatte ich keinen Freund; denn ich fand Niemand, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband. Im siebzehnten Jahre mußte ich nach Hause; ich blieb den Sommer über im Jahre 1750 zu Biberach. Ich wurde abwesend mit einer Base bekannt, deren Sele ich mit der meinen so vollkommen harmonisch fand, daß ihr zur Gleichheit nur meine Fehler gebrachen. Ihre Freundschaft, und endlich auch ihr obwohl kurzer Umgang, machte mich plötzlich zu einem ganz andern Menschen. Kaum ging mit dem Junius Brutus eine solche Veränderung vor. Aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopfe ward ich gesetzt, zärtlich, edel; ein Freund der Tugend und Religion. Ich kam hierauf hieher (nach Tübingen), um, wie mir befohlen war, Jura zu lernen. Ich fand aber keinen Geschmack daran, und fuhr also fort, doch mit einigem, und vielleicht nicht ungegründetem, Widerwillen die sterilen schönen Wissenschaften und Philosophie zu treiben **). Ich schrieb im Februar, Merz, April des 1751 Jahrs das Lobgedicht, im Mai den Lobgesang auf die Liebe, im Juni und Juli den Herrmann. Ich habe hier keine Lehrer gehabt, sondern beständig allein studirt. Der Mangel des Umgangs mit geschickten Leuten und Freunden hat mir sehr geschadet. Ich bin im-

---

**) Meiner Eltern Absicht war, daß ich mich auf eins von den gelehrten Handwerken legen sollte, durch welche man, wo nicht sein Glück machen, doch wenigstens sein Brod verdienen kann. Soll ich sagen, daß es mein Glück oder Unglück gewesen, daß ich ihnen nich tgefolget? Ich folgte in meinen Studien bloß meinem Geschmacke und einem gewissen Triebe meines bösen oder guten Dämons. Ein unüberwindlicher Abscheu hielt mich von der Juristerei, die Schwäche meiner Brust vom Predigen, und ein gleichfalls mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern, von der Medicin ab. — G. S. 1, Vgl. 1, 64 fg.

mer allein, und ich fürchte, daß mich dieß's etwas farouche und pedantisch machet, so sehr mir beides zuwider ist. — — Da mein Hauptstudium gewesen, den Menschen kennen zu lernen, die Vorurtheile in mir zu tilgen und der rechten Weisheit nachzustreben, so hat dies meine Art zu denken und zu handeln etwas besonders gemacht, und es ist Jemand, der befürchtet, es möchten diejenigen, die mich befördern könnten, eben so von mir sagen, wie der Minister beim Herrn v. Bar:

> Il s'est gâté l'esprit pour devenir un sage,
> Il a su reussir, je la plains, c'est dommage.

Doch ich hofte, daß mich die Vorsehung nicht ganz unbrauchbar finden, und mir eine Gelegenheit anweisen wird, wo ich erst recht werde anfangen können in den Wissenschaften etwas vor mich zu bringen. Eben jener schlimme Prophet hat meinen Charakter in dem Charakter des Thomas in der Messiade gefunden, und mich däucht hierin hat er Recht. — Ich muß noch zur Geschichte der Abenteuer meines Verstandes hinzufügen, daß ich jederzeit die Schriftspötter und die boshaftigen Esprits forts, Voltairen, d'Argens, Edelmann, la Metrie, verabscheuet. Ich nam mir damals vor, vielleicht der erste Nachfolger Spinoza's zu seyn, darin, daß ich dem Kopf nach ein Freidenker, und im Herzen der tugendhafteste Mann wäre. Ich fand aber bald, daß ohne Gott und Religion keine Tugend ist. Herr Räther schloß immer aus meiner Redlichkeit und unermüdeten Wißbegierde, daß ich, nach allerhand Touren und krummen Wendungen, endlich die gebahnte Straße die beste finden werde. Doch zweifle ich, ob ich, ohne die besondere Schickung der Vorsicht, so glücklich aus diesen Labyrinthen herausgekommen wäre. — G. S. 1, 46—52.

S. 89. Um den unseligen Angrif auf Uz, welcher Wielanden späterhin so manche Stunde getrübt hat, richtig beurteilen zu können, dienen einige Stellen aus W's Briefen an Zimmermann. Vom

7. Nov. 1756. „Ich sende Ihnen meine Christlichen Empfindungen. Aber gehen Sie nicht, nach ihrer eilfertigen Art zu schließen, und machen mich von neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist; ich bin ganz und gar ein Mensch, und schäme mich dessen nicht im mindesten. Mit Grunde können Sie aus dieser neuen Schrift nichts weiters schließen, als daß ich ein sehr empfindliches Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, und eine aus Ueberzeugung entspringende Liebe zur Wahrheit habe." (G. S. 1, 228.) — Dies schreibt derselbe Wieland, der am 21. Jun. 1756 geschrieben hatte: „So einsiedlerisch ich hier vielen scheine, so bin ich es doch noch lange nicht so viel, als ich es gerne möchte. Seyn Sie so gut und melden mir, ob es keine Wüste in ihren Gegenden hat; ich habe schon seit manchem Jahr große Lust ein Eremit zu werden. Ich versichere Sie im Ernst, daß ich der Thorheiten der Welt und meiner eigenen herzlich müde bin." (G. S. 1, 190.) — Und am 2. Jul. schrieb er: „Sie sorgen allzuzärtlich für meine Gesundheit. Ich zweifle, daß ich hypochondrisch sey. Schwach bin ich in der That, aber doch noch voll Leben. Ich liebe mehr die Aussichten in ein anderes als in dieses Leben. Ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination." (G. S. 1, 198.)

Alles dieses ist freilich zwei Jahre darauf geschrieben, nachdem W. Bodmers Haus verlassen hatte; noch hatte er sich aber bei weitem nicht von dessen Einflusse gänzlich befreit, was vielleicht hätte geschehen dürfen, wenn W. eben so entschieden gewesen wäre als Klopstock, denn im Grunde hatte Bodmer Wielanden dieselbe Veranlassung zu einiger Unzufriedenheit gegeben. Je mehr befreit von Bodmers Einflusse, desto veränderter wurde Wieland und schon d. 12. März 1758 schrieb er an Zimmermann: Je ne suis pas aussi Platonique que vous me croyez; je commence de plus en plus à me familiariser avec le gens de ce bas-monde. Et pour vous dire tout en peu de mots, j'aime le beau, le bon, le grand, le sublime, l'agréable, le joli,

partout où je le trouve. J'aime toutes les sortes de perfections en quelque degré qu'elles soient, j'estime tous les talens, tous les merites, tous les arts; j'aime la nature humaine, je ne méprise aucun homme à un tel degré pour ne rendre justice à ce qu'il a de bon. Il faut vous dire plus. Ma morale n'a rien de ce que j'appelle la morale des Capucins. Je vise au caractère du Virtuoso, que Shaftesbury peint si admirablement dans tous ses écrits; j'en suis bien éloigné encore, mais j'y vise pourtant. Vous me faitez quelque injustice en croyant que je compte les Utz, Nicolai etc. parmi les gens du grand monde, ou quelque chose comme cela. Rien moins que cela. Je sais très-bien distinguer le vrai galant homme du petit maitre, et le petit maître françois du petit maître allemand, et qui pis est, du petit maître ès arts. — Je ne suis pas dans toutes les idées de Mr. Bodmer. Je suis sujet naturellement à m'emporter trop sur ce qui ne me paroit pas dans l'ordre; mais je travaille à vaincre mes passions, et je souhaiterois de n'avoir pas traité Uz avec tant de rigueur. J'aime Prior et Gay, quoique tous les deux soyent assez fripons; j'aimerois Uz comme j'aime Haguedorn, s'il le méritoit comme celui mérite l'estime de tous les gens sages. Je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoutante comme celle qu'ils nous peignent. Je crois comme vous, que le sage cultive tous ses sens interieurs et exterieurs, qu'il exerce toutes ses facultés, qu'il jouit de toute la nature, et que c'est lui seul qui sait véritablement l'art de vivre." (G. S. I, 259. fg.) Späterhin verdrossen ihn die Zweifel an seiner Selbständigkeit. So schrieb er an Zimmermann den 20. März 1759: „Wenn ich nicht impertinenter Urtheile so gewohnt wäre, so müßte ich mich ärgern, daß irgend ein ehrbarer Mensch mich der Insektenmäßigen Kleinheit fähig halten kann,

der Waffenträger eines Chef de Secte oder irgend etwas dergleichen zu seyn. Weil ich die Ehre habe mit Herrn Bodmer in vertrauter Liaison zu stehen, so muß ich ein Bodmerianus, und weil ich Hexameter gemacht habe, ein Hexametrist heißen, und mir Thorheiten aufbürden lassen, an denen ich eben so viel Schuld habe als an den Fehlern des Gouvernements zu Marocco." (G. S. 1, 344. fg.)

S. 121. Von der Umstimmung W's, seit er von Bodmers Einflusse befreit war, zeigt alles, was im Vorhergehenden gesagt ist. Wer das allmälige Entstehen derselben beobachten möchte, der lese in der Geßnerschen Samlung Bd. 1. S. 223. 247. 258. 260 fg. 269 fg. 310. 350. 365. 367. Diesen Stellen füge man hinzu die Urteile über den heil. Augustin und den heil. Hieronymus 1, 283. 291, über Voltaire 271, über Klopstock 308, über das Werk le l'esprit 325, über die Encyklopädie 329, über Shakspeare 272, über Young 269. Daß seine Umstimmung aber noch nicht vollendet war, beweisen seine Urteile über die Mystiker und Anachoreten S. 214. 288. (317 kontrastirt schon ziemlich damit), und das noch immer sehr harte Urteil über Ninon S. 247 fg. Nur zwei Stellen will ich hier mitteilen. Den 5. Dec. 1758 schrieb er an Zimmermann: „Es ist mir recht lieb, daß Sie die christlichen Heiligen, die Einsiedler und die erhaben schwärmenden Selen, die nach einer wesentlichen Vereinigung mit Gott streben, durch sich selbst und von der guten Seite kennen lernen, ob ich gleich aus Erfahrung weiß, wie gefährlich die Sublime und angenehme Schwärmerei ist, in welche sie uns setzen können. Ich weiß aber auch ein kräftiges Gegenmittel. Wenn Sie das Leben der Heiligen gelesen haben, so lesen Sie nur ein Paar Tage darauf im Plutarch. Sie werden dann bald verspüren, daß eine Art von Scheidung in Ihnen vorgeht, daß das Subtilste der Schwärmerei in Rauch fortgeht, das Gröbste zu Grund sinkt, und das Aechte und Wahre lauter und unvermischt zurückbleibt. Auch der Don Qvixote ist ein gutes Specificum gegen dergleichen

Selenfieber. Wie wäre es, wenn Sie ein paar Briefe wieder suchten, die ich Ihnen vor einem oder zwei Jahren über die Mystiker schrieb. Sie würden finden, daß Sie jezt naturellement auf eben die Gedanken gefallen sind, die Ihnen damals nicht einleuchten wollten. Wenn ich indessen bitten dürfte, so überließen Sie sich so wenig als möglich dem Feuer, der Sensibilität, dem Enthusiasme, der Unbeständigkeit, welche die Schwachheiten der großen Geister sind, die noch nicht durch genugsame Uebung und Disciplin zur gehörigen Stärke gebildet sind. Es ist einem männlichen Geist nicht anständig den Launen so sehr unterworfen zu seyn, und bald wie ein Diderot, bald wie eine alte Frau zu denken. Allein bei Ihnen und mir wird sich mit der Zeit alles setzen, ob wir gleich ziemlich unselige Mitteldinger von Größe und Kleinheit sind." G. S. 1, 319 fg. Früher schrieb er den 12. März 1758 an denselben: „Si je pourrois avoir quelque jour le plaisir de m'entretenir avec vous de bouche, je vous dirai que c'est à une personne du sexe que je crois être redevable de ce peu que je suis. Elle a fait un homme de moi. Shaftesbury dit que nous sommes des instrumens de musique. Si cela est ainsi, c'est cette charmante créature qui m'a monté. Je crains en effet de pouvoir donner trop dans ce qu'on appelle platonisme. Je connois parfaitement tous les égaremens passés de mon esprit et de mon coeur. Mais ne confondés pas le beau idéal des peintres et des poëtes, dont Cicéron parle si bien, avec ce platonisme ou ce fanatisme philosophique, dont vous me détournez avec tant de raison." G. S. 1, 261 fg. — Dieses lezte Geständniß führt uns von selbst zu dem, was zu

S. 126. 226 und einigen andern noch hinzuzufügen seyn möchte. Es ist ein Wort über W's Verhältniß zu dem weiblichen Geschlecht. Ich habe hier blos seine Bekentnisse in der Ordnung mitzuteilen, wie sie der Einsicht in meine Darstellung dienen. Zuerst von

Sophie la Roche. „Seitdem — schreibt Bodmer an Gleim d. 25. März 1752 — der dänische König den lieben Freund, der die theure Messiade singt, von mir hinweggenommen hat, so hat mir das gütige Schicksal den jüngern, zweiten Klopstock gegeben, den Verf. des Lobgedichts auf die Liebe, des Lehrgedichts auf die Nat. d. D. und der zwölf mor. Briefe.

Ein Orakel des Alters schon in der Blüte der Jahre.

Sie werden diesen glücklich schäzen, daß er, erst 19 Jahre alt, schon eine Diotima hat,

Blühend wie himlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich.

Und diese Doris ist kein poetisches Bild, das nicht gewesen ist, nicht ist und nicht seyn wird. Wenn ich gedenke, daß diese Dinger, diese Dorisse, einen so starken Einfluß auf das Gemüth der Jünglinge haben, sie tugendhaft, freundschaftlich, fromm zu machen, so wünschte ich, daß ein jeder die Seine gefunden hätte." — — Wieland gibt Bodmern d. 11. April 1752 folgende Schilderung von ihr. „Doris hat meinen Empfindungen auf eine solche Art geantwortet, welche ihrer geraden und edlen Sele würdig war. Mein Charakter gefiel ihr, ehe sie mich gesehen hatte, sie fand ihn mit dem ihrigen übereinstimmig. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Sele willen liebte, war ihr etwas neues, und das was sie sich immer gewünscht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig: ich sagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich ihre Sele zu unterhalten und zu verschönern, und ließ ihr merken, daß dies der edelste Beweis meiner Liebe sey. Sie beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon. Sie las ein Manuscript von mir durch, welches einen Versuch einer Tugendlehre enthielt, (jetzt aber von mir verbrannt worden); diese Schrift machte sie mir sehr gewogen. Meine Ernsthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um so mehr, je neuer ihr ein solcher Charakter an einem Jüngling war.

Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit ohne ihre Liebe glücklich zu seyn, und es war nichts unwahrscheinlichers als zu hoffen, daß ich es werden könne. Ich glaube nicht, daß es möglich ist zärtlicher zu seyn als ich. Meine Liebe zu ihr war die reineste Begierde sie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch sie zu werden. Ich sahe, wie sehr es ihr an wahrer Glückseligkeit fehlen würde, ohne die Liebe eines solchen Freundes. Sie sahe es auch ein. Einsmals ging ich des Vormittags nach der Predigt mit ihr spazieren. Ich redete von der Bestimmung der Geister und Menschen, der Würde der menschlichen Sele und der Ewigkeit mit ihr. Niemalen bin ich beredter gewesen als damals. Ich vergaß nicht in der himlischen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geister zu sehen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie etliche vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Minen waren Zärtlichkeit und Sele. Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben, und dieses war der Anfang meiner Zufriedenheit. — — Sie würde vielleicht mehr als Lambert und Rowe seyn, wenn ihr Vater nicht die Meinung gehabt hätte, ein Frauenzimmer müsse außer dem Katechismus nichts wissen. Er konnte sie zwar nicht verhindern, verschiedene gute Schriften zu lesen; er that aber doch was er konnte." G. S. 1, 67 fgg.

Biberach d. 14. Jul. 1752. „Meine Freundin ist noch nicht hier, ja es ist ungewiß ob ich sie zu sehen bekomme. Est illi domi pater, und ach! — wär' es nur ein Sipha! — Er hat eine Freude uns beide zu quälen, und nennt unsere Zärtlichkeit Phantasterei." G. S. 1, 95.

Winterthur d. 2. Jun. 1754. „Daß ich im höchsten Grad bedauernswürdig bin, und daß in der That eine Serena, und leider auch eine unglückliche Serena, in der Welt ist, werden Sie aus dem traurigen Briefe sehen, den ich Ihnen hiebei zuschicke. Sie werden nun ohne Zweifel überführt

werden, daß meine Sophie unschuldig ist, und daß es ein Schicksal ist, das mich des liebenswürdigsten und redlichsten Mädchens beraubt hat; — ein dem ersten Ansehn und den Empfindungen nach, die es zuerst erweckt, herbes unglückliches Schicksal, aber welches doch im Grunde weise, gut und heilig, wie unser Urheber ist. Ich fasse mich so gut mir möglich ist, und gewiß die Versicherung, daß meine geliebteste Sophie unschuldig, daß sie Serena ist, gibt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hofnung, diese Sele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit, mit der vollesten Zufriedenheit wieder zu sehen. Was für Empfindungen wird dieses Wiedersehen geben! Mein lieber Herr Professor! ich weiß, daß Sie sehr durch diesen Brief werden gerührt werden; es werden Ihnen wie mir allerlei Mittel einfallen, die wir, wenn wir früher gewußt, was wir jetzt wissen, hätten anwenden, und wodurch wir vielleicht unsere theure Unglückliche hätten retten können. Sie werden auch bemerken, daß es ein recht wichtiger Umstand ist, daß der Brief, den sie an mich geschrieben zu haben meldet, ehe sie mir noch die Verbindung mit ihr aufgesagt, mir nicht zugekommen ist; denn Sie wissen, daß ich zehn Wochen lang, bis auf den letzten Brief, worin sie mir absagt, immer vergeblich auf Briefe von ihr gewartet habe. Auch dieses ist Schicksal, ohne Zweifel hätte sich die ganze Scene ändern müssen, wenn uns der Brief zugekommen wäre, und das hat nicht seyn sollen. Jezt weiß ich nichts Besseres und meiner Liebe und meinem Charakter gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Sele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, sie an die Weisheit und Güte dessen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die fast erliegende Großmuth in ihrem unschuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten. Ich

will mich so viel möglich alles dessen enthalten, wodurch ich ihre Zärtlichkeit für mich vermehren, oder den Schmerz über unsere Trennung vergrößern könnte; ich will wenig von meinem eignen Verlust reden, so groß er ist; ich will anstatt die Sprache der Leidenschaft, die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden, der zwar, wie Voltaire im Zadig sagt: sait respecter la foiblesse de la nature humaine, der aber auch auf eine geschickte Art eine an sich großmüthige Sele wieder zu sich selbst zu bringen weiß. Meine größeste Freude ist hiebei eine Probe einer wahren Liebe abzulegen, und zu zeigen, daß die platonische Liebe bei mir keine Schimäre ist. Dergleichen Freuden sind für mich Ambrosia; für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schülern des Anakreon oder Ovids herzlich gerne ihre nektarne Becher und ganze Welten voll rosenwangiger Mädchen aus Mahomeds Unparadiese." G. S. 1, 131 fgg.

Zürich d. 24 Nov. 1758. „Sie haben von meiner Serena ganz unrichtige Nachrichten bekommen. Sie sollen künftig alles wissen, und dann werden Ihre Scrupel meistens wegfallen. Sie werden diese liebenswürdige Creatur bewundern, und vielleicht ein wenig bedauern, aber nicht anklagen. Ihr jetziger Mann ist weder alt noch ungestalt. Er ist ein liebenswürdiger Mann, von dem sie angebetet wird. Sie hat ihn nicht gewählt; sie ward durch einen Concurs der seltsamsten Widerwärtigkeiten gezwungen, die Zuflucht, die er ihr anbot, anzunehmen. Er war nicht so großmüthig als ich an seiner Stelle gewesen wäre. Dies ist sein ganzer Fehler." G. S. 1, 314 fg.

D. 20. Febr. „Die Hofnung, meine über alles geliebte Sophie zu besitzen, war kaum reeller als die Hofnung des Prätendenten, König von England zu werden. Die Erwartungen meiner Freundin wurden durch eine zweite Heirath eines Vaters vernichtet. Außerdem hatte sie drei Geschwister, und ich selbst konnte auf kein Etablissement Rech-

nung machen. Ein Zusammenfluß der verwirrtesten Umstände zwang sie —, verzeihen Sie, m. Fr., ich will bei 1752 fortfahren. Ich kam zu Hrn. Bodmer, meine ersten Schriften hatten mir in Teutschland und hier einige Reputation gemacht. Ich fand in Zürich und Winterthur Freunde. Eine neue Glückseligkeit, von der ich bisher keine Erfahrung hatte. Nach und nach machte ich allerlei nützliche Bekanntschaften. Ich studirte hier Tag und Nacht. Ich hatte alle möglichen Subsidia dazu. Ich conversirte nicht nur mit B. und Br., sondern mit Blaarern und Heideggern. Ich wurde mit Frauenzimmern bekannt, wovon eine oder zwei mich wegen des Verlusts meiner Göttin zu trösten fähig waren." G. S. I, 336 fg.

D. 11. Jan. 1757. „Ich will Ihnen ganz naiv sagen, wie ich es mit den Weibern habe. Sie wissen, daß ich überhaupt ein Bewunderer und Verehrer des schönen Geschlechts bin. Vielleicht (unter uns gesagt) wäre ich es weniger, wenn ich viele Frauenzimmer durch mich selbst kennen gelernt hätte. Dazu habe ich nie Zeit genug gehabt. Ich liebte einsmals eine sehr außerordentliche Person mit der zärtlichsten und heftigsten Leidenschaft, ohne daß mein Verstand viel Schaden davon litte. Ich bin also mehr als ein Mensch, wenn P. Syrus recht hat: Amare et sapere, vix deo concessum. — — Genug hievon! Es ist keine Sophie mehr, wenigstens nicht für mich. Ich kann kein Frauenzimmer angenehm finden, das in ihrem Charakter, in ihrer Gemüthsart, in ihren Empfindungen oder in ihrer Person nicht einige starke Aehnlichkeit mit meinem Engel hat. Junge Mädchen sind mir meistens verächtlich, oder höchstens so hoch geachtet als Papillons. Affectation, Pruderie, Coquetterie und dergl. kann ich nicht leiden; ein ehrliches, arbeitsames Bauermensch ist in meinen Augen eine vortrefflichere Creatur als eine brillante Coquette; zum Umgang aber wünschte ich mir die letzte so wenig als die erste. Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, sind alle über 40 Jahre; keine da-

von ist jemals eine Beauté gewesen: alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig, eine davon hat viel Witz und Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intime Freunde sind, anders als durch vorzügliche Bescheidenheit merken zu lassen; — eine andere hat eine recht Englische Unschuld und Güte des Herzens, alles, was man unter dem Wort Schönheit der Sele versteht; mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihre vielen natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllet; diese ist die Eulalia und die Ungenannte der Sympathien." G. S. 1, 238 fgg.

Unter diesen ungenannten Damen seines Herzens war unstreitig die für ihn folgenreichste Bekantschaft in Zürich mit

Frau Gr —, (S. zuerst Geßners Saml. 1, 143.) Die Muse, die ihn zum Theages begeisterte (G. S. 1, 285). Das merkwürdigste Bekentniß, das er über diese Liebe ablegt, ist folgendes.

Weimar d. 18. Mai 1808. „Unter den Eigenheiten des sonderbaren Menschensohnes, der sich herausnimmt, eine der weisesten Fürstentöchter, die je gewesen sind, zur Vertrauten der Stimmung zu machen, in welche ihn die vor ihm stehende Silhouette setzt, ist diese keine der unbedeutendsten, daß er in seiner Jugend eine seltsame Passion für sogenannte — alte Weiber hatte; die einzige Bedingung vorausgesetzt, daß sie liebenswürdig seyn mußten. Dies galt nicht etwa blos von idealischen Matronen, z. B. daß ihm die alte Großmama Schirley millionenmal lieber war als die junge und wunderschöne Henriette Biron, — es war das Nämliche mit den bejahrten Damen aus der wirklichen Welt. Ich könnte meiner Fürstin Particularitäten, die bis zum Unglaublichen gehen, hierüber erzählen. *) Nur ein hübsches Exempelchen statt aller, und dazu

*) Vgl. G. S. 1, 339.

nicht das stärkste. Ich liebte in meinem zwei und zwanzigsten Jahre von ganzer Sele ein Frau von 44, die geistreichste und gebildetste in Zürich, die Wittwe eines wenige Monate vor unsrer Bekanntschaft verstorbenen, in seiner Art ebenfalls einzigen Mannes, mit welchem sie mehrere Jahre in dem Verhältniß, das einst zwischen Scarron und der Dem. d'Aubigné statt fand, wo nicht sehr glücklich, doch sehr zufrieden und exemplarisch gelebt hatte. Ich galt damals zu Zürich bei einer eben nicht sehr zahlreichen Klasse für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgestiegen wäre, und sich nur grade mit so viel irdischer Masse beladen hätte, um den Menschen sein Licht und seine Wärme mittheilen zu können, ohne sie zu verzehren. Wir befanden uns beide, die Dame sowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsre Selen zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese, Trotz meiner mir anklebenden kindischen Schüchternheit, sich in eine reinmenschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und (nachdem wir einander aufrichtig gestanden hatten, es sey gleich unmöglich, daß sie mir 20 Jahre abgäbe, oder ich über Nacht um 20 älter würde) in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmählig mit guter Art zu entfernen, *) und —

---

*) Eine kleine Variante enthält folgende Stelle aus einem Brief an Zimmermann v. 6. Sept. 1758. „So viel versichere ich Ihnen, daß ich nie jemand platonischer geliebt habe, als dieses Frauenzimmer. Ich weiß aber nicht, wie es weiter gegangen wäre. Zu allem Glück charmirte mich eine andere noch mehr, gerade um die Zeit, da meine sublime Liebe anfangen wollte, sich ein wenig zu bekörpern. Dieser Umstand machte es mir

die zweite Frau eines Zürichischen Magnaten zu werden, der sie nach einigen Jahren so wohlbehalten hinterließ, daß ich sie i. J. 1796 in ihrem 85sten Jahre noch als eine stattliche, wiewohl um ein großes Theil weniger geistige Person, als sie vor 40 Jahren gewesen war, wiederfand, und daher auch nicht zum zweitenmal besuchte. Dieser angeborne Hang, mich für Frauen und Jungfrauen, die um zehn, zwanzig und 30 Jahre älter waren als ich, zu passioniren — (ich nenne ihn angeboren, weil ich schon als ein einjähriger Knabe meine ziemlich häßliche Wärterin, Greth genannt, mit einer schwärmerischen Leidenschaft geliebt haben soll), — verminderte sich zwar mit zunehmenden Jahren, zumal seit ich mein zehntes Stufenjahr beschritten habe; allein mit den Großmamas Schirley und ihres gleichen; ist es noch immer beim alten geblieben." W. S. 2, 109 fgg.

Julie Bondeli in Bern. D. 4. Jul. 1759. „Modemoiselle Bondeli a parfaitement bien réussi à m'ennuyer pendant deux heures continues. C'est une fille effroyable que cette Mad. B. Elle me parla tout d'un coup de Platon, de Pline, de Cicéron, de Leibnitz, de Pfaff, d'Arioste, de Locke, des triangles rectangles, équilatéraux et que sais-je moi; elle parla de tout. u. s. w." G. S. 2, 49 fg. — Vous voyez qu'elle m'a mis furieusement en humeur contre elle. Peut-être qu'elle me plaira mieux à une séconde conversation. Mais j'en doute.

Bern d. 24. Jul. 1759. „Die Jungfer Bondeli ist eine prude par principes, und will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund seyn. So sey es dann so! ich zanke nicht gern um Worte. Die Wahrheit zu gestehen, sie müßte so schön seyn als die Frau * *, oder Frau * * müßte so geistreich seyn als Jungfer Bondeli, wenn

---

leicht, in die Schranken der gesetzten Freundschaft mit ihr zu kommen." G. S. 1, 226.

eine von beiden mich verliebt machen sollte." G. S. 2, 59.

Bern im Sept. 1759. „Sie wollen, daß ich Ihnen von der Jungfer Bondeli, oder wie ich sie künftig nennen werde, von Julie spreche. Ich will es thun, und ich will so wahr gegen Sie seyn, als ich es gegen mich selbst zu seyn wünsche. — — Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußerliche Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle schönen und guten Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe. Sie ist nicht so schön als * *, sie ist, wenn man will, gar nicht schön; aber sie ist alles, was man seyn muß, um zu gefallen. In einem Cirkel von Frauenzimmern, wo sie unter allen am wenigsten schön ist, zieht sie dennoch alle Mannspersonen an sich, und das ohne im mindesten Cokette zu seyn. Aber dagegen ist sie eine Meisterin in der Rolle einer petite Maitresse, die sie zuweilen par principes spielt, um (wie die Gräfin in den lettres de Ninon au Marquis de Sevigné) ihre für die große Welt allzu soliden Verdienste zu verbergen, und in der Maske einer Thörin ungestraft durch den Schwarm der ganzen Brüderschaft der mère des foux durchzupassiren. Doch ich habe mir nicht vorgenommen von einer Maske, die sie selten und mit Ekel trägt, sondern von Julie selbst zu sprechen. Wie sehr wünschte ich Ihnen eben diese Idee, die ich von ihr habe, ohne Worte, ohne Bilder, ohne Beschreibungen geben zu können! Vierzehn Tage in ihrer Gesellschaft würden alle meine Bestrebungen, nicht zu wenig von ihr zu sagen, zu Schanden machen. Kommen Sie und sehen Sie, das ist der beste Rath. Vielleicht gefällt sie Ihnen das Erstemahl so wenig als mir, aber in acht Tagen werden Sie von ihr bezaubert seyn. Niemahls habe ich ein Frauenzimmer gesehen, das bei einer außerordentlichen Gleichheit der Gemüthsart, bei dem heitersten Humor und der größten moralischen Simplicität, die nur in ihrem Alter möglich scheint, mehr Lebhaftigkeit, mehr Mannigfaltigkeit und unerschöpfliche Ressourcen im Um-

gang gehabt hätte als sie. In diesen Stücken ist Sophie noch weiter hinter ihr, als Julie in Absicht der Schönheit hinter Sophie ist. Der aufgeklärteste Geist, den ich je an einem Frauenzimmer gesehen habe, und ein Herz, das der Freundschaft meiner theuren Mad. Gr. und meiner Schwester Zimmermann würdig ist!"

„Julie scheint in vollem Ernst weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in den Romanen und Tragödien herrscht. Unter verschiedenen, die eine starke Leidenschaft für sie gefaßt haben, ist es nicht nur keinem gelungen, sie zu interessiren, sondern es hat noch eine große Menge essentieller Meriten dazu gehört, um nicht von ihr verachtet zu werden. Sie will Freunde haben, sie hält die Freundschaft für eine vernünftige und beständige Liebe, und weil sie nicht anders geliebt seyn will, so hasset sie alles, was den Schein einer überspannten fanatischen Leidenschaft trägt. Wir haben über diese Materie eben so naive als lächerliche Disputen gehabt. Ich selbst bin, wie ich glaube, in Absicht der Liebe, der Einzige in meiner Art, und ich bin stolz genug zu glauben, daß meine Art zu lieben der Liebe der Geister wirklich so nahe komme, als es unter dem Monde möglich ist. Eine Ninon Lenclos würde ich vielleicht eben so geliebt haben, wie St. Evremond. Aber ich weiß wie man die Tugend lieben soll, und es ist mir natürlich sie so zu lieben wie man soll. Ich liebe alle wahrhaftig tugendhaften Frauen eben so sehr wie ich die Tugend lieben würde, wenn sie sichtbar würde. Dieses sind keine Großsprechereien, mein Freund. Wenn die Weisheit, die Tugend, die moralische Venus, eine weibliche Gestalt annimmt, so muß freilich der Instinct, der uns zu diesen lieblichen Geschöpfen zieht, sich unter die reine geistige Liebe mengen, die unserm Geist für das wahre Schöne, Gute und Erhabene natürlich ist. Aber darin besteht mein Privilegium, daß wenn mein Gegenstand eine Julie ist, (aber nicht eine Julie wie die Tochter des Augustus,) die Liebe der Engel sich natür=

licher und ungezwungener Weise zu der thierischen verhält wie eine Weltkugel zu einem Sonnenstaub. — — Alles wohl überlegt, so bin ich gerade derjenige, den Julie niemahls hätte kennen lernen sollen, wenn sie diejenige Liebe niemahls hätte kennen wollen, die noch zärtlicher, noch lebhafter und interessanter ist als die Freundschaft, ohne minder wahr und standhaft zu seyn. Die Analogie zwischen unserm Geist und Herzen ist bis zum Erstaunen groß; gerade so viel Verschiedenheit als zu einem Ciment der Liebe nöthig ist. Ein jedes erblickt in dem andern sein verschönertes Selbst. Jedes behauptet das andere mehr zu lieben als sich selbst; diese Empfindung ist wahr, weil jedes das andere für sein besseres Selbst ansieht. Wir sind überein gekommen, daß jedes das andere nach seiner eigenen ihm natürlichen Art, ohne den mindesten Zwang lieben soll, — ich, mit Enthusiasmus, weil meine Natur es so mit sich bringt, sie ohne Enthusiasmus, aus gleichem Grunde. Ich weissagte ihr, sie würde noch so gut Enthusiast werden als ich; sie zweifelt und sagt, daß sie es wünsche, um mich glücklicher machen zu können. Mit einem Wort, m. F., wenn Sie sehen wollen, wie zwei große Selen einander lieben, so kommen Sie etliche Tage zu uns. Ich bin gewiß, daß wir ein neues Phänomenon für Sie wären, und daß wir Ihnen gefallen würden. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß nichts in der Welt ist, nichts was zu thun recht ist, das versteht sich, das ich nicht thun wollte, wenn Juliens Besitz der Preis davon wäre. Sie würde mich unaussprechlich glücklich machen. Aber ich sehe keine Möglichkeit. — — Indessen gestehe ich Ihnen, daß ich dem ungeachtet hoffe; und da ich gegenwärtig durch dieses werthe Geschöpf glücklicher bin, als ich beschreiben kann, so läßt diese Hofnung, so unwahrscheinlich sie scheint, nebst der Gewißheit, daß ich den ersten Platz in ihrem Herzen habe, keiner Unruhe und keinem quälenden Gedanken in meiner Sele Platz. Ich scheide von Julien ohne Verdruß, ohne Unmuth; ich bin lauter Wonne wenn ich bei

ihr bin, und mache eine so große Provision von Glückseligkeit, daß ich so lange daran habe, bis ich sie wieder sehe. Die Liebe zu Serena hat mich ehmals begeistert das Gedicht von der Natur zu schreiben. Erwarten Sie nichts Geringes von Juliens Begeisterung, die mehr, oder eben so sehr als jene Griechin, die zehnte Muse oder die vierte Grazie genannt zu werden verdient. Wenigstens ist sie es für mich, und das ist genug. Aber keine Verse, keine Reime und keine Hexameter." G. S. 2, 99 — 108.

Biberach d. 14. Oct. 1761. „La mort du père de Mlle B. vient de rappeller l'espérance dans mon coeur. Il me semble que ses circonstances sont telles que je puisse oser l'inviter à partager la mediocrité de mon état. Je vois des circonstances qui suspendront mon bonheur, si même le ciel m'a destiné celui de posséder cette incomparable fille; mais vous ne connoissez pas l'obstacle principal et ces circonstances. Elle est en droit de se croire offensée de moi, et elle croit sentir, malgré l'amitié, qu'elle me conserve, une impossibilité de me rendre les sentiments qu'elle avoit autrefois pour moi. Pour moi je soutiens que Julie et moi nous sommes de tous les êtres de l'univers ceux qui sont les plus faits l'un pour l'autre, et qu'elle ne peut pas faire mieux que de me pardonner, de me rendre toute son amitié et toute sa confiance, de me remettre dans mes anciens droits et de ranimer mon activité pour travailler à rendre mon sort plus favorable au dessein de l'unir avec le sien." G. S. 2, 151 fg.

Biberach d. 21. Oct. 1761. „Que vous dirai-je, mon ami, j'ai sans doute de grands torts vis-à-vis de J., mais mon coeur sent aussi bien que je sens mon existence, qu'il n'est pas coupable des bassesses, des malices, des noirceurs, dont je suis accusé sur les apparences les plus fortes. Au contraire, en supposant toutes les circonstances qui ont préparé et accompagné ces faits, je

ne comprends pas comment j'aurois pu agir autrement. Je vois clairement que Mlle * * qui en tant que femme du monde est bien en droit de rejetter tous les torts sur moi même, en a elle même des considérables, considérée dans le jour où elle s'étoit placée elle-même vis-à-vis de moi. Enfin je vous assure que je ne comprends rien aux véritables causes de notre rupture, et tout ce que je sais, c'est, que si elle ne me peut pas pardonner en entier, il faut absolument que les idées que j'avois de la bonté sublime de son ame, soient aussi bien des illusions que les sentimens qui nous animoient autrefois tous les deux. Vous sentez vous même, qu'il faut bien que je renonce à l'espérance qui faisoit autrefois mon bonheur, si elle ne me peut pas regarder du même oeil comme avant notre rupture; elle ne me rendroit jamais heureux, sans être heureuse à son tour; et comment le seroit-elle avec moi, si elle me regarde comme un misérable à qui par un excès de miséricorde on accorde enfin sa grace. Je connois mon coeur; je sais très positivement, que si j'étois dans ce moment où vous étez, je serais capable de me jetter à ses pieds et d'y rester jusqu'à ce que par mes prières et par mes larmes j'eusse arraché son pardon. Mais il se pourroit aussi qu'une heure après je me détesterois moi-même d'avoir été capable de tant de foiblesse. Non, en verité, l'idée même est insupportable, qu'une créature humaine s'humilie autant devant une autre créature humaine quelque parfaite qu'elle soit. L'être suprême nous pardonne tout au moment qu'il s'aperçoit que nous l'aimons — et une fille d'Eve ne pardonneroit, n'oublieroit pas à un homme qui donneroit sa vie pour lui prouver qu'il l'aime? J'aimerois mieux m'arracher moi même mon coeur, que de demander encore du pardon à d'autres conditions, qu'égales. Si elle peut, en repassant toutes les circonstances, me trouver

excusable, si elle comprend qu'elle a pu avoir des torts aussi, si elle abandonne pour toujours les idées de malice, de dessein d'outrager, de perfidie et d'autres soupçons pareils, qu'elle se croit en droit d'entretenir sur mon compte, enfin, si son esprit me peut tout aussi bien justifier que son coeur me peut pardonner, il n'y a rien que je ne fasse pour obtenir le bonheur de vivre avec elle. C'est alors que je reconnois cette Julie que j'adorois, pour laquelle je respirois, dont un seul regard porta la tranquillité, la joie et oserois-je me servir de ce terme, une espèce de béatitude dans mon ame. Voilà des déclarations que je croyois vous devoir faire, afin que votre zèle pour moi ne vous engage trop loin. Ce n'est pas la personne de Julie, c'est le coeur de Julie qui me peut rendre heureux, et si elle doit être à moi, je veux la devoir à son penchant et non à ce que Shakspeare appelle inforced Charity." G. S. 2, 153 fgg.

D. 18. Dec. 1761. „Il n'y a rien qui vous puisse mettre au fait de la malheureuse démarche qui m'a privé du coeur de Julie, sans que je fusse en droit de l'accuser et sans que j'en fusse moins à plaindre, que la lecture de toutes nos lettres depuis l'an 1759 jusqu'au Décembre 1760. Vous y trouverez des problêmes dignes d'exercer un philosophe, et je suis certain que tout bien examiné, vous y verrez, que sans être tout à fait excusable, je suis beaucoup plus malheureux que coupable." G. S. 2, 161. Vgl. W. S. 2, 99.

D. 5. Jan. 1762. „Alle Tage werden mir Heurathsvorschläge gethan, — — es ist mir aber unerträglich, daß ich genöthigt bin, dergleichen Vorschläge nur anzuhören. * * ist nicht die einzige Ursache davon; denn, ob sie gleich unter allen mir bekannten Personen ihres Geschlechts diejenige ist, die mir am besten convenirt, so sehe ich doch nur allzuwohl, daß es umsonst ist, mir Hofnungen zu machen, die durch ihre und meine Umstände von

einer Woche zur andern immer unmöglicher gemacht werden." S. S. 2, 165.

An eben diese Julie Bondeli schrieb nun aber Wieland

d. 16. Jul. 1764. „J'ai été autrefois Enthousiaste en fait de religion, de Métaphysique et de Morale; je l'ai été de bonne foi: telle étoit ma façon d'être alors, ou le resultat de cent milles causes physiques et morales. — — J'ai été obligé ou de reformer mon Platonisme, ou d'aller vivre dans quelque désert du Tyrol. L'expérience m'a désabusé d'une illusion après l'autre, enfin je me suis trouvé au niveau. Je pense sur le Christianisme comme Montesquieu sur son lit de mort; sur la fausse sagesse des esprits sectaires et les fausses vertus des fripons comme Lucien: sur la morale spéculative comme Helvetius, sur la métaphysique — rien du tout; elle n'est pour moi qu'un objet de plaisanterie. C'étoit dans le tems de mon Enthousiasme, de mon Platonisme, que j'étois ardent, colère à toute outrance, singulier, capricieux, grondeur; depuis que je suis homme à écrire ces Biribinkers et des Endymions, j'ai appris à modérer mes passions. J'espère vous asurer, que j'ai toujours porté naturellement, jusque dans mes fautes, le caractère d'honnêteté, qui est né avec moi. Je ne me suis jamais donné pour un modèle de vertu; aussi je ne suis pas obligé de l'être, on trouveroit, que j'ai quelquefois l'esprit fou, mais le coeur toujours bon. A ce que me mande mon ami de Zuric, on me donne pour libertin, j'ai nombre de maîtresses. Je ne comprends pas, comment un homme, obligé de vivre de 1200 francs, pourroit être si libertin et entretenir tant de maitresses. La verité est, que j'ai des liaisons d'amitié et de parenté avec deux ou trois femmes respectables, non pas par leur figure, mais par leur mérite, que j'ai eu quelques gouts passagers pour des jeunes personnes, que j'ai du épouser, je ne sais pas pourquoi et que je prie de chercher

ailleurs leurs épouseurs enfin que j'ai eu une espèce d'intrigue, ou l'amour a trouvé à propos, de me faire éprouver la verité des deux vers, que Voltaire a crayonnés au-dessous d'une statue de cette divinité, dans les jardins de Versailles. Je trouve bien risible, que le public puisse se mettre dans la tête, que je dois être exempt d'une foiblesse, si s'en est une, d'aimer des femmes aimables, à laquelle depuis notre premier père tous les hommes sages et foux ont été plus ou moins sujets, et que même les plus grands hommes ont poussé aux excès les moins excusables. J'ai aimé depuis ma dix-septième année, graces au Dieu, au moins une bonne douzaine de femmes charmantes. Toutes ces femmes m'ont fait éprouver bien des peines, presque tous mes amours étoient de l'espèce de celles, qu'on appelle passions, c'étoient des divinités que j'adorai; j'ai poussé même quelquefois les sentimens et l'amour platonique jusqu'à un héroisme, dont je ne me sens plus capable. — — Qu'on oublie enfin ces Don Quichotteries morales de ma première jeunesse; qu'on me juge d'après la règle générale et qu'on m'accorde la même liberté, que les auteurs les plus graves de l'antiquité et de nos temps ont pris et que personne ne s'est avisée de leur contester." G. S. 2, 241 fgg.

An S. Geßner d. 29. Aug. 1764. „Nun geht mir von den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nichts ab, als ein Weib, und da ich durch den Tod meines Bruders die Ehre habe, der einzige von meiner Familie zu seyn, so werde ich von meinen lieben alten Eltern über diesen Punkt so sehr in die Enge getrieben, daß ich bald genöthigt seyn werde, in die ganze Welt um ein Weib auszuschreiben. Hier findet sich keine für mich; denn ich sollte eine hübsche, gescheidte, muntere und wo möglich eine reiche Frau haben; und die drei oder vier Jungfrauen, welche hier, standeshalber, ein Recht an mich haben könnten, sind nicht für mich." G. S. 2, 252 fg.

An Zimmermann d. 7. Jan. 1765. „Sie erweisen mir eine Ehre, die ich nicht verdiene, indem Sie mich St. Preux nennen. Vielleicht sollt' ich bedauern, daß ich in jenen goldnen Tagen, da die erste Liebe mich den Werth meines Daseyns zu lehren anfing, ihm ähnlicher zu seyn entweder zu viel Muth oder zu viel Unschuld hatte. Doch ich verabscheue dieses bloße flüchtige Vielleicht von ganzem Herzen. Wie oft seh' ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück! Nichts, nichts kann uns diese wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, diese namenlosen Entzückungen wieder geben, die uns die erste Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht. Welche andere Freuden, welche Ehren, welche Güter, ja, lassen Sie mich noch sagen, welche Weisheit ist die glückliche Thorheit werth, worin wir in diesem Zustand einer wahren Bezauberung unser Leben verträumen. Lachen Sie immer, weiser Zimmermann, Sie mögen mich so sehr auslachen als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist. Es mag eine berauschendere Lust in diesen Küssen seyn, quae Venus quinta parte sui Nectaris imbuit. Aber glauben Sie mir, ich schwöre es bei den Grazien, quarum sacra tuli, die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzückende Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Sele, der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten, unser ganzes Wesen erfüllte. — Urtheilen Sie, mit welchem Muth ich in diesem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventarisation zugebracht, an einem mit Akten und Protokollen überlegten Tische sitzend, in diese Zeiten einer heitern, der Liebe und den Musen geweihten Jugend zurücksehe. Einsam in einem Hause, dessen weite Gemächer von Niemand bewohnt sind als von mir selbst, einer dummen Magd, et-

lichen alten magern Katzen und einem Gespenst, — einsam, ohne Freunde, (denn die einzigen, die ich in diesem Lande habe, sind doch eine Stunde weit von mir entfernt,) ohne Ergötzungen, ohne ein Mädchen, das mir durch eine Arie von Galuppi die Grillen wegsingen, und mir wenigstens einen täuschenden Schatten jener zauberischen Wonne der Jugend wieder geben könnte. — Wenn die ernsthafte Weisheit Ihr Herz nicht ganz verhärtet hat, so sagen Sie mir, ob das nicht ein armseliges Leben ist." G. S. 2, 257 fgg.

An S. Geßner d. 7. Nov. 1765. „Ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen. Es ist nun so, ich bin zufrieden." W. S. 1, 24 fg.

„Meine junge Frau empfiehlt sich dem liebenswürdigen Dichter des Daphnis und der Idyllen. Sie ist eben nicht so schön, aber ungefähr so neu, so ungekünstelt, so unschuldig als Ihre Melida, ein gutes, gefälliges, angenehmes Hausweibchen und damit Punktum." Das. 27.

D. 21. Nov. „Meine junge Frau (weil Sie doch so gütig sind und mehr von ihr wissen wollen) ist aus einem augsburgischen Kaufmannshause, welches in der merkantilischen Welt unter dem Namen Jacob Hillenbrands sel. Erben nicht unbekannt ist. Sie hat noch neun Geschwister, und ist also nicht reich, ob sie gleich mit der Zeit von ihren Eltern so viel zu erwarten haben mag, als sie nöthig haben könnte, wenn sie Wittfrau würde. Das, warum es mir zu thun war, ist ihre Person; sie hat wenig oder nichts von den schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserm Haller zu reden, — gewählt für mein Herz und meinen Wünschen gleich — ein unschuldiges, von

der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf; die bloße Natur ohngefähr wie die Phyllis Ihres Daphnis, — nicht ganz so hübsch, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat: eine Prätention, welche man bei den großen Schönheiten vergebens macht. — Nun, dächte ich, wissen Sie genug; denn von seinem Weibe reden ist ohngefähr eben so viel als von sich selbst sprechen." W. S. 1, 29.

An Zimmermann d. 10. Jul. 1766. „Sie wissen, daß ich eine Frau habe, aber Sie wissen noch nicht, daß ich glücklich genug gewesen bin, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte, meine Frau (notés que je ne dis pas ma maîtresse) zu seyn. Ich habe sie so herzlich lieb, als jemahls ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat. Sie macht mich in der That glücklich, ob sie gleich kein idealisches Mädchen ist. Ich sehe sie zuweilen mit Augen an, wie ohngefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu der er sagte: age nunc, meorum finis amorum, — und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir diese Vorstellung ist." G. S. 2, 268 fg.

D. 17. Nov. 1766. „Vous ne sauriez me rendre un plus grand service, excepté s'il s'agiroit de la vie de ma petite femme, qui, malgré son ignorance, est bien la plus douce, la plus sensée et en un mot la meilleure pâte de femme, qu'il y a dans toutes les quatre parties du cercle de Suabe." G. S. 2, 273.

An Riedel d. 29. Jun. 1768. „Der Recensent, der mich wegen meines Ganymed zu beschuldigen scheint, als ob ich den heiligen Ehestand lächerlich machen wolle, ist ein mal avisé. Ich habe die beste kleine Frau, die jemals gewesen ist und seyn wird, ob sie gleich kein bel esprit ist, und, was Ihnen begreiflich seyn wird, noch bis jetzt keine einzige von meinen Schriften gelesen hat. Ich liebe sie darum nicht weniger als meine Augen; denn

ihr Herz, und was man heißen könnte: the mecanism of her temper ist das Meisterstück der Natur." W. S. 1, 192.

Zu S. 178. An Riedel d. 10. Aug. 1768. „Ein gewisses bezaubertes Schloß, wohin der Mainzische Großhofmeister Graf v. Stadion seit acht Jahren seine Retraite genommen hat, und welches durch einen besondern Tik der Alquifs und Urganden dazu verwünscht scheint, die außerordentlichsten Personen zu beherbergen, und die seltsamsten Abenteuer hervorzubringen, ist einige Jahre lang mein beständiger Aufenthalt gewesen. Ich habe dadurch Gelegenheit gehabt, Kenntnisse zu sammeln und Beobachtungen zu machen, ohne welche weder Agathon, noch andere Ausgeburten meines Humors das wären, was sie sind." W. S. 1, 205.

Zu S. 184. An Zimmermann schrieb W. d. 27. Jun. 1765: „Es freut mich, daß Ihnen die Erzählungen gefallen. Aber soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? Ich höre nicht gern, daß sie sogar einem vieljährigen Ehemann, und einem — so weisen Mann Unruhe machen. Gott sey bei uns! was werden sie bei Knaben von 18 Jahren, was werden sie bei vorwitzigen Mädchen, übel versorgten Weibern und untröstbaren Wittwen für Wirkungen thun! Mir schauert, wenn ich daran gedenke. Im vollen Ernst, ich dachte nicht so weit; aber glauben Sie mir, wenn ich gleich kein Platonischer Schwärmer mehr bin, so hasse ich den Gedanken, Aegerniß zu geben, und der Urheber von sittlichen Uebeln zu seyn. Trösten Sie mich, wenn Sie können, denn ich versichere Ihnen, daß Sie mit diesem einzigen Wort eine ganze Reihe von Embryonen komischer Erzählungen in meinem Kopf zerstört haben." G. S. 2, 282.

D. 10. Jul. 1766. „Sie wünschen, daß ich nicht mehr als Epikuräer schreibe. Ich will * * seyn, wenn ich das verstehe. Die komischen Erzählungen sind doch nicht epikurisch — doch sie mögen seyn was sie wollen. In Kurzem werde ich Ihnen ein Gedicht, Musarion genannt, in der Handschrift

zusenden, wovon Sie mir Ihre Gedanken sagen sollen. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich schon lange in die heutige Moralphilosophie nicht mehr finden kann, — aber davon bin ich sehr überzeugt, daß die Priors und Hamiltons des vergangenen Jahrhunderts liebenswürdigere Leute waren als die feierlichen stoischen moralischen Sauertöpfe unserer Zeit." G. S. 2, 266.

Zu S. 194. — Biberach d. 5. Jan. 1762. „Ich habe einen Roman angefangen, den ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen des Agathons gewesen zu seyn mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu seyn wünsche." G. S. 2, 266.

Zu S. 256. An Riedel. Biberach d. 2. Jun. 1768. „Hier haben Sie meine Musarion, ein kleines Gedicht, welches Ihnen die tournure meines Kopfs und Herzens, meinen Geschmack und meine Philosophie besser schildern kann als irgend ein anderes meiner Werke." W. S. 1, 186.

Zu S. 276. Zum Beweise, daß die hier folgende Uebersicht nicht ein bloßer, und vielleicht gar unrechter Einfall von mir war, dient, was W. an Zimmermann d. 14. Febr. 1758 schrieb: „Sie scheinen sich das Sujet von Schönheit und Liebe (par rapport aux divers caractères des nations) noch nicht so groß vorgestellt zu haben, als es ist. Die Menschen empfinden die Liebe wirklich überaus ungleich, und noch ungleicher denken sie von ihr. Zu jenem gehört die Untersuchung, aus was für natürlichen Ursachen die mancherlei Gattungen der Liebe z. E. die muntere und aufgeweckte, die gut humorisirte, die übelartige, schwermüthige, fanatische u. s. w. entspringen (der Einfluß des Clima würde hier ein hauptsächliches Princip seyn). Hier würden Sie unvermerkt auf die wahren Quellen des Fanatisme und Mysticisme, und des prätendirten amour pur kommen — und wenn dieses letzte Sujet nur mit einer genugsam leichten Hand tractirt würde; so könnte gezeigt werden, daß die mystischen Ausschweifungen sehr begreifliche Ursachen haben, en

dépit de votre confrère Oberreit! Zu dem andern gehörten die verschiedenen Ideen und Systeme von der Liebe; die seltsamen Ideen der Griechen, Böotier und Spartaner (z. E.). Der Ursprung der Vergötterung der Weiber und der Galanterie und dergleichen. Doch dieses alles nur ἐν παρόδῳ. Es wäre vielleicht am besten, wenn Sie zu einem solchen Werk mit Gelegenheit Collectanea machten, und die Ausarbeitung dann mir überließen. Mich dünkt, Sie und ein jeder andre Medicus sind nicht metaphysisch genug zu einer solchen Entreprise." G. S. 1, 249 fg. — Späterhin beobachtete W. selbst hierin als eine Art von — Medicus. Man vergleiche übrigens über W's Ansichten der Liebe noch in G. S. 1, 253 fg. 293. 302.

Zu Bd. 2. S. 111. Sie haben durch den Wunsch, Ihnen von dem Probestücke des Schillerschen Don Carlos im 1. Hefte der Rheinl. Thalia meine Gedanken schriftlich vorzulegen, ein größeres Vertrauen in meine kunstrichterliche Geschicklichkeit zu setzen geruht als ich verdienen zu können befürchte. Das dramatische Fach ist niemals weder mein innerer Beruf noch mein besonderes Studium gewesen; ich besitze wenig von allem dem, was man unter dem vielsagenden Worte Theaterkentniß begreift; und endlich scheint auch die wenige Rücksicht, welche von unsern neuesten Schauspielmachern auf meine vielmals öffentlich geäußerte Grundsätze über diesen wichtigen Zweig der Musenkunst genommen worden, ein billiges Vorurtheil gegen meinen Geschmack in dramatischen Dingen zu erwecken.

Wie dem aber auch seyn mag, ich unterziehe mich der kleinen Arbeit, so Sie von mir verlangen. Und ich werde in Eröffnung meiner Meinung von diesem neuesten Versuche des Hrn. Raths Schiller um so freimüthiger seyn, da ich solche einem Richter vorlege, dessen leztem und entscheidendem Urtheil ich sie mit gänzlicher Ergebung unterwerfe.

Es würde verwegen seyn, über das Ganze eines so großen Werkes als eine Tragödie ist, nach dem ersten Act schon urtheilen zu wollen. Indessen

findet doch hier das bekannte ex ungue leonem statt; und Hr. Schiller hat in diesen acht Scenen schon so viel von der Anlage seines Stückes, von den Grundzügen seiner handelnden Personen, von seiner Darstellungsart, Sprache, Versification u. s. w. sehen lassen, daß man wenigstens über diese Theile einigermaßen zu urtheilen im Stande ist.

Ueberhaupt scheit mir die Wahl des Sujets seinem poetischen Muthe Ehre zu machen. Gewiß würde es, in der gehörigen Vollkommenheit ausgeführt, eines der besten Stücke werden, die jemals auf die Schaubühne gebracht worden. Aber die Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hat, sind, meines Erachtens, groß genug, um den ersten Meister der Kunst abzuschrecken.

Diese Schwierigkeiten würden ungleich geringer seyn, wenn die Geschichte, woraus er den Stoff seines Stückes genommen, etliche tausend Jahre älter wäre: aber, so nahe wie sie uns liegt, machen Zeit und Ort die Bearbeitung desselben fürs Theater, und insonderheit die tragische Behandlung einer incestuosen Liebe um so schwerer, weil der Dichter, durch viel bestimmtere Formen, durch weit strengere Gesetze des Wahrscheinlichen, Schicklichen und Anständigen gebunden, sich immer zwischen der Gefahr zu viel oder zu wenig zu thun, wie zwischen Scylla und Charybdis forttreiben muß.

Wie groß aber auch immer die Schwierigkeiten seyn mögen, aus dem Don Carlos oder vielmehr aus des Abbé de St. Real kleinem Roman dieses Nahmens, eine gute Tragödie zu machen: so bleibt doch gewiß, daß dem Genie alles möglich ist. Aber freilich machen selbst die größten Geisteskräfte für sich allein so wenig einen vortrefflichen Tragödienschreiber als irgend einen andern Künstler, und die reichste, lebendigste und feurigste Einbildungskraft kann den Mangel an Welt und Menschenkenntniß, und an richtiger Beurtheilung des Wahren und Schicklichen, welche den Dichter selbst in den Stunden der höchsten Begeisterung nie verlassen darf, nicht ersetzen.

Ich hege keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. S. und ich habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine noch immer zu feurige und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Sujets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechischen und Französischen Meister studieren, sich um eine nicht bloß dichterische, sondern exacte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben, und mit einem Worte, die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. Nichts als das Wahre ist schön; nichts als das Wahre thut Wirkung auf Leser oder Zuhörer, denen ein Mann von Geschmack zu gefallen wünschen kann. Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder, u. s. w. in den Mund legen — wenn es nicht am rechten Orte geschieht, wenn er sie eine Sprache reden läßt, die sich für ihren Stand nicht schickt und die kein Mensch ihrer Classe jemals gesprochen hat, wenn sie alle Augenblicke wie Poeten, und sogar wie lyrische und dithyrambische Poeten reden *), wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrücken, bald ins Schwülstige und Affectirte fallen u. s. w., so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervor-

*) S. die Nattern seines Sohnes, welche König Philipp zu Gaste ruft, in der ersten Scene zwischen Don Carlos und dem P. Domingo.

bringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht, und wovon ihre ganze Wirkung abhängt.

Ich möchte daher angehenden Tragödienschreibern einen Genius wünschen, der ihnen das Horazische Vos exemplaria graeca etc. Tag und Nacht in die Ohren flüsterte. Wer mit dem Geiste eines Sophokles vertraut worden ist, wer den hohen Werth seiner Simplicität, und den großen Verstand, der ihn nie etwas unrichtiges, spielendes, übertriebenes, unschickliches noch unzeitiges sagen läßt, recht zu schätzen gelernt hat, wird gewiß darin das beste Verwahrungsmittel vor diesen Fehlern finden, wovon oft ein einziger hinreichend ist, die schönste Scene zu verunzieren.

Es würde eine eben so weitläuftige als undankbare Arbeit seyn, wenn ich den vorliegenden 1. Act des Don Carlos nach meinen Begriffen von dem, was eine Tragödie seyn soll, oder nach irgend einem anerkannten Meisterwerk der Griechen und Franzosen, im Detail beurtheilen sollte. Ich empfehle diese Arbeit dem Hrn. S. selbst, und müßte mich sehr an ihm irren, wenn er den Unterschied nicht fühlen, oder ihn zu seinem Vortheile auslegen sollte. Ich kann mich irren; aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem sechzehnten Jahrhunderte und dem Hofe Königs Philipp II. nimmt, erlaubt sey, sie in idealische Phantasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Karikaturen seyn mögen, aber doch immer nur Karikaturen sind; daß ich ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich und der redenden Person nicht anständig sind; und daß überhaupt die Sprache in diesem Stücke sehr

weit von dem entfernt ist, was nach meinem von Sophokles und Racine abgezogenen Ideal die schöne Sprache der Tragödie seyn soll.

Herr S. verlangt mit Strenge beurtheilt zu werden. Dies ist, was ich mir nicht anmaßen kann noch will. Ich rede bloß nach meinem Gefühl. Es würde, wie gesagt, viel zu weitläuftig seyn, die Gründe desselben mit einer gewissen Genauigkeit anzugeben, und vom ersten Verse bis zum letzten zu zeigen, was mir gefällt oder nicht gefällt, und warum ich so vieles nicht gut heißen kann. Aber einige Andeutungen, einige Beispiele bin ich doch zu geben schuldig.

Der Abbé Raynal scheint mir in einer Stelle seiner Histoire du Stadhouderat den Charakter des Prinzen Don Carlos mit wenig Zügen sehr gut gezeichnet zu haben. Le jeune prince (sagt er) étoit né avec cette grandeur d'ame, cette passion pour la gloire, cette élévation de courage, cette compassion pour les malheureux qui font les Héros: mais il avoit un gout décidé pour les choses extraordinaires et singulières, qui font souvent les aventuriers. Ganz gewiß ist dies gerade ein Charakter für die Tragödie, aber die Kunst ist, ihn nun mit Wahrheit darzustellen. Ich sehe, was Hr. S. thun wollte — ich sehe auch, daß es ihm hie und da gelungen ist: aber im Ganzen sehe ich doch in der Arbeit, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein anderes Gesez kannte als die rohe Natur, als einen Prinzen der von einem Carl V. seine erste Bildung erhalten hatte. Ich halte es, z. B. für unmöglich, daß ein Prinz wie Don Carlos in so unerträgliche Rodomontaden ausbreche, wie auf S. 146. Wer zum König geboren, und nur halbweg von Natur großherzig ist, prahlt nicht so im Ton der Könige unsrer alten Haupt- und Staats-Actionen mit den Vorzügen seiner Geburt — und wer kurz zuvor gesagt hat, er habe eine viehische Erziehung gehabt, (S. 130) er habe knech-

tische Begegnung erdulden müssen, sey im Angesicht des ganzen Hofes gegeißelt worden, daß er sich wie ein Wurm gewunden habe, habe drei Stunden auf einem Scheit Holz knieen müssen u. s. w., dem steht es warlich übel an, eine Viertelstunde darauf zu sagen:

was müssen sey, erfuhr der Knabe nie —

Ich halte es für unmöglich, daß ein Spanischer Kronprinz einem General-Inquisitor und Beichtvater des Königs, in Zeiten, wo auch der König vor einem General-Inquisitor zittern mußte, so begegne, wie Don Carlos S. 114 thut; auch scheint es mir, es habe diesem Prinzen, zu einer Zeit, da die Ewigkeit der Höllenstrafe bei allen christlichen Religionspartеien für die ausgemachteste Wahrheit galt, gar nicht einfallen können, dem besagten General-Inquisitor zu sagen:

— die Ketten der Verdamniß zerbrechen endlich —

Meinem Gefühl nach kann Don Carlos, so unsinnig ihn auch seine Leidenschaft in diesem Augenblicke machen mag, nicht zur Königin sagen: (S. 151.)

Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron ist für den Glücklichen,
Der Sie gesehen hat, der Sprung nicht schwer.

Er kann, soll und darf solchen Non-Sens eben so wenig sagen, als er zum Rodrigo sagen darf:

o Rodrigo, schenke mir nur wenige Augenblicke allein mit ihr
und nimm dafür die ganze Unsterblichkeit des Carlos zur Verschreibung.

oder, als er sagen kann: S. 147.

daß Carlos nicht gesonnen ist,
der Unglücklichste in seinem Reich zu bleiben, wenn es ihn nichts als den Umsturz der Gesetze kostet, der Glücklichste zu seyn.

Aber freilich kann auch eine Königin von Spanien, und Henri IV. Tochter nicht wie eine Parisische Grisette sagen:

So schnell vergessen Pariser Mädchen ihre Heimath nicht.

Auch nennt sich diese Königin nicht Philipps *Frau* — sagt nicht:

> weil ich ein *kindisches* Verlangen trug
> mich mit der kleinen Clara zu vergnügen.

Dergleichen Ausdrücke, die nur in der bürgerlichsten Art von Lustspielen passend seyn können, kommen nicht selten vor, und stechen von der schwülstigen Sprache, die im Ganzen die Oberhand hat, seltsam ab.

Ueber den Charakter des Rodrigo, und die Schlußscene dieses Acts zwischen ihm und dem Prinzen wäre vieles zu sagen, was Hr. S., wenn er seine Arbeit nur ein einziges Jahr liegen läßt, und sie dann wieder mit kälterm Blute ansieht und durchmustert, sich vermuthlich selbst sagen wird. Ich erinnere hier nur dieß einzige: wenn die Anekdote, an die ihn der Prinz S. 126 wieder erinnert, wahr ist; wenn Rodrigo *zugeben*, und *zusehen* konnte, daß Don Carlos um seinetwillen unschuldiger Weise so schimpflich und unmenschlich mißhandelt wurde, so war Rodrigo der elendeste unter allen Nichtswürdigen, die jemals unverdienter Weise Athem geholt haben; und es braucht nichts als diesen einzigen Charakterzug, um ihn den Zuschauern durch das ganze Stück unerträglich zu machen.

Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß der spanische Name Rodrigo die mittlere Sylbe schlechterdings *lang* haben muß, und daß man eben so
                                                             − ∪ ∪
wenig (wie Hr. S. durchgehends thut) Rodrigo
  − ∪ ∪   − ∪ ∪
als Henricus oder Polonus sagen kann. Eben so sagt man in Spanien nicht Dom Carlos, oder Dom Philipp, sondern Don. Das Dom ist nur bei den Benedictiner-Mönchen von der Congregation de St. Maur üblich, wo es eine Abkürzung des bei andern Catholischen Geistlichen und Religiosen gewöhnlichen *Domnus* statt Dominus ist. Auch in Kleinigkeiten muß man beim Costum bleiben.

Ich fange zu spät an zu merken, daß ich die Geduld zu ermüden Gefahr laufe, und lasse es also um so lieber bei dem bisher gesagten bewenden, da mir selbst nichts unangenehmers ist als zu tadeln, was ich vielleicht nicht besser oder wohl gar schlechter machen würde. Hrn. S. größter Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher teutscher Schriftsteller zu beneiden Ursache hat, — ist wirklich nur, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzugroßer Ueberfluß zeigt sich auch in der Länge der Scenen; ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein ganzes Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Act schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wann es genug ist, und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst. Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse als Hrn. S. erster Act.

Voltaire sagt von gewissen Tragödienmachern seiner Nation: enivrés d'un succés passager ils se croyent au dessus des plus grands maîtres et des anciens qu'ils ne connoissent pas. Da dies hoffentlich nicht der Fall des Hrn. Raths Schiller seyn wird, so überlasse ich mich mit Vergnügen der Hofnung, daß er durch gehörige Ausbildung seiner glücklichen Anlagen sich der Aufmunterungen des Publicums immer würdiger erweisen werde.

Ich bin ꝛc.

Weimar, den 8. May 1785.

Wieland.

